This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

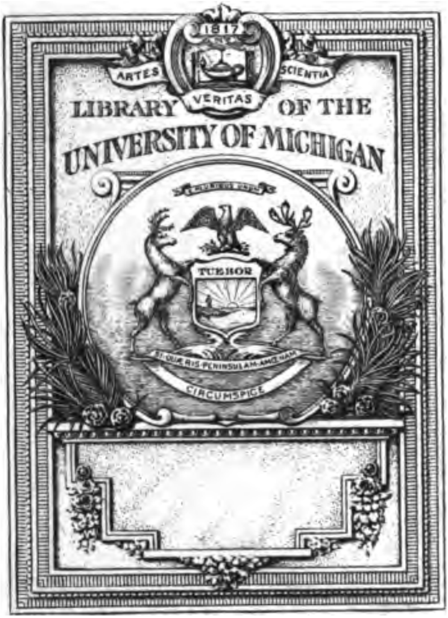
We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

A 559362



Digitized by Google

H
1399

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AP
30
.B48
v.13

Digitized by Google

GL
Der Baralura
11-29-55
95512

Inhalt
des dreizehnten Bandes.

Januar.

1. Rede am Geburtsfeſt Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm, gehalten auf dem Königl. Nationaltheater in Berlin, den 3. Aug. 1787. S. 1
2. Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs. Fortſetzung. (Man ſ. Dezemb. vor. J. S. 495. 6
3. Verfolg der Unterſuchung über die Allgemeinheit des Unterrichts in den alten Sprachen. Vom Hrn. Geheimen Kanzlei-Sekretär Rehberg. 20
4. An meinen Vater: Bei Gelegenheit ſeines (75ſten) Geburtstages, den 1. Nov. 1788. Vom Hrn Prof. Spalding. 57
5. Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten, die Parlemente in Frankreich betreffend. Beſchluß; (ſ. Dezemb. vor. J. S. 544). Vom Herrn Prof. Hegewiſch 62
6. Anekdoten, Sr. Königl. Majeſtät, Friedrich Wilhelm den Vielgeliebten, als vierzehnjährigen Prinzen von Preußen, den Major von Kleiſt, und den Herzog Leopold von Braunſchweig betreffend. Vom Hrn. Dr. Krünitz. 81
7. Herrn Dr. Girtanners Erklärung. 94
8. Berliniſche Mortalitäts- und Krankheits-Tabellen 96

Mit dem von D. Berger geſtochenen Bildniß Sr. Excellenz des Königl. Preuß. Staats- und Finanzminiſters von Gaudi.

April.

1. Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs. S. 293

2. Fernere Unterſuchungen über allgemeine Toleranz und Freiheit in Glaubensſachen. Vom Herrn Geheimen Kanzleiſekretär Rehberg. 297

3. Hymenäus. 349

4. Einige Anmerkungen über die im engliſchen Parlamente vorgefallenen Debatten, die Ernennung eines Reichsverweſers betreffend. 351

5. An Wolſka. 358

6. Ein Starkianer, Herr Stark, und Herr Zimmermann; oder drei Definitionen: was heißt apodiktiſch, was heißt ſich rechtfertigen, und was heißt infam? Von den Herausgebern. 360

7. Horazens Weiſſagung. Von F. Gedike. 395

8. An die Blumen in eines kleinen Mädchens Sarge. Vom Hrn. Kammerſekretär Bock. 410

9. Widerlegung einer falſchen Nachricht. Vom Herrn Prediger Lengnich. 410

10. Berechnung der im erſten Quartal des Kirchenjahres von $17\frac{88}{89}$ in Berlin Gebornen und Geſtorbenen. 412

Mai.

1. Empfindungen beim Thauwetter am 3 April d. J. Von J. A. v. B. S. 413

2. An den Virgil. Horazens zwölfte Ode des vierten Buchs. Von Hrn. Prof. Ramler. 415

3. Magnetiſtiſche Verſuche des Grafen von Satillien zu Braunſchweig. Vom Herrn Oberjägermeiſter von Sierstorph. 421

4. Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs. (Man ſ. April, S. 293). 453

5. Nachricht von der Philidorſchen Geiſterbeſchwörnng. Vom Herrn Kammerherrn von der Reck. 456

6. Erzählung einer neulichen Geiſtercitation in Berlin. 474

7. Neue chemiſche Unterſuchung des Semlerſchen Luftgoldes. Vom Herrn Profeſſor Klaproth. 484

8. Ueber die Veredlung des Advokatenſtandes in Frankreich. Vom Herrn Profeſſor Hugo. 497

9. Erklärung des Fürſten von Heſſenſtein. 505

10. Nachricht von der Leopoldsſtiftung. 506

Digitized by Google

Junius.

1. Vergleichung eines alten und neuen Soupé. Vom Hrn. Geheimen Juſtizrath Möſer. S. 509
2. Nachricht von dem Ruſſiſchen Seekriege wider die Türken. Fortſetzung; man. ſ. Sept. 1788, S. 231). 515
3. Hans und die Senſe. Der Staat und die Todesſtrafen. 534
4. Der König Mikita, eine ganz neue Geiſterge-ſchichte. 542
5. Von Weibern, die erſt dann, wenn ſie geſchlagen werden, ihre Männer lieben. 551
6. Zwei öffentliche Nachrichten über den Magnetismus. 561
7. Schreiben eines Reiſenden in der Schweiz. 565
8. Erklärung über die neue chemiſche Unterſuchung des Luftgoldes. (S. Mai, S. 484. f.) Vom Hrn. D. Semler. 575
9. Ueber den Lorbeer auf Virgils Grabe bei Neapel. Vom Hrn. Dr. und Domherrn Meyer zu Hamburg. 581
10. Nachtrag zur Nachricht vom Spurſteine. Vom Hrn. Karſten, D. der Weltweish. und Königl. Bergkadett zu Halle. 592
11. Beiſpiel von verſchiednen Arten aufzuklären. Vom Hrn. v. Br. 596
12. Malachowski. 599
13. Luxus in der Kurmark zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. 600
13. Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs. (Man ſ. Mai, S. 453.) 604

Digitized by Google

Berliniſche Monatsſchrift.

1789.

Erſtes Stük. Januar.

I.

Rede am Geburtsfeſte Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm, gehalten auf dem Königlichen Nationaltheater in Berlin, den 3ten Auguſt 1787.

Sey gegrüßt an dem Tage, der Dich der Preuſſiſchen Welt gab,
Erſter Königsſohn, auf welchen die zärtlichen Augen
Eines Volkes gerichtet ſind, das mit dem redlichſten Eifer
Seinen Beherrſchern dient, und, gleich den alten Teutonen,

Nicht im Staube kriecht, wie die trägen Sklaven,
die unter
Heißerer Sonne glühen *). — Heil Dir, der Du
noch itzo
In der glücklichen Zeit lebſt, wo Du, von eigenen
Sorgen
Frey, die Sorgen der Könige kennen lernſt, die
Gefahren
Kennen lernſt, die fern und nah die Thronen
umgeben;
Wo Du, geführt von der Klugheit und Redlichkeit
und von der eignen
Wiſſensbegierde getrieben, von allen Schriften der
Weiſen,
Gleich der Biene, die feinſten Blumen genießeſt,
und alle
Höheren Künſte lernſt, die den künftigen Staats-
mann und Feldherrn
Bilden;

*) Die Unterthanen einiger heißen Länder in Aſia und Afrika werden von ihren Königen wie die elendeſten Sklaven tyranniſiret. So ſind Deutſchlands Beherrſcher gegen eine Nation nicht geſinnt, welche noch den Geiſt ihrer alten tapfern Vorfahren beſitzet.

Digitized by Google

Bilden; aber auch nicht der vaterländiſchen Muſe
Unterricht verſchmähſt, die die feinſten Lehren oft lachend
Den Mitlachenden giebt; oft auch voll rührenden Ernſtes
Durch die Thaten der Vorwelt lehret, heroiſche Tugend
Zur Nachahmung aufſtellt. — Deinem Herzen noch theurer,
Haſt Du das neue nicht fabelhafte Vorbild, den Großen
Friedrich, wie vormals Octavian den erhabenen Cäſar,
Den er Degen und Feder gleich glücklich führen ſah, dem er
Selbſt ſo nahe verwandt war, wie Du dem vergötterten Friedrich *),
Deſſen Degen und Feder den nordiſchen Himmel izt ausſchmückt **). —

*) Cäſar war der Großoheim des Octavianus, der nachmals den Namen Auguſtus erhielt.

**) Zielt auf das neue Sternbild in der Bodenſchen Himmelskarte, Friedrichsehre genannt, welches

Und noch haſt Du das lebende Muſter des Preußiſchen Titus,
Deines allgeliebten Vaters. Wer unter den Fürſten
Dieſen Namen trägt, iſt der Gottheit wahreſtes Abbild.

Einſt und lange ſey Du es der Nachwelt! Die Tugenden alle
Leiten Deine Schritte, Prinz! und die höchſte von allen,
Die Verehrerinn Gottes, Euſebia *), führe den Chor auf! — —
Gehe denn Deine Laufbahn fort, o Boruſſiens Hoffnung!
Alle, die Dich lieben, — und o! wer wird Dich nicht lieben? —
Stimmen an mit mir: Es lebe Boruſſiens Hoffnung!

Chor.

Degen und Feder mit Lorbern verbunden, nebſt einer Krone darüber vorſtellt, und unweit des Muſenpferdes Pegaſus und des Schwanes ſteht. (S. Berl. Monatsſchr. 1787 Februar S. 187.) Es iſt bereits von allen auswärtigen Akademien mit großem Beyfall angenommen worden.

*) Der Griechiſche Namen Euſebia heißt ſo viel als Religion.

Digitized by Google

*　*　*

Chor.

Lebe, Boruſſiens Hoffnung!
Deines Vaters Freude,
Deiner Mutter Stolz!
Lebe, Boruſſiens Hoffnung,
Wonne der künftigen Welt!

Deine Schritte begleite
Aller Tugenden Chor!
Alle freundlichen Künſte
Folgen jauchzend dir nach!

Feyret den ſeligen Tag,
Der Ihn dem Lande gegeben,
Glückliche Söhne der Enkel,
Feyret den ſeligen Tag!

Lebe, Boruſſiens Hoffnung!
Deines Vaters Freude,
Deiner Mutter Stolz!
Lebe, Boruſſiens Hoffnung,
Wonne der künftigen Welt!

Ramler.

Digitized by Google

2.

Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs.

(Man ſ. Dezember vorig. J. S. 495.)

X.

So viel ich nunmehr aus allen öffentlich bekannt gewordnen Nachrichten ſchließen kann, geht Nekkers Interimsplan dahin: 1) die von dem vorigen Miniſterium auf dieſes Jahr angewieſenen Rükzahlungen (Rembourſſements) nicht zu erfüllen, ſondern dieſe Zahlungen auf ein ganzes Jahr hinauszuſetzen, jedoch mit dem Verſprechen, fünf von Hundert an jährlichen Zinſen zu vergüten; 2) alle fällige Zinſen, Leibrenten, Gehalte, Penſionen und überhaupt alle laufende gewöhnliche Ausgaben in baarem Gelde zu leiſten: wenn aber der Treſor dazu nicht im Stande iſt, die diesfälligen Gläubiger des Staats auf eine höfliche Art abzuweiſen, und ſie auf eine andre unbeſtimmte Zeit zu beſtellen.

Wie groß Nekkers Verdienſt hiebei erſcheinet, dieſen Plan ausgedacht zu haben, will ich nicht entſcheiden. Indeß will ich folgende Bemerkungen mittheilen.

1) Die Rükzahlungen für das Jahr 1788 betragen 54 Millionen. Folglich bleibt der Treſor im

im itzigen Jahr um dieſe Summme zurük. Der Nachtheil von dieſer Nicht-Zahlung kann für die innere Cirkulation nicht ſo fühlbar werden, als wenn die Auszahlung der Zinſen, Leibrenten u. ſ. w. unterblieben wäre. Dieſe werden ihrer Natur nach zum Lebensunterhalt beſtimmt; jene Rükzahlungen ſind Kapitalien, von denen man vorausſetzen kann, daß ſie wieder belegt werden. Geſetzt nun auch, daß durch den Mangel an Kapitalien manche Verbeſſerung unterbleibt, und manche Art von Gewerbe in kraftloſen Zuſtand verſetzt wird; ſo iſt doch dies Uebel, wäre es auch von fürchterlicher Gröſſe in Abſicht auf die Zukunft, doch für den Augenblik nicht ſo ſchreklich und drükkend, als wenn das Geld fehlet, wovon man leben ſoll.

2) Wenn nach Nekkers Angabe das Defizit im Jahr 1788 — die Rükzahlungen ausgenommen — zwiſchen 70 und 80 Millionen beträgt, und er itzt durch alle die vorher (Dezemb.) angeführten Arten von gezwungenen Darlehnen 40 bis 50 Millionen zuſammengebracht hat; ſo fehlen ihm zwar noch 30 Millionen: ich glaube aber, daß er dieſe nicht große Summe noch zuſammenbringen wird.

3) Nekkers öffentliches Betragen in Abſicht auf dieſen Plan, hat nicht meinen Beifall. Die Leere im Königlichen Schatze, und die Unfähigkeit der ehemaligen Finanzbedienten dieſer Leere abzuhelfen, waren ganz Frankreich bekannt. Der König, die Königinn, die Prinzen, die Stände, das ganze

Volk, nahmen in dieſer Verlegenheit ihre Zuflucht zu Nekkern, und erkannten ihn laut für den Mann, der ihre zerrüttete Finanzen wiederherſtellen würde. Nekker übernahm das ihm anvertraute Geſchäft. War es nun nicht ſeine Pflicht — ich will nicht ſagen, aus Klugheit, ſondern nur aus Erkenntlichkeit gegen das uneingeſchränkte Zutrauen, das König und Volk gegen ihn bewies — daß er ganz gerade, offen und aufrichtig gegen König und Volk zu Werke ging? Mußte er, wenn er es fühlte, daß er mit ſeinen Kenntniſſen und Talenten nicht helfen konnte, dieſes dem Volke nicht ſagen? Mußte er nicht öffentlich erklären, das Uebel ſei ſo groß, daß im gegenwärtigen Jahre alle verſprochene Rükzahlungen wegfallen müßten, und daß mit allen zu erhaltenden Darlehnen es höchſtens möglich gemacht werden würde, die laufenden Zinſen, Renten und Gehalte zu bezahlen? Statt deſſen verſpricht Nekker: alles in baarem Gelde zu bezahlen; in der That aber thut er es nicht. Nicht genug, daß er die Leute mit ihren Kapitalforderungen bei dem Treſor abweiſet, und ſie nach Verlauf eines Jahres wieder beſtellt: er giebt ihnen nicht einmal für die Richtigkeit dieſer hernach zu erhaltenden Zahlung eine Sicherheit; und er verſpricht ihnen die zu bekommenden Zinſen auf keine geſetzmäßige Art. Dieſer Machtſpruch von Seiten Nekkers iſt größer als der Machtſpruch des ſo verhaßten Prinzipal-Miniſters. Dieſer ließ doch durch den König die

nach

Digitized by Google

nach einem Jahr zu erhaltende Kapital- und Zinszahlung verſichern. Nekker aber weiſet die Gläubiger ſchlechtweg ab, und läßt ihnen die Verſicherung von endlich zu erhaltender Zahlung durch Kaſſenbediente geben, die weder für ihre Perſonen, noch durch ihr Amt eine Sicherheit zu leiſten im Stande ſind.

4) Nekkers Betragen als Privatmann, ſo viel wir davon in den Zeitungen leſen, wirft kein vortheilhaftes Licht auf ihn. Man hat ihn ſchon lange einer ungemeſſenen Eitelkeit beſchuldiget. Seine Schriften ſind ſo voll Eigenliebe, daß dieſer Vorwurf dadurch vermehrt worden iſt; und wenn ich alle Reden und Sentenzen betrachte, die von ihm ſeit ſeinem Eintritt in das Miniſterium in den öffentlichen Blättern aufgezeichnet ſtehen, ſo entdekt man abermals Spuren von Eitelkeit. Schade um den Mann, daß er bei ſeinen anderweitigen Verdienſten dieſe Schwäche an ſich hat! Eitelkeit iſt jedem Menſchen nachtheilig; einem Geſchäftsmann aber iſt ſie verderblich, und deſto verderblicher, je größer der Wirkungskreis iſt, worin er ſich befindet.

5) Die Nation fühlt, daß Nekker bis izt das nicht geleiſtet hat, was ſie ſich von ihm verſprochen hatte. Sie fühlt es, daß er nicht das Zutrauen gegen ſie bewieſen hat, was ſie gegen ihn auf eine ſo ruhmvolle Art äußerte. Die Nation ſchämt ſich aber noch, ihren Irrthum zu geſtehen. Sie ergreift begierig alles, bis auf die unbedeutendſten

Digitized by Google

Kleinigkeiten, woraus Nekkern ein Verdienſt gemacht werden kann; und ſie erträgt das Uebel, was ihr geprieſener Finanzminiſter nicht geheilt hat, in der Stille und ohne lautes Murren. Sie hoffet, er werde ſeine ganze Kunſt erſt alsdann zeigen, wenn die Stände zuſammenkommen; und bis dahin enthält ſie ſich aller lauten Kritik über ihn. Die einzige, die ſie über ihn macht, beſteht darin: daß die öffentlichen Fonds ſeit der Nekkerſchen Adminiſtration eher im Fallen als im Steigen ſind.

6) Man hat Nekkern bei ſeiner erſten Adminiſtration vorgeworfen: er habe den Ueberſchuß der Einkünfte über die Ausgaben bloß durch Erſparungen verſchaft, die auf Machtſprüche beruhen; der von ihm gegründete Kredit ſei kein wahrer öffentlicher Kredit Frankreichs geweſen, ſondern ein perſönlicher Kredit, der ſich auf Nekkers Perſon und auf ſeine Adminiſtration geſtüzt hätte; und unter allen ſeinen Operationen ſei auch nicht eine zu entdekken, die den großen Geiſt dadurch kennbar mache, daß die Königlichen Einkünfte durch die vergrößerte Einnahme des Volks vermehret worden. Wir müſſen nun ſchon ein paar Monate noch Geduld haben, um zu ſehen, ob es Nekker anizt beſſer machen wird.

Berlin, d. 28 November 1788.

XI.

Die Verſammlung der Notabeln iſt den 6 November in Verſailles eröfnet. Es ſind bei dieſer

Gele-

Gelegenheit verſchiedne Reden gehalten worden, die insgeſammt darthun, daß die Notabeln ſich bloß mit der Form beſchäftigen ſollen, nach welcher künftig die Allgemeinen Stände ſich zu verſammeln und ihre Berathſchlagungen anzuſtellen haben. Von der Materie, die erörtert werden ſoll, geſchieht gar keine Erwähnung. Da ich keine andre Abſicht habe, als meine Bemerkungen über den Finanzplan mitzutheilen, den Nekker den Ständen vorlegen wird; ſo werde ich durch die Verſammlung der Notabeln wenig oder gar keinen Anlaß bekommen, etwas aufzuſetzen, weil dieſe ſich nemlich bloß mit der Form des künftigen Reichstages beſchäftigen. Ich will indeß einige allgemeine Bemerkungen herſetzen.„

Nekkers Abſicht geht unſtreitig dahin, dem Bürgerſtand in die Geſchäfte des Reichstags einen größern Einfluß zu verſchaffen, als er bei den bisherigen allgemeinen Verſammlungen der Stände gehabt hat. Ehemals, wenn ich mich recht erinnere, waren nur zwei Stände in Frankreich: die Geiſtlichkeit und der Adel. Dieſen fügte man zwar in den folgenden Zeiten den dritten Stand, nehmlich Bürger und Landleute, hinzu; allein das Verhältniß, wie der dritte Stand in Rükſicht auf die beiden erſtern zur Abfaſſung eines Reichsſchluſſes mitwirkte, war dem innern Verhältniſſe der Stände gar nicht angemeſſen. Nekker wünſcht nun, bei dem nächſten Reichstag ein richtigeres Verhältniß feſtzu-

Digitized by Google

feſtzuſetzen. Dies von den Notabeln zu erhalten, wird gewiß ſchwer ſein. Der größte Theil von ihnen iſt unſtreitig aus der Geiſtlichkeit und dem Adel; wie ſchwer hält es aber nicht, daß Jemand — aus reiner Liebe zum allgemeinen Beßten — ſich ſelbſt und ſeine Vorrechte verläugne, und Andern Rechte zugeſtehe, deren ſie ſich bisher nicht zu erfreuen gehabt haben? Nekker hat zwar in ſeiner Rede recht gut ausgeführt: daß ſich ſeit dem letztern Reichstag in Abſicht auf das innere Verhältniß das Vermögen der Unterthanen um ſehr vieles geändert hat; daß durch den großen Zuwachs von metalliſchem Vermögen eine neue Art von Reichthum entſtanden iſt; daß die Gläubiger des Staats eine neue bisher unbekannte Klaſſe von Staatsbürgern ausmachen, deren Wohl mit dem Wohl des Staats auf eine unſichtbare und vormals ganz unbekannte Art zuſammenhängt; daß Kaufleute und Fabrikanten itzt einen ganz andern Einfluß auf den Nahrungsſtand der Unterthanen haben als vor zweihundert Jahren; und daß die Klaſſe der freiwilligen Akkersleute alle Achtung von Seiten des Staats verdiene. Damit aber auch weder Geiſtlichkeit noch Adel glauben mögten, als wenn der Staat nicht ihre Vorzüge kennete und ſchätzte; ſo zeigt Nekker im Gegentheil; wie ſehr der König von den Verdienſten der Geiſtlichkeit und des Adels überzeugt, und wie verſichert er von ihrem patriotiſchen Eifer zu Erhaltung der möglich größten

ten

Digitized by Google

ten Landeswohlfahrt wäre. Allein alles dies läßt uns noch keine gegründete Muthmaßung auf die Entſchlüſſe der Notabeln machen.

Ehemals ward der Einfluß auf die Berathſchlagungen und Entſchlüſſe des Reichstags durch den Beſitz von Ländereien hauptſächlich beſtimmt: ſo daß derjenige, der mehr Ländereien beſaß, mehr Recht hatte, als derjenige, welcher wenige Ländereien beſaß; und wer gar kein Ländereivermögen hatte, war vom Stimmrecht auf dem Reichstage ausgeſchloſſen, wenn er auch ein noch ſo großes anderweitiges Vermögen beſaß. Dies war eine Folge der ehemaligen Verfaſſung der Staaten, wo man faſt kein anderes Vermögen kannte, als Ländereivermögen. Man blieb bei dieſem Grundſatz, ſelbſt wie ſich ſchon wirkliche Spuren von Geldvermögen zeigten, weil die erſten Beſitzer des Geldvermögens Juden und Wechsler waren, die unter dem Bann lagen, und deren Handthierung äußerſt verhaßt war. Aber itzt, da die Sachen ſich ſo ſehr geändert haben, da ſo viel neue Arten von Vermögen und Reichthum entſtanden ſind, die gar nicht zum Ländereivermögen gehören, da alle dieſe Arten von Vermögen zu der Quelle der Staatseinkünfte gehören, und da es unrecht ſein würde, wenn nur die Beſitzer der einen Art des Vermögens das Recht haben ſollten, über allgemeine Landesangelegenheiten ſprechen zu können: itzt, ſage ich, iſt wohl kein Streit, daß der ehemalige Grund-

ſatz

ſatz von Beſtimmung des Einfluſſes auf Reichs-tagsſachen abgeändert werden müſſe. Nekker empfiehlt daher den Notabeln in ſeiner Rede, auf dieſen Punkt die gehörige Rükſicht zu nehmen. Wenn ihm dies gelingt, ſo hat er ein Groſses gewonnen. Denn, da die öffentlichen Fonds ein wahres Vermögen ſind, da dieſe Art von Vermögen einen wichtigen Gegenſtand in Frankreich ausmacht, und da deſſen Beſitzer (wenn Nekkers Vorſchläge genehmigt werden) Zutritt zum Reichstag erhalten; ſo kann Nekker durch das eigene Intereſſe dieſer Klaſſe von Bürgern verſichert ſein, daß keine Machtſprüche in Abſicht auf die öffentlichen Schulden durchgehen werden. Sprächen die Ländereibeſitzer allein auf dem Reichstag, ſo könnten dieſe durch eine vorhergeſehene plötzliche Erleichterung in ihren Abgaben verleitet werden, einen allgemeinen Staatsbankerott für vortheilhaft zu halten. Und wenn hernach auch daraus das gröſste Elend erfolgte, ſo wäre das Uebel geſchehen, und alle Hülfsmittel fielen weg. So bald aber den Ländereibeſitzern auf dem Reichstag durch die Beſitzer der übrigen Arten von Vermögen das Gleichgewicht gehalten wird; ſo kann das ſcheinbare Intereſſe der einen Klaſſe von Staatsbürgern nicht leicht das wahre Intereſſe der übrigen Klaſſen überwiegen. Ob nun Nekkers Vorſchläge den Beifall der Notabeln erhalten werden, kann ich nicht wiſſen. — Ein Glük für ihn und für die gute Sache

wird

Digitized by Google

wird es ſein, wenn die Notabeln keine determinirte Anhänger des phyſiokratiſchen Syſtems ſind. Die Phyſiokraten kennen, wie Jedermann weiß, kein andres wahres Vermögen als Ländereivermögen.

Der Bürgerſtand hat mehrentheils in Frankreich Repräſentanten aus den beiden erſtern Ständen genommen; und da haben dieſe Stellvertreter ſehr oft das Intereſſe ihrer Prinzipalen vernachläßigt: das perſönliche Intereſſe des Repräſentanten hat das Uebergewicht über das ihm eigentlich anvertraute Intereſſe erhalten. Selbſt bei den Notabeln zeigt ſich ſchon dieſer Umſtand: daß der erſte Präſident des Parlementes, der einer von den Repräſentanten des Bürgerſtandes iſt, ganz gegen die wahren Rechte des Bürgerſtandes ſtimmet, und hauptſächlich die Vorrechte der Gerichtsperſonen durchfechten will. Nekker will es daher dahin einleiten, daß dem Bürgerſtande verwehrt werden ſoll, einen Repräſentanten zu erwählen, der entweder für ſeine Perſon zu den beiden erſten Ständen des Reichs gehöret, oder durch ſeine Verbindungen von dieſen erſten Ständen abhängt. Auch dieſer Punkt wird manche Schwierigkeiten verurſachen, weil es wieder auf eine Verläugnung von Vorzügen ankömmt, deren ſich einzelne Männer von der Geiſtlichkeit und vom Adel unterziehen ſollen.

Nehmen

Digitized by Google

Nehmen wir das bisher Geſagte zuſammen, ſo erhellet daraus: daß Nekker durch die Verſammlung der Notabeln eine dreifache Abſicht erreichen will.

Die erſte Abſicht iſt: daß der Bürgerſtand einen größern, geſetzmäßigern, ſeinem wahren Verhältniß gegen die andern Stände angemeſſenern Einfluß auf dem Reichstag erhalte, als er bisher gehabt hat.

Die zweite Abſicht iſt: daß bei Beſtimmung des Rechts, wie der Bürgerſtand unter ſich zu den Schlüſſen des Reichstags mitwirken ſoll, nicht bloß und vorzüglich auf die Ländereien geſehen werde, die der Bürgerſtand beſitzet; ſondern daß man auf alle anderweitige Arten von Vermögen und Reichthum Rükſicht nehme, die ſich in dem Bürgerſtand vereinigen.

Die dritte Abſicht iſt: daß der Bürgerſtand keine andere Repräſentanten erwählet, als aus ſeinem Mittel, und überdem bloß ſolche, die durch ihre Amtsverbindungen weder von der Geiſtlichkeit noch von dem Adel abhangen.

Die Gährung der Gemüther über dieſe gewiß wichtige Fragen iſt in Frankreich ſehr groß; und es erſcheinen darüber täglich neue Schriften in Paris, die zum Theil mit vieler Parteilichkeit und groſſer Bitterkeit aufgeſetzt ſein ſollen. — Hoffentlich werden wir nächſtens die Schlüſſe der Notabeln erfahren, und dieſe werden uns vorläufig ſchon mit

vieler

Digitized by Google

vieler Wahrſcheinlichkeit belehren, was Frankreich von der Verſammlung ſeiner Stände zu hoffen oder zu fürchten hat.

Den 4 Dezember.

XII.

In dem geſtern angekommenen Altonaiſchen Merkur ſind zwei Nachrichten, die Nekkers Finanzverwaltung betreffen, die ich alſo meiner Abſicht gemäß anzeigen und mit einigen Bemerkungen begleiten werde.

1) Nekker ſoll bei dem Hofſtaat des Königs und der Königinn eine Erſparung von zehn Millionen Livres jährlich angebracht haben. — Dies iſt an und für ſich gut; es iſt aber dieſe Operation wieder weiter nichts als ein Willensentſchluß von Nekkern, den er ausführen kann, weil er die Macht dazu vom König erhält. Ob dieſe Operation ein wahres Verdienſt um den Staat enthält, iſt erſt dann auszumachen: wenn man weiß, daß dadurch keine Ausgaben wegfallen, die die Größe und Würde eines Franzöſiſchen Monarchen und ſeiner Gemahlinn erfordern; wenn durch dieſe Erſparung ausländiſche Ausgaben wegfallen; und wenn dadurch nicht etwa eine zahlreiche Menge von Unterthanen, die bisher von dieſer Ausgabe gelebt hatten, plötzlich außer Nahrung geſetzt wird. Die letzte Bedingung iſt für einen ächten Staatsmann ſehr wichtig. Selbſt eine unrichtige Nahrungsquelle, wenn ſie nur nicht gegen die erſten

Digitized by Google

Grundgeſetze des Staats ſtreitet, muß nicht auf einmal plötzlich verſtopft werden, ehe man nicht den Leuten, die bisher davon gelebt haben, anderweitige Auswege zum Verdienſt zeigt.

2) Nekker ſoll Hofnung haben, ein **Darlehn von tauſend Millionen Livers zu 3 von Hundert an jährlichen Zinſen zu erhalten.** — Wenn Nekker dieſes Darlehn den Notabeln anzeigt, ſo muß es wohl wahr ſein; aber dafür wollte ich wohl ſtehen, daß außer den Zinſen zu 3 von Hundert andre für die Darlehne vortheilhafte Bedingungen hinzugefügt ſein müſſen. Wie wollte ein Geldbeſitzer, der reine 6 von Hundert durch Ankaufung Königlicher Effekten gewinnen kann, ſich dazu beſtimmen, nur 3 von Hundert vom König zu nehmen, wenn er nicht anderweitige Vortheile dabei ſich ausbedänge! Die Summe iſt ferner ſo groß, daß keine einzelne Perſon, ja ſelbſt keine Privatverbindung von reichen und wohlhabenden Kapitaliſten ſie herbeiſchaffen kann. Iſt daher etwas an der Sache, ſo muß wahrlich Jemand einen Plan ausgedacht haben, wie ein Inſtitut zu errichten ſei, das durch ſeine vom Staat begünſtigte Geſchäfte einen ſolchen Vortheil erhalten kann, daß es den bei den Zinſen zu übernehmenden Ausfall dadurch zu übertragen vermag. Vielleicht iſt es eine Nationalbank, die an die Stelle der Caiſſe d'Eſcompte treten, oder auch mit dieſer vereinigt werden ſoll. Vielleicht iſt es eine ausſchließende Han-

dels-

Digitized by Google

delsgeſellſchaft. Vielleicht eine Pacht von gewiſſen Königlichen Gefällen zu ſehr vortheilhaften Bedingungen. In allen dieſen und ähnlichen Fällen iſt es aber offenbar das Privatintereſſe des Darleihers, und nicht ſein patriotiſcher Eifer für die Wohlfahrt des Staats, was ihn antreibt, das Geld ſcheinbar zu niedrigen Zinſen zu geben. Wie viel Urſache hat alſo nicht ein Finanzminiſter, alle dergleichen ſogenannte patriotiſche und vortheilhafte Vorſchläge ſehr genau zu prüfen, ehe er ſie annimmt! Ich will nicht einmal davon reden, daß ſelbſt die Verwendung eines ſo ſtarken Kapitals von tauſend Millionen zu Abbezahlung von Kapitalien, die höhere Zinſe tragen, viele Schwierigkeiten hat, wodurch es leicht dahin kommen kann, daß die Operation, ſtatt Gewinn zu bringen, mit Verluſt abſchließt. Jedoch wir wollen erſt warten, ob die Sache wahr iſt, ehe wir uns um die Folgen und Bedingungen davon bekümmern.

Berlin, den 5 Dezember 1788.

Digitized by Google

3.

Verfolg der Unterſuchung über die Allgemeinheit des Unterrichts in den alten Sprachen.

Die Abhandlung über dieſen Gegenſtand, welche Herr Prof. Trapp im 7ten Stük des „Braunſchweigiſchen Magazins“ meiner Unterſuchung (im Febr. und März der Berl. Monatsſchrift vom vor. J.) entgegenſetzt, enthält viele allgemeine Räſonnements, die mit den meinigen im Ganzen übereinſtimmen. Die Nebenbeſtimmungen, in denen ſie abweichen, einzeln aufzuſuchen; bei einer jeden, Erläuterungen und Rechtfertigungen der meinigen und Widerlegung der entgegengeſetzten auszuführen: würde den verſtändigen Leſer ermüden, den der ganze Zuſammenhang der Gedanken eines Schriftſtellers hinlänglich in den Stand ſetzt, ihn ſelbſt zu kommentiren. In der Anwendung dieſer allgemeinen Räſonnements aber geht Herr Trapp vorzüglich von zween Punkten aus, über welche einige Erklärungen von meiner Seite nicht überflüßig ſein dürften.

Zuerſt ſetzt er mir entgegen: daß meine Gründe für die Allgemeinheit des Unterrichts in den alten Sprachen, wenn ſie überhaupt treffend wären, auf den Militärſtand, den ich ausnehme, eben ſo wohl angewendet werden müßten, als auf die übrigen

gen höhern Stände. Allein es unterſcheidet ſich dieſer Stand ſo ſehr von allen übrigen höhern Klaſſen, durch ſeine beſondre Beſtimmung, daß die richtigen Grundſätze der Bildung in dieſen nur ſelten auf jenen Anwendung leiden; oder vielmehr, es erfodert die beſondre Beſtimmung andrer Stände einen ganz andern, weit künſtlichern Zuſchnitt als dieſer, welcher der allgemeinen Beſtimmung und Bildung des Menſchen weit näher bleibt. Dieſer Stand iſt ſeiner Beſtimmung nach äußerſt wichtig; er iſt, der itzigen Verfaſſung der Staaten zufolge, ſehr zahlreich, und faßt einen beträchtlichen Theil der erſten Klaſſe von Staatsbürgern in ſich, deren Würde er mit gutem Grunde allen übrigen, die ſich ihm widmen, mittheilt. Er verlangt daher vorzügliche Rükſicht in der Unterſuchung über die Mittel zu einer vollkommnen Bildung der Menſchen; und ich will hier etwas genauer anzeigen, wie ſehr er von andern in dieſer Rükſicht verſchieden iſt, um die Ausnahme zu rechtfertigen, die ich mit ihm in Anſehung der alten Litteratur gemacht habe.

Der Militärſtand erfodert erſtlich: Bildung des Körpers, in einem Grade, wie ſie in allen übrigen Ständen, nicht ſowohl unnöthig, als vielmehr unmöglich iſt, weil ſie ſich durchaus nicht mit einer wiſſenſchaftlichen Erziehung zu einem mehrentheils ſitzenden Leben verträgt. Der Körper des jungen Soldaten muß frühe abgehärtet

 werden,

Digitized by Google

werden, um Beſchwerlichkeiten ertragen zu können, die, außer ihm (und etwa dem Forſtmanne), keinem andern Stande drohen. Er muß daher den größten Theil ſeiner Zeit in der freien Luft, und in Bewegung zubringen. Dies iſt freilich aller Jugend zuträglich; aber der junge Menſch, der zu einem ſitzenden Leben beſtimmt iſt, darf nicht zu lange ſich jener entgegengeſetzten Lebensart ganz ergeben, wenn ihn nicht in der Folge Hypochondrie und Unmuth über die ſtrenge Zucht anhaltender Arbeitſamkeit des Kopfes quälen ſoll. Aber nicht bloß ſtärkere, dauerhaftere Geſundheit, auch eine feinere Ausbildung des Körpers, iſt dem Militärſtande nöthig. In ihm ſind geübte Sinne, vornehmlich ein ſcharfes Geſicht, eine vorzügliche Eigenſchaft. Endlich ſteht noch die Bildung der Seelenkräfte, welche dieſer Stand erfodert, mit allen dieſem in der genaueſten Uebereinſtimmung. Im freien Felde umher zu ſehen, von weitem zu entdekken, durch ein geübtes Augenmaaß Entfernungen ſchnell zu beſtimmen, Kräfte und Geſchwindigkeiten zu meſſen, und ſeine eignen unmittelbar danach in Bewegung zu ſetzen: das iſt, was er in den entſcheidenden Augenblikken zu thun hat, auf die ſeine ganze Bildung abzwekt. Geübtes Augenmaaß, ſchleuniger Entſchluß, und augenblikliche Ausführung durch den zu jeder willkührlichen Bewegung fertigen Körper: das ſind alſo weſentliche Vollkommenheiten des Militärs; und dieſe kann der-

Digitized by Google

derjenige ſchlechterdings nicht erhalten, der ſeine Jugend in der Studierſtube zugebracht hat. Militäriſche Uebungen, die ſich auf jene Vollkommenheiten beziehen, ſind daher ſeine vornehmſte Beſchäftigung; Reiten, Jagen, und Leibesübungen, ſeine angemeſſenſten Vergnügungen. Mathematik iſt die einzige Wiſſenſchaft, die dem vorzüglichen Militär durchaus nöthig iſt. Gerade die einzige, in welcher man zu praktiſcher Einſicht aller hiſtoriſchen Kenntniß füglich entbehren kann, die von allen übrigen iſolirt iſt, und eine eigne Lehrart erfodert. Wie weit eigentlich militärſch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe dem Soldaten ſelbſt nützlich ſind, darüber wird viel geſtritten. Daß aber leichter zu viel als zu wenig Werth auf die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die ſich unmittelbar auf dieſen Stand beziehen, gelegt werde, beweiſet die Autorität der größten Männer in dieſem Fache; und ſo viel Nutzen das Studium der militäriſchen Wiſſenſchaften für den erfahrnen und geübten Krieger und vorzüglich für den General in der Direktion allgemeiner Einrichtungen des Kriegsweſens und der Uebungen haben mag, ſo viel dieſe Kenntniſſe auch ſelbſt dazu beitragen mögen, den jungen Soldaten in ſeinem Metier zu bilden: ſo iſt immer ganz unläugbar, daß er nicht durch ſolches wiſſenſchaftliches Studium zu ſeiner Beſtimmung gezogen werden kann, ſo wie es in andern Ständen nothwendig iſt, deren Geſchäfte bloß in Arbeiten

 des

ner Beſtimmung nicht nöthig, iſt ihr vielmehr nachtheilig, und unter den Umſtänden deſſelben unmöglich.

In Anſehung der Bildung der Moralität hat der Militärſtand etwas ganz Ausgezeichnetes. Der junge Menſch, der ſich ihm widmet, kömmt sehr frühe ins Regiment, damit er nicht im ohnehin langſamen Avancement zu ſehr zurükbleibe. Alle ſeine Dienſtverrichtungen beziehen ſich ganz unmittelbar auf andre Menſchen. Er hat ſogleich über Leute zu befehlen, und mit Kameraden zu thun. Von dem Augenblik an, da er die Uniform trägt, iſt er in vielen Rükſichten ein Mann für ſich, wenn er auch dem Alter nach, noch zehn Jahre Sohn des väterlichen Hauſes bleiben ſollte. Er muß ſelbſt handeln, er hat die Ehre ſeines ganzen künftigen Lebens ſchon ſelbſt zu gründen und zu behaupten. Der große Zwang, dem der Militärſtand in Dienſtſachen unterworfen ſein muß, macht eine deſto gröſſere Freiheit außer denſelben nothwendig, damit jener Zwang nicht unerträglich werde. Der junge Militär genießt alſo noch früher und viel länger alle die Vortheile, die das akademiſche Leben dem Civiliſten auf einige Jahre gewährt, in welchen (ſo vieles auch bei unſern Einrichtungen in dieſem Stükke zu erinnern iſt) die mehreſten Menſchen die wahre Bildung ihres Charakters erhalten. Aus dieſer großen Freiheit und einem ungebundenen Leben unter lauter jungen Leuten, die einander alle völlig

völlig gleich wären, würde Zügelloſigkeit entſtehn: aber der junge Militär ſteht zugleich unter Aufſicht ſeiner Obern; und dieſes Verhältniß (welches im akademiſchen Leben ganz fehlt, oder mehrentheils ſo fehlerhaft iſt, daß es mehr ſchadet als nützt) giebt ihm von der andern Seite, frühe, Feſtigkeit des Betragens. Die ſittliche Bildung des Charakters nimmt hier alſo einen ganz andern Weg, als bei dem jungen Manne, deſſen Hauptintereſſe auf gelehrte Beſchäftigung fällt. Jener muß in einigen Stükken folgen ohne zu urtheilen; dieſem aber wird der Kopf ſo voll fremder Dinge gepfropft, und in den Jahren wo er das Erlernte anwenden ſoll, reißt das viel mehr umfaſſende Amt ihn gewöhnlich in einem gebahnten Wege gewaltſam fort. Jener iſt der Gefahr ausgeſetzt, von lebenden Menſchen, mit denen er lebt, Vorurtheile des Standes anzunehmen, und aus Eingeſchränktheit der Kenntniſſe einſeitig zu urtheilen; dagegen ſind die Folgen der gewöhnlichen Beſchäftigungen der ſogenannten Studierten nur zu oft: unzuſammenhängende Grundſätze, ſklaviſche Anhänglichkeit an erlernte Vorſchriften, Erdrükkung eignen Gefühls und eignen Urtheils. Es iſt von der größten Wichtigkeit, dieſen entgegen zu arbeiten, und den Adel der ſelbſtſtändigen freien Denkungsart aufrecht zu erhalten. Dieſes kann nicht anders geſchehen, als dadurch, daß geſunde philoſophiſche, moraliſche, politiſche Ideen in den Köpfen entwikkelt werden:

und

Digitized by Google

und durch ein philoſophiſches gründliches Studium der Berufswiſſenſchaften, welches dem blos praktiſchen Erlernen derſelben entgegengeſetzt iſt. *) Zu jenem iſt die alte Litteratur das beſte Mittel; und zu dieſem iſt ſie, in ſehr vielen Fällen wenigſtens, unentbehrlich. Selbſt zu einem recht guten Praktiker gehört jene Bildung; und es läßt ſich alſo wohl denken, wenigſtens enthält es keinen Widerſpruch, daß einem Erzieher vorgeworfen würde, ſein Plan gehe dahin, lauter unbrauchbare Leute zu ziehen, gerade weil er zu ſehr auf Unmittelbarbrauchbares ſähe.

Ein zweiter Punkt, über den ich mich mit wenigem erklären muß, iſt der Unterſchied den Herr Trapp unter Sprache und Sprachkörper macht, wodurch alle Aufklärung der Begriffe zu den Sachſtudien gezogen werden ſoll. Man verſteht gewöhnlich unter Sachkenntniſſen vorzüglich die Kenntniß der äußern Gegenſtände. Ich kann mir alle Beſtimmungen gefallen laſſen. Aber bei der Erkenntniß jener äußern Gegenſtände iſt unſtreitig die

*) Der ganze Zuſammenhang zeigt hinlänglich, daß ich das Wort praktiſch nicht in dem philoſophiſchen Sinne genommen, da es ſo viel heißt als moraliſch, was auf das allgemeine Thun und Laſſen der Menſchen, auf ihre Glükſeligkeit, Beziehung hat: ſondern in dem gewöhnlichen und allgemeinen Sinne, da es dasjenige andeutet, was ſich unmittelbar auf die Anwendung gewiſſer Kenntniſſe, in der wirklichen Welt, beziehet.

Digitized by Google

die Kenntniß der Worte, durch welche ſie angedeutet werden, etwas ſehr Unweſentliches, und Zufälliges: hingegen iſt es unmöglich, die Gedanken der Menſchen anders, als durch die Sprache mitzutheilen. Dieſe Gedanken können nur durch Kenntniß der Modifikationen ihres ſinnlichen Kleides, des Ausdruks, verſtanden werden. Selbſt unſre eignen Gedanken verſtehn wir nur dadurch. Ueber wiſſenſchaftliche Dinge, in ſo fern ſie äußere Gegenſtände betreffen, könnte allenfalls ein Menſch richtige Kenntniſſe haben, ohne eine einzige Sprache recht zu wiſſen; aber menſchliche Gedanken und Sprache ſind ſo miteinander verwebt, daß das eine ohne das andre nicht gehörig erkannt wird. Denken und Gedanken verſtehn, iſt aber das Weſentlichſte aller wiſſenſchaftlichen Bemühungen, und folglich Sprachſtudium dazu erforderlich. Alles was Herr Trapp dagegen vorträgt, paßt nur auf die unzwekmäßige und zeitſpillige, alſo widerſinnige Art dieſes Studiums, die vielleicht leider in den mehreſten Schulen gewöhnlich ſein mag, und deren Verbeſſerung ich mit ihm wünſche.

Einem andern Schriftſteller, der ein Gegenſtük *) zu meiner Abhandlung hat drukken laſſen, brauche

*) Heuſel Gegenſtük zu des Herrn — Rehberg Abhandlung im Februar und März der Berliner Monatsſchrift 1788 über die Frage: Sollen die alten Spra-

brauche ich wohl nicht zu antworten. Er verſi-
chert: die wichtigſten gelehrten Stände bedürften
keine Kenntniß der alten Litteratur und Sprachen
weil die Religion auf Ueberzeugung aus eigner Ein-
ſicht der Vernunft beruhe (als ob die ganze chriſt-
liche Religion, die auf Lehren und Büchern, in
denen die Lehren enthalten ſind, beruhet, mit die-
ſem Federſtriche abgeſchaft wäre), und weil der
Gebrauch der römiſchen Rechtsgelehrſamkeit in
kurzem gänzlich aufgehoben ſein würde. Auch ver-
ſpricht er, daß die großen Männer, die ſich itzt mit
der Reform des menſchlichen Geſchlechtes abgeben
ſollen, binnen zwanzig Jahren ſo viele vortrefliche
Werke liefern werden, daß wir der Alten gar wohl
entbehren können. So bald dieſes alles geſchehen
ſein wird, ſo wird auch freilich meine ganze Aus-
führung nicht mehr paſſen. Es iſt aber verzeih-
lich, daß ich mich mit den gegenwärtigen Bedürf-
niſſen der Welt beſchäftigte, da ich von jener groſ-
ſen Revolution noch nichts Authentiſches gehört
hatte. Am Ende hat mich Herr Henſel gar zum
Beſten. Mir, deſſen Schriften in jeder Zeile dar-
auf abzielen, eigne Einſicht und eignes Denken zu
befördern, und die Rechte des eignen Denkens zu
ver-

Sprachen dem allgemeinen Unterricht der Jugend in den höhern Ständen zum Grunde gelegt oder den eigentlichen Gelehrten allein überlaſſen wer- den. Halle 1788.

Digitized by Google

vertheidigen: ſetzt er, zur Widerlegung einer Abhandlung, worin ich die alte Litteratur eben auch in jener Abſicht empfehle, eine Autorität entgegen. Und welche! Er führt an, daß Leſſing im Nathan die Recha ſagen läßt: ihr Vater halte nicht viel auf Büchergelehrſamkeit. — Recha iſt der liebenswürdigſte Charakter, den je ein Dichter gebildet hat. Aber wenn dies jüdiſche Mädchen zum chriſtlichen Prediger, dies liebenswürdige unſchuldige und unwiſſende Kind der Natur zum Richter, zum Sachwalter, zum Arzte, zum Vorſteher einer Stadt — zu allem was man will, im Dienſte der bürgerlichen Geſellſchaft, ſollte erwählt werden; ſo würde der Vater wohl einige Büchergelehrſamkeit nachholen müſſen.

Dieſes Gegenſtük hat noch eine Widerlegung veranlaßt, die unter dem Namen einer Rezenſion jener Schrift, im Auguſt und Oktober des „Braun„ſchweigiſchen Journals“ enthalten iſt, und die ich nicht ſo übergehen kann.

Herrn Trapps Vorſchlag ging dahin, die alte Litteratur nur einem kleinen Haufen von Gelehrten zu überlaſſen, die dafür ſorgen ſollten, daß der geringe Theil der in derſelben enthaltnen Kenntniſſe, der noch für uns unentbehrlich ſein mögte, im Gange erhalten würde, ohne daß die praktiſchen Gelehrten mit Erlernung der alten Sprachen bemühet würden. Soll aber itzt, wie der Verfaſſer behauptet, mit dem ich hier zu thun habe,

die

Digitized by Google

die Bekanntſchaft mit den alten Sprachen, für Studierende allgemein bleiben, und nur davon die Frage ſein, wie viel jeder brauche, und wie er das am leichteſten lernen möge; ſo iſt das Weſentliche jenes erſten Vorſchlages ganz abgeändert, und ich habe meinen Endzwek vollkommen erreicht. *) Hierauf greift dieſer Gegner meine Eintheilung der Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft: in höhere und niedere Stände an; und das aus dem Grunde, weil ſich nicht beſtimmt von jeder Art Menſchen angeben läßt, zu welcher von beiden Klaſſen ſie gehören. Freilich laufen ſie in einander; und das nehmliche Geſchäft das von dem einem maſchinenmäßig betrieben wird, kann vielleicht von einem andern mit ſolcher Anwendung wiſſenſchaftlich gebildeter Geiſteskräfte, und in ſolcher Beziehung und ſolchem Umfange geführt werden, daß beide zu ſehr verſchiedenen Klaſſen von Men-

*) Des Herrn Rath Campe Aufſatz im September und Oktober des Braunſchweigſchen Journals geht alſo auch die ganze Frage, von der Herr Trapp und ich handeln, gar nichts an. Ich muß dies um ſo mehr bemerken, da mancher deſſen Urtheil durch Auf- und Unterſchrift eines Aufſatzes mehr als durch den Inhalt, beſtimmt wird, durch die Ueberſchrift (ich zweifle nicht, gegen die Abſicht des Verfaſſers) verleitet werden könnte zu glauben, auch der Gegenſtand unſrer Unterſuchung ſei dort abgehandelt, und Herr Trapp durch alle die aufgeführten großen Namen geſchützt.

Menſchen gezählt werden müſſen. Es läßt ſich alſo wohl nicht leicht eine andre Gränzlinie ziehen, als die von mir angegebene: daß zu den niedern Ständen nur diejenigen gerechnet werden, die zum Erwerbe ihres Unterhalts durch körperliche, mehrentheils maſchinenmäßige Beſchäftigung beſtimmt ſind, die ihnen wenig Zeit und Kräfte läßt, ſich um andre Dinge zu bekümmern, die nicht ſie ſelbſt und die Ihrigen unmittelbar angehen. Dieſe bedürfen ganz andern Unterrichts, und einer ganz andern Bildung. Wie viel der Schulunterricht dazu überhaupt diene, wie viel die durch dieſen Unterricht mehrentheils beförderte Mittheilung der Vorſtellungsarten wiſſenſchaftlich und gelehrt gebildeter Menſchen in den niedern Ständen wirken könne, wie viel Nutzen und wie viel Schaden dieſes ſtifte, wovon eigentlich die ſittliche Bildung des Landmannes, und des geringern Bürgers abhange, welche eben ſo viel innern Werth als jede andre, aber ihre Eigenheiten hat: — das alles ſind Gegenſtände, die ich gar nicht ſo im Vorbeigehen mit abhandeln konnte, da ich von dem Unterricht in den alten Sprachen reden wollte. Ich für mein Theil getraue mir nicht, dem ganzen menſchlichen Geſchlechte in allen Klaſſen auszutheilen, was ihm gut iſt.

Den höhern Ständen habe ich keine andere Gränzbeſtimmung angeben können, als dieſe: daß ich alle diejenigen dazu rechne, die nicht zu mecha-

habe. Es giebt Gewerbe, die, ins Große getrieben, wegen der Wohlhabenheit die ſie erzeugen, zu den höhern Ständen gerechnet werden; aber ſie geben an jene Achtung, die dieſen gebührt, noch kein Anrecht, wenn nicht die liberale Erziehung, die Art von Bildung des Verſtandes und des Herzens, welche der Reichthum möglich macht, hinzukommt. Daher wird z. B. der Kaufmannsſtand an den Orten, wo nicht etwa das Geld allein den Maaßſtab ausmacht, nach dem die Menſchen gemeſſen werden, (in der That, ein vortreflicher Maaßſtab!) an ſich ſelbſt nicht ſehr geſchätzt; und die perſönlichen Eigenſchaften allein verſchaffen in demſelben die Achtung, auf die mancher andre Stand ſchon vorurtheilsweiſe Anſpruch machen darf, weil man in ihm ohne einigen Grad von ſolcher Bildung gar nicht exiſtiren kann. Nur die vorzüglichen Einſichten in die politiſche Welt, die große Art zu denken, die der thätige Kaufmann, der viel Konnexionen hat, erlangen kann, dies allein verſchaffet ihm die ausgezeichnete bürgerliche Ehre, die ihn dem armen ausgezeichnet gebildeten Mann in andern Ständen gleich ſetzt.

Indeſſen behauptet mein Gegner: es ſeien die alten Sprachen auch ſogar zu den gründlichen Kenntniſſen eben nicht nöthig, welche zu der Verwaltung des gemeinen Weſens, und zu öffentlichen Angelegenheiten erforderlich ſind, und welche alſo zu der Beſtimmung der höhern Stände weſentlich

mit

ein gehören. Seine Erinnerungen gehn vornehmlich auf das, was ich über Religion und Theologie geſagt habe; und hier ſtützen ſie ſich, eben wie die Räſonnements des Herrn Henke, auf den ausſchließlichen Werth des Praktiſchen in der Religion. Dieſes Praktiſche könnte nun freilich für ſich allein allenfalls aus bloßer Beobachtung der Menſchen beurtheilt, und durch eignen philoſophiſch gebildeten Geiſt bearbeitet werden. Selbſt zum Verſtändniß der ſittlichen Lehren in der Bibel wäre ſo viel Gelehrſamkeit vielleicht nicht erforderlich. Aber ich muß gegen den Grund, auf welchem meine Gegner bauen, auch hier eine Bemerkung machen, mit der man ihnen ſo oft begegnen muß: Ihr ganzes Räſonnement beruhet auf ganz falſchen Vorausſetzungen. Unſre Religion iſt eine dogmatiſche Religion. Die Bemühungen vortreflicher Religionslehrer, den großen Haufen der Chriſten von dogmatiſchen Spekulationen abzuziehen, und ihre Aufmerkſamkeit auf das Moraliſche zu lenken, ſind verehrungswerth, weil jene ſo vielem Mißbrauch unterworfen ſind, und weil die Beſchäftigung damit die richtige Schätzung des Werthes der Religion und die Erkenntniß ihres wahren Verhältniſſes zur menſchlichen Glückſeligkeit leicht ganz verdirbt. Der Plan aber, dieſes Dogmatiſche ganz zu verlaſſen, kann unmöglich vollkommen ausgeführt werden, ſo lange wir Chriſten bleiben; denn es iſt nicht wahr, daß das der Lehre der Bibel ge-

Digitized by Google

mäß ſeyn würde. Nun lehrt ſchon eine ſehr geringe Bekanntſchaft mit der Geſchichte: daß die ungeheuerſten Vorurtheile oft ganze Nationen beherrſcht haben, bloß weil einige Ausdrükke der Bibel miß-verſtanden wurden; daß die ungereimteſten und ſchädlichſten theologiſchen Ideen unter dem Namen der chriſtlichen Religion verbreitet werden, ſo bald das Studium der Bibel in ihren ächten Quellen vernachläßigt, und die Dogmatik den Spekulationen der Unwiſſenden überlaſſen wird. *) Es liegt alſo alles an richtiger Auslegung der Bibel; und wenn gleich die deutſche Ueberſetzung dem Laien genügen mag, der nicht beſtimmt iſt, ſein ganzes Leben mit dieſem Studium zuzubringen, ſo iſt es mit dem Religionslehrer ein ganz andres. Seine Kenntniſſe ſollen nicht bloß zu eigner Beruhigung dienen, wozu jeder das Maaß in ſeinem eignen Herzen hat; ſondern der Umfang und der Inhalt ſeiner Einſicht wird durch die Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde, und vielleicht eines größern Theils des Volks beſtimmt. Ihm iſt alſo gründliche Kenntniß unentbehrlich. Oder, mit meines Gegners Worten, er muß die Gründe der Lehren aus der Vernunft und aus der Schrift einſehen. Die Gründe aus der Schrift aber ſind in einiger Vollkommenheit nicht einzuſehen, ohne Kenntniß der alten

*) Man leſe nur zum Beiſpiele die Geſchichte Englands vom vorigen Jahrhunderte.

Digitized by Google

alten Sprachen, der Denkungsart der alten Völker, u. ſ. w. Denn ohne alles dieſes iſt der Sinn, den die erſten Lehrer mit ihren Worten verbanden, ſo wenig als die Meinung der ſpätern Ausleger, durch welche unſre Glaubenslehren ihre Beſtimmung erhalten haben, vollkommen einzuſehen. Alles was in ſo bedeutungsvollem Tone von philoſophiſchtheologiſcher Einſicht, die nothwendig, und philoſophiſchkritiſcher Gelehrſamkeit, die überflüſſig ſein ſoll, geſagt wird, bleibt alſo leeres Geſchwätz, das zu nichts dient, als ſelbſterfundne Träume zu autoriſiren, ſo lange noch die Bibel die Erkenntnißquelle in der Religion bleibt. Es braucht darum nicht jeder Landprediger die ſogenannten orientaliſchen Sprachen zu verſtehen; und [illegible] die chronologiſchen Unterſuchungen über die [illegible] alten Teſtamente enthaltne Geſchichte zu be[illegible]. Der Mann von einigem Kopfe wird [illegible]ld finden, wie weit er ſich in Philologie [illegible] Geſchichte einzulaſſen hat. Auch mag man wohl hie und da rechtſchaffne und aufgeklärte Geiſtliche finden, denen es an Sprachkenntniſſen fehlt, und die ſich dennoch von dem rechten Wege in der Religion nicht abbringen laſſen; aber der größere Haufen würde wohl ohne jene Kenntniſſe nicht lange darauf bleiben. *)

 Die

*) Daß die theologiſche Einſicht des Geiſtlichen auf der philologiſchen Kenntniß beruhe, mag, nebſt vielen

Die philologiſchen Kenntniſſe ſind alſo das ſicherſte Mittel, diejenige Neuerungsſucht in der Religion, über welche in unſern Tagen ſo viel geſchrieen wird, in Schranken zu halten. Sie ſind ſogar das einzige Mittel dazu. Denn ich muß hier allerdings die reine chriſtliche Religion, nachdem ich ſie gegen die willkührliche Bearbeitung unwiſſender Philoſophen zu ſichern geſucht, nunmehro auch gegen die ängſtlichen und eigenſinnigen Bemühungen einer andern, den Vorurtheilen der Lehrer ihrer Kindheit verkauften Partei, in Schutz nehmen. Die Haupt- und Grundlehren des Chriſtenthums werden ganz durch die neuere freiere Art zu exegiſiren verdrängt! hört man von ſo vielen Seiten. Wodurch ſollen ſie denn gehalten werden, wenn es nicht durch gründliche Kenntniß der Bibel iſt? Wenn jene Lehren Lehren der Bibel ſind (und ihre Vertheidiger glauben ſie, und ſech-

[illegible] ten

vielen andern der vortrefflichſten Lehrer, Herr Koppe für mich beweiſen, der ſich durch alle kritiſche Gelehrſamkeit und Einſicht in die Dogmatik und in die Geſchichte der Religion gewiß nicht verleiten laſſen, den Werth des unmittelbar Praktiſchen zu verkennen, und der den von mir aufgeſtellten Grundſätzen gemäß, durch ſeine angefangene Ausgabe des Neuen Teſtaments dieſes Leſen und Verſtehen der Vorſchrift deſſelben, als die Grundlage der ganzen chriſtlichen Religion, dem geiſtlichen Stande zu erleichtern, und dadurch zu empfehlen geſucht hat.

Digitized by Google

mal für ſie, doch aus keinem andern Grunde, als weil ſie Lehren der Bibel ſind; ſo können ſie ja durch richtige Auslegung derſelben nur gewinnen. In der That, die ſogenannte Orthodoxe Partei verſteht ihr eignes Intereſſe ſehr ſchlecht, wenn ſie eigne Einſicht und freie Prüfung, wodurch die richtige Auslegung erſt möglich wird, verſchreiet; und ſo giebt, wenn ſie das thut, ihren Gegnern eine auffallende Blöße.

Sie ſucht nehmlich durch andre Mittel das Syſtem aufrecht zu erhalten, welches bloß auf der als richtig erwieſenen Auslegung der Bibel beruhen ſollte: und dieſe Mittel ſind nur zu oft gegen die menſchliche Natur, gegen den Geiſt der Religion, und vorzüglich der proteſtantiſchen Kirche. Einförmigkeit im Vortrage des Syſtems läßt ſich einigermaßen erzwingen. Freilich nur in geringem Maaße; denn ſo bald die ganze öffentliche Religion nicht auf Liturgie eingeſchränkt werden, ſondern auch Lehre enthalten ſoll; ſo wird auch aus jedem unbekannten Ausdruck, der nicht vorgeſchrieben worden, eine Ketzerei gemacht werden können, weil er eine eigne Nebenbedeutung hat. Indeſſen läßt ſich einigermaßen den willkührlichen Veränderungen der Lehren vorbeugen, wenn der ganze Stand der Lehrer in ſtrenger Subordination erhalten, und auf das Anſehen der Vorgeſetzten oder auf die Entſcheidung vorgeſchriebner Formeln verwieſen wird. Jenem harten Zwange der blin-

Digitized by Google

den Unterwürfigkeit unter das hierarchiſche Anſehen eines Konziliums oder einer Verſammlung von Vorgeſezten, die dem Irrthume und den Vorurtheilen eben ſo wohl unterworfen ſind als Andre und unter denen der Zufall oder noch ſchlimmere Urſachen die Mehrheit der Stimmen beſtimmen; dieſem Zwange ſind wir Proteſtanten glüklich entgangen. Das zweite aber: die Autorität geſezlicher Formeln, mit Ausſchluß eigener Unterſuchung, — iſt um nichts beſſer. Es wird dadurch alles Selbſtdenken, alle Prüfung, und mithin auch alle gründliche Einſicht ausgeſchloſſen. Dadurch aber verliert die Religion bei jedem verſtändigen Menſchen unendlich. Die vorgeſchriebne Formel wird als eine drükkende Feſſel gehaßt werden, und die Religion ſelbſt, in der man auf eigne Einſicht Verzicht leiſten muß, wird in Verachtung fallen. Auch iſt dieſes Syſtem dem Geiſte der proteſtantiſchen Kirche nicht gemäß. Denn indem Luther bei ſeinen Zeitgenoſſen gegen die Autorität der Kirche proteſtirte, und ſich auf die Bibel berief, hat er alle anmaaßliche Autorität einer jeden andern neuen Kirche zum voraus mitvernichtet. Proteſtanten alſo ſollten ſich, wenn ſie dem urſprünglichen Geiſte ihrer Kirche getreu bleiben wollen, in der Religion nur allein auf die Bibel berufen *).

Hier-

*) So viel iſt für den gegenwärtigen Endzwek hinreichend. Auf eine vollſtändigere Erörterung der ſchwe-

Digitized by Google

Hieraus alſo entſpringt für den Geiſtlichen ganz unmittelbare Nothwendigkeit, die alten Sprachen und was damit in Verbindung ſteht, zu verſtehen. Außerdem aber hat das Studium der alten Litteratur noch einen unſchäzbaren Werth für den Theologen. Die Sitten und die Vorſtellungen der Völker, bei denen der Urſprung unſrer Religion zu ſuchen iſt, ſind nehmlich von den unſrigen, wegen der Entfernung der Oerter und der Zeiten, ſo unendlich verſchieden, daß das Studium unſrer heiligen Bücher ganz nothwendig eine Geſchiklichkeit erfodert, ſich in ganz fremde Denkungsarten zu verſetzen, wenn nicht die ungeheuerſten und falſcheſten Ideen, aus der mißverſtandnen heiligen Schrift entſtehen ſollen. Durch das bloße Studium derſelben ganz allein können die Vorurtheile, welche aus dergleichen Mißverſtande entſpringen, ausgerottet werden, weil eine Vergleichung mit andern ſich ſelbſt überlaſſenen Nationen uns erſt in den Stand ſezt, die reine menſchliche Natur zu erken-

ſchweren Frage: von der Rechtmäßigkeit und den Gränzen ſymboliſcher Formeln in Glaubensſachen, werden mich meine im Julius (vor. J.) dieſer Monatsſchrift angefangnen Unterſuchungen über die allgemeine Toleranz führen. In Anſehung des Verhältniſſes der ſymboliſchen Formeln zum Studium der Bibel, nach ächt proteſtantiſchen Grundſätzen, ſei es mir erlaubt, den Leſer auf die ſchöne Vorrede zu Zacharias bibliſcher Theologie zu verweiſen.

n. Was die Juriſtiſchen Studien betrift, ſo wird jeder verſtändige Praktiker den Verfaſſer verſichern, daß die Kompendien ohne gute Kenntniß der lateiniſchen Sprache und Römiſcher Begriffe nicht hinlänglich verſtanden werden. Er meint das Gegentheil davon beweiſen zu können, wenn er etwa ein paar Stellen aus irgend einem Kompendium aufzeigte, in welchem der Genius der ächtrömiſchen Sprache eben nicht anzutreffen ſein mag. Trefliche Logik!

Würden aber diese Kenntniſſe der alten Sprachen den Studierenden erlaſſen, folglich von denſelben nicht ferner gründliche Einſicht gefordert (zu welcher jene in vielen Wiſſenſchaften ein unentbehrliches Hülfsmittel ſind); ſo iſt leicht abzuſehn, daß die oberflächliche und ſeichte Kenntniß freilich immer noch allgemeiner, als ſie itzt ſchon iſt, aber ihrem Inhalte nach, bald ſehr ſchlecht werden würde. Denn der Menſch wird immer weniger leiſten, je mehr die Forderungen an ihn herabgeſtimmt werden. Der Verfaſſer, mit dem ich hier zu thun habe, ſieht in dieſer Behauptung nur einen elenden Gemeinſpruch, den er verdrehen kann, wie er will. Den wahren Sinn deſſelben, der aus dem

Zuſam-

den, und dieſe ſich in ſo ſchlechtem Zuſtande befindet? Die Urſache iſt keine andre, als: das hohe Anſehn, in welchem ſich die ſymboliſchen Formeln daſelbſt erhalten.

Zuſammenhange wohl erhellt, iſt dieſer: die Forderungen, die bisher an junge Studierende gemacht worden ſind, ſcheinen zu hoch. Sie ſollen alſo herabgeſtimmt werden. Indeſſen zeigten jene Forderungen dem jungen Gelehrten noch ein, wenn gleich oft für ihn unerreichbares, Bild von der Vollkommenheit nach der er ſtreben ſollte, erfüllten daher ſeinen Kopf mit wichtigen Begriffen über das Weſen der Wiſſenſchaft und ſeiner Beſtimmung, und erzeugten alſo natürlicher Weiſe ein Beſtreben, dieſes in einigem Maaße zu erreichen. Wird ihm hingegen ſein eigner Beruf und die zu deſſen Behuf zu erlangende Wiſſenſchaft in einem verächtlichen Lichte gezeigt; ſo daß er hoffen kann, es immer noch zu erlangen, ſo fällt der Antrieb des Ehrgeizes, und alles Intereſſe des Verſtandes, mithin auch alles Beſtreben hinweg, ein höheres Ziel zu erreichen.

Nun können wir der gründlichen Gelehrten nicht ganz entrathen. An dieſen würde es aber bald fehlen, wenn der allgemeine Unterricht nicht mehr die nöthigen Vorerkenntniſſe enthielte; daſern nicht etwa der alles durchſchauende Blik des Lehrers (!) die fähigen Köpfe abſondern, und zu beſſrer Anweiſung beſtimmen ſollte. Dieſe Veranſtaltung iſt eine ganz unvermeidliche Folge jener Veränderung des Unterrichts. Sie giebt dem Aufſeher der Jugend auch nicht mehr Einfluß, und verlangt von ihm nicht mehr, als ihm in vielen an-

dern

Digitized by Google

dern Rückſichten ſo oft zuwider gehandelt wird. Auf einem vermeinten Vermögen des Erziehers, alle Anlagen des Zöglings zu erforſchen, und den Kopf und das Herz deſſelben jenen Anlagen gemäß zu bilden, beruhet die eigentliche Kunſt zu erziehen. Gegen dieſe Theorie einer Erziehungskunſt ſind die Erinnerungen gerichtet, die in meiner Abhandlung über die alten Sprachen beiläufig vorkommen mußten, und die ich ausführlicher mittheilen werde, ſobald ſie ſo weit durchgearbeitet ſind, daß ſie dem Publikum vorgelegt werden dürfen *).

Aber nicht bloß deswegen, weil die gründliche Einſicht brauchbarere Arbeiter und in ihrem Dienſte zufriednere Menſchen bildet; ſondern auch noch aus einem höhern Grunde habe ich behauptet, daß die alte Litteratur Grundlage des allgemeinen Unterrichts bleiben müſſe: dieſer iſt nehmlich, die Verpflichtung des Staats, dafür zu ſorgen, daß der allgemeine Unterricht auf die allgemeinſte und gröſſeſte Ausbildung der Geiſteskräfte angelegt werde.

Auch

*) Mein Gegner hält ſich lange dabei auf, gegen dieſe Erinnerungen eine Stelle in einer Schrift des Herrn Villaume zu rechtfertigen, die nicht gemeint war. Dieſe Begierde, einzelne Schriftſteller und einzelne Stellen gegen meine allgemeine Bemerkungen zu rechtfertigen, verrükt ihm ganz den Geſichtspunkt. In Angelegenheiten des Nationalpublikums kommt es auf dergleichen gar nicht an, ſondern auf Hauptgrundſätze und auf die Tendenz gewiſſer Schriftſteller im Ganzen.

Auch dieſe Verpflichtung läugnet mir mein Gegner geradezu ab. Es iſt eine verdrießliche Arbeit, ihn hier zu widerlegen. Was ſoll man mit einem Schriftſteller anfangen, der beſtändig den allgemeinen Beitrag, den jeder Bürger zu der Erhaltung der Geſellſchaft ſchuldig iſt, mit den ſpeciellen Verpflichtungen eines beſonders übernommenen Berufs; den Staat, als das gemeine Weſen, (respublica) mit der Adminiſtration der öffentlichen Angelegenheiten, welche in monarchiſchen Ländern auch wohl der Staat genannt wird, und ſich anmaaßt, für jenen gelten zu wollen; neben bei, noch Erziehung mit Unterricht, verwechſelt und vermiſcht; mir Beſtimmungen meiner Behauptungen willkührlich wegſtreicht, um ſie alsdann widerlegen zu können, und Dinge die nicht in Verbindung mit einander ſtehen, an einander reihet, um ungereimte Schlußfolgen darzuſtellen? Er hat noch zu vieles zu lernen, als daß er es hier lernen könnte. Ich will ſo kurz als möglich ausführen, worauf es ankömmt.

Die Menſchen haben ſich zu dem Endzwekke in der bürgerlichen Geſellſchaft verbunden, um einander in allem demjenigen beizuſtehen, was Einzelnen unmöglich iſt, was ſie aber, zu ihrem gemeinſchaftlichen Beſten vereinigt, leicht zu Stande bringen. Jeder Bürger hat ein Recht hieran; und alſo auch ein Recht: an der Kultur, welche erſt in dieſer Vereinigung der Menſchen in bürger-

Digitized by Google

liche Geſellſchaften und durch die gemeinſchaftlichen Bemühungen entſteht, ſo viel Theil zu nehmen, als ihm ſeine Umſtände und die Beſchäftigungen erlauben, welche ihm die Sorge für ſeinen Unterhalt und ſeine Verpflichtungen gegen die Geſellſchaft vorſchreiben. Jeder Menſch will alſo auch mit Recht ſeinen Kindern die Vortheile einer durch guten Unterricht gebildeten Erziehung verſchaffen, ſo viel die Umſtände der Familie es möglich machen. Jeder einzelne Hausvater kann dieſes nicht ſo gut, und zugleich mit ſo wenigen Koſten, als es in öffentlichen Anſtalten geſchiehet. Die Menſchen vereinigen ſich alſo, durch gemeinſchaftliche Beiträge, oder aus einem durch ſolche erwachſenem Fond, öffentliche Schulanſtalten zu unterhalten, damit die Kinder etwas Gutes lernen. Eben ſo wie etwa durch gemeinſchaftliche Arbeiten ein Wall aufgeworfen wird, um Sicherheit des Eigenthums und des Genuſſes deſſelben zu befördern; eben ſo unterhält die Gemeine eine Schule, damit der Geiſt der Jugend gebildet werde. Hier iſt noch gar keine Frage von der Brauchbarkeit zu einem beſtimmten Berufe.

Nun aber braucht der Staat zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten eine beträchtliche Zahl Männer, die beſondre Kenntniſſe erworben haben, und bezahlt ſie dafür. Es muß alſo auch in den öffentlichen Schulanſtalten dafür geſorgt werden, daß dieſe beſondern Kenntniſſe gelehrt werden;

den; und es müſſen diejenigen Kenntniſſe, welche eine allgemein nöthige Vorbereitung zu dieſen beſondern Berufen geben, dem allgemeinen Unterrichte einverleibt werden: erſtlich, damit jeder Bürger, der Vermögen, Zeit und Luſt dazu hat, alles lernen könne, was zu vollkommner Einſicht in die allgemeinen Angelegenheiten nöthig iſt; und damit es zweitens jedem, dem die Umſtände es erlauben, frei ſtehe, ſich zu dem ſpecielleren Berufe tüchtig zu machen, und wenn er Luſt dazu hat, ſich in die Laufbahn des Dienſtes zu begeben.

Hat er dies einmal gethan, ſo darf er ſich nicht mehr auf die Willkühr des freien Mannes in Anſehung des Genuſſes ſeiner Kräfte und ſeines Vermögens berufen. Er hat einen Kontrakt geſchloſſen, vermöge deſſen er den Pflichten des ihm verliehenen Amtes Genüge thun oder abdanken muß. Derjenige, welcher in einem ſolchen übernommenen Amte bloß der Vorſchrift blindlings folgen muß, macht ſich zum Sklaven ſeines Vorgeſetzten, aber doch nur in Rükſicht auf die Dienſtgeſchäfte. Er kann dies mit gutem Grunde thun: aus Liebe zum allgemeinen Beſten, welches dergleichen Dienſtleiſtungen erfordert; oder, weil er ſonſt nicht zu leben hat, aus erlaubter Begierde zu einem guten Auskommen für ſich, und vielleicht für eine Familie. In dieſem Falle wird er den Dienſt nur als Mittel zu dem letzten Endzwek der Menſchheit anſehen, welcher im Genuß ſeines Daſeins, das iſt, ſeiner

Digitized by Google

Geiſteskräfte, beſteht. Sind ſeine Geſchäfte von der Art, daß ſie eigne Einſicht in die Grundſätze verſtatten, oder gar verlangen; ſo kann er ſelbſt in den Dienſtbeſchäftigungen ſolchen Genuß ſuchen. Gründliche Einſicht befördert alſo nicht allein die Brauchbarkeit ins Berufe, ſondern zugleich den letzten Endzwek des Menſchen, der ſich demſelben unterzieht, wie ich in meiner Abhandlung weitläuftiger gezeigt habe. Das alles verträgt ſich wahrhaftig ſehr ſchlecht mit der Genieſeuche, die um des eignen freien Genuſſes willen, alle Verpflichtungen gegen den Staat verachtet, und wenn Vermögen zum independenten Leben fehlt, die Beſoldung eines übernommenen und ſchändlicher Weiſe verſäumten Amtes dazu mißbraucht, ein ſolches independentes Leben auf Koſten der bürgerlichen Geſellſchaft zu führen. Das allerliebſte Hiſtörchen, welches mein Gegner, der hier zuletzt vollends witzig wird, von einem Kandidaten erzählt, der ein Amt verlangt, ohne das Nöthige gelernt zu haben, und mit Recht abgewieſen wird, geht mich alſo auch nichts an. Die neuere Philoſophie, womit ſich der Kandidat in dieſer ſinnreichen Geſchichte entſchuldigt, exiſtirt wohl in dem Herzen ſelbſtſüchtiger und phantaſtiſcher junger Leute, oder unempfindlicher und ſinnlicher Männer von Rang und Anſehn; als Grundſätze aber nur in des Erzählers Kopfe.

Ob

Ob der Staat ſich in Erziehungsangelegenheiten miſchen dürfe, wie weit er es ſolle, und auf was für Art: das gehört hier gar nicht her. Ich rede vom Unterrichte.

Der allgemeinſte Gegenſtand dieſes Unterrichts muß dasjenige ſein, welches die Denkkraft am meiſten bildet. Das iſt Sprache. Alſo iſt allgemeiner Sprachunterricht nützlich. Freilich iſt die Kultur der eignen Sprache das wichtigſte. Aber da die alten Sprachen unter den Umſtänden unſers Zeitalters ſo außerordentlich viel Einfluß haben, und ſo ſehr nützlich ſind; ſo iſt es kein Zeitverderb, ſie in der Jugend zu lernen.

Mein Gegner meint: die Geometrie ſei in einem höhern Grade zur allgemeinen Bildung der Geiſteskräfte geſchikt. Dies iſt ein Vorurtheil, welches ich in ihm entſchuldigen muß, weil er es mit ſehr vielen, auch einſichtsvollern Männern gemein hat. Aber es iſt demungeachtet ein Vorurtheil, gegen welches viele und wichtige Gründe ſtreiten.

Ueberhaupt iſt allzuſtrenge wiſſenſchaftliche Bildung von Kindheit auf, nicht der rechte Weg. Wenn der junge Menſch zu früh daran gewöhnt wird, nur eine Reihe abgeſonderter Begriffe und Lehren zu verfolgen, ſo lernt er zwar beſtimmt denken; aber er wird auch einſeitig, unbehülflich, und verliert den ſchnellen und vielumfaſſenden Blik, der dem Menſchen im gemeinen Leben das nöthigſte iſt. Die Mathematik aber iſt die ſtrengſte Wiſſen-

Digitized by Google

ſchaft unter allen: die einzige Wiſſenſchaft in ihrer Art. Sie hat alle Vortheile und alle Nachtheile des genauen wiſſenſchaftlichen Denkens. Ihr Weſen iſt eine ſo ſtrenge Folge von Beweisgründen, dergleichen nirgends anders Statt findet, als noch etwa in der Logik und Metaphyſik, welche aber auch deswegen (und weil ſie noch oben drein die allerabgezogenſten Begriffe zu Gegenſtänden haben) mit gutem Grunde in einen ſpätern Zeitpunkt der Laufbahn des jungen Studierenden verwieſen werden. Die Geometrie hat noch oben drein zwar ſinnliche Gegenſtände, aber ganz willkührlich gebildete, und die von der wirklichen Welt abführen, wenn man ſich ihren abſtrakten Kontemplationen zu ſehr überläßt. Kenntniß der Mathematik iſt in ſehr vielen Arten von Gelehrſamkeit unentbehrlich, dem Philoſophen durchaus nothwendig, weil er ohne dieſe Kenntniß das Weſen des menſchlichen Erkenntnißvermögens nicht zu erforſchen vermag: aber als eine Schule für den Kopf iſt ſie, ſelbſt in wiſſenſchaftlicher Rükſicht, von ſehr zweifelhaftem Nutzen. Eine Menge Beiſpiele beweiſen, daß auch große Mathematiker oft ſchlechte Philoſophen ſind. Es giebt viele Rechner, gegen einen, der ſeine Wiſſenſchaft ſo wie Käſtner mit philoſophiſchem Geiſte behandelt. Für die Bildung des Verſtandes aber vollends, ſo wie der junge Menſch ihn in der Welt, im gemeinen Leben, und zu Geſchäften, wo es auf Beobachtungsgeiſt ankommt, gebrau-

Digitized by Google

gebrauchen wird, iſt das Studium der Mathematik nicht der beſte Weg.

Was mir in Rükſicht auf die Ueberſetzungen aus den Alten, entgegengeſetzt wird, iſt bloß Verdrehung meiner Behauptungen, welche ſich auf folgendes gründen:

Nicht um der Sprache willen ſoll man die Alten leſen, ſondern um des Inhalts willen. Man verſteht aber dieſen Inhalt nicht gut genug, wenn man nicht die Sprache auch verſteht, in der ſie urſprünglich geſchrieben ſind: und der größte Haufen von denen, welchen ſie nützlich ſind, wird Ueberſetzungen nicht ſo gern leſen, als neuere Originalſchriften, weil man ſich nie durch jene ſo vollkommen in das fremde Zeitalter verſetzt als durch die Urſchrift.

Der Verfaſſer des Aufſatzes, gegen den ich mich hier rechtfertige, behauptet, daß ich noch außerdem manche andre unrichtige Gedanken vorgetragen, und daß namentlich meine Gründe für die Nützlichkeit eines abgeſonderten gelehrten Standes unter uns, falſch ſeien. Er ſagt dieſes im Vorbeigehen, und ſchlechthin ohne Beweis. Mit Kindern geht man allenfalls ſo um. Der Leſer, der ſich ſelbſt etwas mehr zutrauet, glaubt dergleichen keinem Schriftſteller auf ſein Wort.

Manchem Leſer werde ich vielleicht eine Entſchuldigung machen müſſen, daß ich meine Erläuterungen intereſſanter Gegenſtände ſo oft unterbrochen habe, um ein falſches Licht zu entfernen, wel-

ches auf meine Behauptungen — oft mit anſchei-
nender Erbitterung, geworfen war. Es iſt aber
nicht anders: wenn man über Gegenſtände ſchreibt,
die das gegenwärtige Intereſſe der Nation angehen,
ſo muß man ſtreiten. Wiſſenſchaftliche Entdekkun-
gen oder Ausführungen wiſſenſchaftlicher Erkennt-
niſſe mag man allenfalls hinſtellen, und es der Zeit
überlaſſen, ihren Werth zu beſtimmen, und Wi-
derlegungen zu ſichten, ſo daß Berichtigungen auf-
genommen und Mißverſtändniſſe vergeſſen werden.
Aber wenn man auf die Denkungsart des Publi-
kums unmittelbar wirken, und helfen will, es in
Abſicht auf gegenwärtige Bedürfniſſe und Veran-
ſtaltungen aufzuklären; ſo muß man auch manche
grundloſe Einwürfe beantworten, Verdrehungen
zurechtſtellen, und Chikanen abweiſen, um den
Einfluß des Parteigeiſtes, der ſich unvermerkt in
ſolche Streitigkeiten einmiſcht, ſo viel als möglich
zu vernichten, und ſeinen Gegnern auch den klei-
nen Troſt zu nehmen, daß ſie ſich auf ihre Wider-
legungen berufen, wenn ſie doch nur geantwor-
tet haben.

Hannover. Rehberg.

4. An

4.

An meinen Vater.

Bei Gelegenheit ſeines (75ſten) Geburtstages, den 1 Novemb. 1788.

Tu felix, *pater*, non vitae tantum claritate, ſed etiam opportunitate *quietis*.

Tac. in Vit. Agr.

Willkommen ſei der Tag, mein Vater! der aufs neue
Dein Haus begrüſt, aufs neu' ihm ruft, daß es ſich freue;
Dein ſtilles Haus, worin Du ſelber Freude lehrſt,
Den frohſten Anblik ſelbſt den Deinigen gewährſt:
Den Anblik, daß ein Greis — in jedem ſpätern Jahre
Bekannter mit der Macht, die dieſes wunderbare
Gemiſch, die Welt, für uns oft ungeahndet, lenkt —
Zufrieden mit der Erd' an ſeinen Himmel denkt!

So ruhig ſtehſt Du da auf Deinem Scheidewege:
Dem Guten ewig hold, woher es kommen möge,

Und ſicher, daß es kömmt; der ächten Weisheit Bild,
Die, tieferſchauend, nichts vergöttert und nichts
ſchilt! —
Denn weit, weit unter Dir zerflattern die Geſpinnſte,
Verwöhntes Eigenſinns, des Kleinmuths trübe Dünſte,
Die oft dieſelbe Welt dem Alter ſchwarz umziehn,
Wo alles kurz vorher im Frühlingsglanz erſchien. —
Ausruhend, von dem Preis des langen Laufs umgeben,
Betrachteſt Du mit Luſt der jüngern Kräfte Streben,
Und, was Beſcheidenheit nur Dir unſicher macht,
Das Feuer, das vielleicht Du ſelber angefacht.
Dein Herz vermiſſet nichts, indem es ſich verhehlet,
Was dein beglükter Sohn, nicht ohne Stolz, erzählet,
Und was ihm Deutſchland glaubt: daß auch von
Deiner Saat
Dein aufgeklärtes Volk viel Frucht geerndtet hat.
Nach ſolcher Arbeit nur war ſolche Ruhe möglich!

Denn o! dem ſcheueſten Gefühl unwiderleglich,
Ruft Dir Dein eignes Herz dies Wort der Wonne zu:
Du haſt der Brüder viel belehrt, gerettet Du! —
Sieh um Dich her, genieß des Anbliks: Dieſer weiten
Erhabnen Königsſtadt Bewohner, o ſie freuten

Sich

Digitized by Google

Sich Deines Werks, nun freun ſie Deiner Ruhe*) ſich,
Dies weiſe, edle Volk, es liebt, es ehret Dich.
Und haſt Du ſeine Gunſt erſchlichen? Nein, zu weiſe
Iſt's, daß es heil'gen Tand, als Wort des Lebens, preiſe;
Zu edel, daß es je dem Diener am Altar
Mit Ehrfurcht huldigte, wenn er ein Heuchler war.
Darum erlaube Dir, der Liebe Dich zu freuen,
Die Dir vereint Berlins beglükte Bürger weihen;
Erlaube Dir getroſt das ſelige Gefühl:
Daß Du der langen Bahn ſo oft erflehtes Ziel
Erreichet haſt, daß Du zu heiligen Entſchlüſſen
Manch Herz geſtärkt, gewekt manch ſchlummerndes Gewiſſen.

Mit dieſem guten Schatz im Buſen, mit dem Blik
Vor Dir auf ewigs Sein, auf Redlichkeit zurük —
Wie ſoll Dein Leben Dir nicht heiter abwärts fließen?
Wie ſollteſt Du nicht froh den letzten Reſt genießen?

In

*) Bekanntlich iſt des verdienſtvollen ehrwürdigen Mannes Geſuch um Ruhe genehmigt und erfüllt worden. A. d. H.

Im Frieden mit Dir ſelbſt, der ganzen Menſchhei
Freund,
Empfängſt Du jeden Tag vergnügt, der Dir erſcheint
Und ſäheſt auch vergnügt den letzten ſich erheben.

Uns aber, Vater, uns gehöret noch Dein Leben,
Uns noch die Seligkeit: an dieſem ſanften Schein,
Womit Dein Abend ſelbſt uns leuchtet, uns zu freun;
An dieſem reifen Muth, durch welchen Du gehoben
Tief unter Dir mit Ruh der Wogen wildes Toben
Vernimmſt, und, wie am Fuß ergrimmter Wahn
auch brauſt,
Doch auf der Wahrheit Fels Dein ſichres Haus erbau'ſt;
Wenn auf empörtem Meer wir Neulinge noch zittern,
Und ungeprüft uns oft entſetzen, oft erbittern;
O welch ein Pharus ſtrahlt uns dann Dein Angeſicht,
Vertraun in Deinem Blik, um Deine Stirne Licht!

Die freie Huldigung, die wir der Wahrheit ſchwören,
Die Wahl, die weder Furcht noch Eigennutz bethören,
Des Geiſtes ewig Recht, nur, wo er Wahrheit fand,
Zu rufen: Hier iſt gut ſein, hier iſt heilig Land!
Nur dieſe ſaheſt Du, belehrt vom Lauf der Zeiten,

Die

Digitized by Google

Die längſt ehrwürd'gen Schnee auf Deine Scheitel ſtreuten,
Sich aus der Meinungen verfinſternden Tumult
Zuletzt verklären; und erlernteſt ſo Geduld,
Gingſt, unverſcheucht und froh des innerlichen Zeugen,
Den Weg des Rechts, dem Haß antwortend durch Dein Schweigen. —
So ward es in Dir, um Dich heller ſtets, und bald
Ward Deines Herzens Freund, wer Deine Lehre ſchalt;
Bis endlich allgemach ſich über unſern Himmel
Ein rein'res Licht ergoß, der Nebel dicht Gewimmel
Zertheilend, die den Blik des Geiſtes abgeſtumpft,
Die dich verfinſterten, wohlthätige Vernunft!

Bei dieſem ſchönen Tag, mein Vater, Heil Dir! gingeſt
Du fort zur Ruh! — Mit dem Talent, das Du empfingeſt,
Haſt Du gewirkt; das Werk, das Gott Dir gab, gethan,
Bevor die Nacht erſchien', da niemand wirken kann. *)

Berlin. G. L. Spalding.

*) Evang. Joh. IX, 4.

5.

Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten die Parlemente in Frankreich betreffend.

(Beſchluß; ſ. Dezemb. vor. J. S. 544.)

(Beſchluß; ſ. Dezemb. vor. J. S. 544.)

Als die proteſtantiſche Religion 1559 anfing, ſich in Frankreich auszubreiten, ward das Parlement aufmerkſam darauf. Die eifrigen Anhänger der alten Kirche wollten gleich die alten Geſetze gegen die Kätzer mit aller Schärfe ausgeübt haben. Andere vernünftigere Mitglieder riethen zu toleranten Maaßregeln. Einige waren der neuen Religion geneigt. Von jenen Eiferern wurden einige an ihren Kollegen zu Verräthern, gaben ſie bei dem König Heinrich II. als kätzeriſchgeſinnte an, und beredeten ihn ſelbſt unerwartet ins Parlement zu kommen, um zuzuhören, wie ſie über die Frage ſtimmten. Heinrich kam: ſchon ergrimmt bei ſeinem Eintritt, noch heftiger aufgebracht, als einige zu Gunſten der Proteſtanten ſprachen. Er ließ zwei Räthe: Anne du Bourg und Ludwig le Fevre, die nach ſeinem Dünken wie Proteſtanten geſprochen hatten, auf der Stelle arretiren; und ernannte eine Kommiſſion, gegen ſie zu inquiriren. Du Bourg wollte die Kompetenz der Kommiſſion nicht anerkennen, ſondern von ſeinem gehörigen Richter, vom Parlemente gerichtet ſein; bis der König einen ausdrüklichen Befehl ertheilte, falls du Bourg ſich

ſich nicht vor der Kommiſſion verantwortete, ſolle er für überzeugt und des Hochverraths ſchuldig gehalten werden. Darauf verwahrte ſich du Bourg durch eine Proteſtation gegen dieſe Gewaltſamkeit, legte ein ganz proteſtantiſches Glaubensbekenntniß ab, ward — er war Conſeiller Clerc geweſen — degradirt, und gehangen. (Thuan lib. XII.)

In dem darauf folgenden Bürger- und Religionskriege hatte die bigotte Partei mehrentheils im Parlemente die Oberhand. Im J. 1562 wollte es das Edikt, wodurch den Reformirten die freie Religionsübung geſtattet ward, nicht regiſtriren. Im J. 1572 verurtheilte es den ſchon ermordeten Coligny noch in effigie gehangen zu werden.

Doch ward endlich die billigere Partei ſtärker. Im Jahr 1576 wurden den Reformirten die Chambres-mi-parties bewilligt; d. i. die Parlementsſtellen ſollten zur Hälfte, oder doch in einer gewiſſen Proportion, mit Reformirten beſetzt werden. Als 1589 die Religionswuth der Pariſer aufs höchſte ſtieg, als ſie König Heinrich III. abſetzen wollten, weil ſie glaubten, daß er es mit den Käzzern halte; ſuchten ſie das Parlement auf ihre Seite zu ziehen. Wie dieſes dem rechtmäßigen Könige treu blieb, fielen die fanatiſchen Bürger mit gewafneter Hand ins Parlement, ſchleppten den Premierpräſident, und alle die ihnen verdächtig waren, in die Baſtille. Die andern Mitglieder machten theils aus Schwäche, theils aus Fana-

tismus

tismus, gemeine Sache mit den Ligiſten; d. i. mit den Raſenden, die den ſogenannten heiligen Bund gegen den König und die Kätzer errichtet hatten. Der berühmte, gelehrte Briſſon war aus Furchtſamkeit von dieſer Partei. Insgeheim legte er vor einem Notarius eine Erklärung ab, daß er ſo zu handeln, durch Gewaltſamkeit gezwungen würde. Als aber nachher die Wuth der Ligiſten ſie ſo ſehr verblendete, daß ſie Heinrich IV. vom Throne ausſchließen, die Succeſſionsordnung eigenmächtig ändern, mit Spaniſcher Hülfe einen Fremden auf den Thron ſetzen, und Frankreich von Spanien abhängig machen wollten; ermannte ſich Briſſon, und widerſetzte ſich. Er ward aber, nebſt zwei andern Parlementsräthen, von dieſen Raſenden ohne Prozeß gehenkt.

1590 widerſetzte ſich das Parlement, als Heinrich IV. ſeine Domänen von der Krone trennen wollte. Der König gab ſeinen Vorſatz auf. Das Parlement hat ſich öfter bei ähnlichen Gelegenheiten widerſetzt, und immer die Unzertrennlichkeit der Domänen von der Krone und ihre Unveräußerlichkeit behauptet. Man bemerke, daß zu den Domänen ehmals ganze Provinzen gehörten. Ein alter Franzöſiſcher Publiziſt *) rechnet es dem Parle-

*) Loiſeau. Er ſagt: Ce fut l'inſtitution des parlemens, qui nous ſauva d'être cantonnés & demembrés comme

Parlemente zum Verdienſte an, daß Frankreich nicht wie Deutſchland in mehrere Staaten zerfallen iſt. 1610 übte das Parlement zum erſtenmal eine Handlung aus, die bis dahin von den Ständen ausgeübt war. Es ernannte die Königinn Wittwe Heinrichs IV. zur vormundſchaftlichen Regentinn von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. *) Die Stände, die 1614 verſammelt waren, ſcheinen dem Parlemente dieſes Recht durch ihr Stillſchweigen überlaſſen zu haben.

1632 widerſetzte ſich das Parlement dem Blutgerichte, das der Kardinal Richelieu höchſt deſpotiſch über ſeinen Feind Marillac halten ließ. Aber es war fruchtlos.

1648 beförderte das Parlement die Unruhen, die in Frankreich unter dem Namen der Fronde bekannt ſind. Privatintereſſe war wohl unſtreitig damals die Haupttriebfeder des Parlements. Es hatte ſeine eigene Armee, die es gegen den Hof agiren ließ. Alle dahin gehörige Deliberationen, Beſchlüſſe und Akten hat Ludwig XIV. aus den Parlementsarchiven wegnehmen laſſen.

Keiner

comme en Italie & en Allemagne, & qui maintient le royaume en ſon entier. Ich entlehne dieſe Stelle aus dem Henault, der ſie unter dem Jahr 1307 anführt.

*) Eigentlich ward es dazu vom Herzog von Epernon gezwungen. *Le Vaſſor* Hiſt. de Louis XIII, t. I. liv. I. p. 31. B.

Digitized by Google

zwei Jahre nach ſeinem Tode, 1717, regiſtrirte das Parlement ein anderes Edikt, worin die Succeſſionsfähigkeit dieſer Prinzen wiedrr aufgehoben ward.

Das Parlement, das unter Ludwig XIV. über funfzig Jahre lang, die Edikte und Verordnungen immer nur regiſtrirt hatte, ohne Erinnerungen machen zu dürfen, machte ſie nun ſehr häufig, ſeitdem ihm der Herzog von Orleans dieſes Vorrecht freiwillig wieder eingeräumt hatte. Ueber Laws Zettelbank that es verſchiedentlich ſtarke Vorſtellungen. Es ward zweimal exulirt, gab beidemal nach, und ward zurükberufen.

Unter Ludwig XIV. hatten die Pairs und Dücs de France keiner Parlementsverſammlung beiwohnen dürfen. Jtzt ward es ihnen nicht mehr verwehrt.

Unter Ludwig XV. iſt die Oppoſition des Parlements einigemal ſehr lebhaft geweſen. Hauptſächlich wegen der Bulle Unigenitus. Dieſe Bulle hat in Frankreich ſehr ſonderbare Händel, und halb ärgerliche, halb lächerliche Auftritte veranlaßt. Es iſt bekannt, daß in dieſer Bulle die ungeheuren Prätenſionen der Päpſte an die Oberherrſchaft über die ganze Chriſtenheit als Glaubensartikel gelehrt, und daß allen Chriſten darin, ſie für wahr zu halten, geboten wird. Dieſe Bulle gab Papſt Klemens XI. in den letzten Jahren Ludwigs XIV, 1713. Schon damals gab es zwei

Par-

Parteien in der Franzöſiſchen Kirche: eine dem Papſt eifrig ergebene; und eine, die ſich ſeinen übertriebnen Anſprüchen widerſetzte. An der Spitze jener Partei waren die Jeſuiten; zu der zweiten gehörten die Janſeniſten. Die Bulle ſollte dem Gezänke ein Ende machen, und ſie gab Anlaß, daß es ärger ward, wie es je geweſen war. Die jeſuitiſche Partei — der Erzbiſchof von Paris, der berühmte Chriſtoph von Beaumont, war einer der eifrigſten — ergrif ein ſonderbares Mittel, den Glauben an die Oberherrſchaft des Papſtes zu erzwingen. Die Geiſtlichen dieſer Partei wurden von dem Erzbiſchof befehliget, keinem Kranken, keinem Sterbenden die Sakramente zu ertheilen, wenn er nicht einen Beichtſchein (billet de confeſſion) vorweiſen konnte. Der Beichtſchein mußte von einem orthodoxen Prieſter ſein. Dieſer mußte darin bezeugen, daß der Kranke in einer beſtimmten Zeit bei ihm, dem Prieſter, gebeichtet, und ſeinen Glauben an die Bulle Unigenitus bekannt habe. Es gab Geiſtliche, die dieſen Befehl mit Eifer, mit Fanatismus befolgten. Das Parlement hingegen verbot nun allen Geiſtlichen, dieſen Befehl ihres Oberhirten zu erfüllen; und drohte mit Strafen, wenn ein Geiſtlicher dergleichen Beichtſcheine fordern würde. Es ließ wirklich Prieſter, die darauf betreten wurden, in Verhaft nehmen. Uebel war nun der daran, der krank ward, und orthodoxe und janſeniſtiſche Verwandte hatte.

Digitized by Google

Jene holten gleich einen fanatiſchen Prieſter; die holten eben ſo hurtig Gerichtsdiener. Der Prieſter kam, ſetzte dem Kranken zu, um den Glauben an die Bulle Unigenitus von ihm zu erpreſſen. Oft mochte er gerade recht im Enthuſiasmus ſeyn, ſo erſchienen Gerichtsdiener und ſchleppten ihn fort. Das Betragen des Hofes bei dieſen Vorfällen war ſchwankend. Das Parlement ward zweimal verbannt, aber auch zweimal zurükberufen. Auch der Erzbiſchof von Paris und einige andere Erzbiſchöfe und Biſchöfe wurden eine Zeitlang verbannt. Dieſe ſonderbaren Unruhen haben Ludwig XV. und ſeinen Miniſtern während ſeiner ganzen Regierung viel zu ſchaffen gemacht; bis er, drei Jahr vor ſeinem Tode, durch den Kanzler Meaupeou die große Veränderung zu Stande brachte, von der wir gleich ausführlicher handeln wollen.

Das Jahr 1762 iſt ein merkwürdiges Jahr in der Geſchichte des Parlements. Daſſelbe veranlaßte die Unterſuchung der innern Verfaſſung und Einrichtung des Jeſuiterordens. Durch einen Parlementsſchluß ward der Orden in Frankreich aufgehoben. *)

Dagegen kommen wir nun auch auf die große Veränderung in den letzten Jahren Ludwigs XV. Die Parlemente wurden völlig aufgehoben. — Wir müſſen die Hauptumſtände dieſer Begebenheit

hier

*) Vergl. Berl. Monatsſchrift, November 1786, S. 434. f. B.

einführen; der eigentliche Zuſammenhang der Parlemente mit der ganzen Franzöſiſchen Staatsverfaſſung wird uns dadurch noch deutlicher werden.

Der Herzog von Aiguillon war einige Jahre Statthalter von Bretagne geweſen. Man war in der Provinz nicht mit ihm zufrieden geweſen. Man gab ihm in verſchiednen Stükken deſpotiſches Verfahren Schuld. Er ward in mehrere Prozeſſe verwikkelt, insbeſondre mit Herrn de la Chalotais, Generalprokureur beim Parlement von Bretagne. Der Herzog ſoll aus perſönlichen Gründen ein Feind des letztern geweſen ſein. Sodann wird in einigen Nachrichten verſichert, daß die Jeſuiten ihn noch mehr gegen denſelben aufbrachten; denn Herr de la Chalotais war der eifrigſte Gegner der Jeſuiten beim Parlement von Bretagne, und hatte ihre Aufhebung in dieſer Provinz am meiſten bewirkt. Wie es ſich hiemit auch verhalten mag, genug es entſtand ein Kriminalprozeß. Der Herzog ward beſchuldigt, falſche Zeugen gegen Herrn de la Chalotais gedungen zu haben. Da der Herzog ein Pair von Frankreich war, ſo mußte der Prozeß vor dem Gerichtshofe der Pairs, das iſt, vor dem Pariſer Parlement geführt werden. Der König ſchien anfangs der Juſtiz freien Lauf laſſen zu wollen. Als das Parlement ſeine erſte Sitzung in dieſer Sache hielt *), kam der König ſelbſt ins Parlement, nicht um ein

*) 1770, d. 4 April.

Digitized by Google

Lit de juſtice zu halten, ſondern zuzuhören. Plö
lich aber änderte er ſeine Geſinnung. Ganz un
wartet hielt er *) ein Lit de juſtice, worin er d
weitere Verfahren in der Sache verbot, und je
mann ein ewiges Stillſchweigen über die gegen
tigen Beſchuldigungen auflegte.

Am ſelbigen Abend nahm der König den He
zog mit nach Marly, und der Herzog ward v
Könige je mehr und mehr ſo begünſtigt, daß
endlich ſtatt des Herzogs von Choiſeul, den
König verabſchiedete, Miniſter ward. Der H
zog von Aiguillon hatte ſich bei Madame du Ba
inſinuirt; der Herzog von Choiſeul hatte das Ge-
gentheil gethan. Aus dieſem kleinen Umſtande ent-
ſprangen Begebenheiten von wichtigem Einfluß in
die Franzöſiſche Verfaſſung.

Was that das Parlement? Es beſchloß am 2 Julius ein Dekret: daß der Herzog von Aiguillon wegen ſchwerer Beſchuldigungen, die ſeine Ehre beflekten, ſich aller Funktionen eines Pairs enthalten ſolle, bis er ſich durch eine legale Sentenz des Gerichts der Pairs, als welche durch nichts ergänzt werden könne, völlig gereinigt habe. Von dieſem Dekret, wodurch die Ehre des Herzogs eine Makel bekam, wurden zehntauſend Exemplare abgedrukt und publizirt. Ihm ſelbſt ward es inſinuirt.

Am

*) D. 27 Jun. ebendeſſ. Jahres.

Am folgenden Tage ward dies Dekret vom Conſeil d'Etat kaſſirt. Das Parlement that Vorſtellungen dagegen. Der König kam ſelbſt ins Parlement, ließ alle zu dieſem Prozeß gehörige Akten wegnehmen, und verbot, weiter etwas darüber zu verhandeln, oder auch nur darüber zu ſprechen.

Bei dieſer Lage der Sachen war der Kanzler Meaupeou der Mann, der die Schritte des Königs leitete: ein Mann, ſelbſt nach dem Zeugniß ſeiner Feinde, von großem Verſtande und großen Talenten. Entweder war er überzeugt, daß die Parlemente, insbeſondre in Anſehung der Verkäuflichkeit, einer Reform bedürften; oder er ſah dieſes für eine Gelegenheit an, eine große Rolle zu ſpielen *); oder er mag perſönliche Urſachen gehabt haben, wie ſeine Feinde behaupten, dem Parlemente gram zu ſein **). Wir können nicht ausmachen, was ſeine Beweggründe waren. Aber er wars, der nun den großen Plan zur völligen Aufhebung machte, und ihn ausführte. Wir können hier nicht alles, was in dieſer Abſicht geſchah, umſtändlich auseinander ſetzen. Die Hauptſtreiche, die er gegen die Parlemente führte, waren folgende

Das Parlement hatte, wie gewöhnlich, bei ſolchen wichtigen Veranlaſſungen, ſeine Funktionen als Gerichtshof eingeſtellt. In der Nacht von

E 5 19 Jan

*) Oeuvres poſthum. de Frédéric II, t. V, p. 52.

**) L'Obſervateur anglois, t. I, p. 59.

19 Jan. 1771 werden die Parlementsglieder, alle in der nehmlichen Stunde, von zwei Muſketären geweft, die ihnen eine Königliche Order vorlegen, ihre Funktionen wieder anzutreten, und bloß entweder Ja oder Nein unter dieſe Order zu ſchreiben. Viele unterſchrieben in der Beſtürzung Ja. Aber den Tag darauf in voller Verſammlung faſſen auch dieſe Schwächeren wieder Muth, und widerrufen ihr gegebnes Verſprechen. In der folgenden Nacht werden ſie wieder geweft. Ein Gerichtsdiener bringt jedem von ihnen einen Befehl aus dem Conſeil d'état, des Inhalts: die Parlemente wären aufgehoben, ſie ſollen ſich nicht länger Parlementsglieder nennen, ſie ſollen ſich aller dahin gehörigen Verrichtungen enthalten. Kaum ſind die Gerichtsdiener fort, ſo erſcheinen wieder Muſketäre mit verſiegelten Kabinetsbefehlen oder Lettres de cachet. Durch dieſe Befehle werden ſie alle nach verſchiednen, weit von einander entlegenen, Orten verbannt. — Alle ertrügen ſtandhaft ihr Schikſal.

Nun errichtete Meaupeou ein ganz neues Parlement von neuen Mitgliedern. Dieſem neuen Parlemente ward das Recht, Vorſtellungen zu thun, zwar nicht ganz genommen; aber dahin eingeſchränkt, daß es ſolche nicht eher thun ſolle, als bis es die ihm zugeſandten Edikte und Befehle regiſtrirt habe, und dann ſolle es nie auf ſeinen Vorſtellungen beſtehen, ſondern bloß von der Gnade des Königs erwarten, ob er Rükſicht darauf nehmen

[...] wolle oder nicht. Die Stellen bei dieſem [...] Parlemente ſollten nicht verkauft, und die [...]orteln abgeſchaft werden. Der König ſetzte [...]ehnliche Gehalte aus, dergleichen er bis dahin [...]t gegeben hatte.

Es hielt anfangs ſchwer, genug geſchikte Perſonen zu finden, die in dem neuen Parlemente [...]en konnten oder wollten. Viele wollten nicht, [...]eil ſie das ganze Verfahren für deſpotiſch hielten. [...]er gröſte Theil der Advokaten wollte das neue [...]arlement nicht anerkennen; ſie lieſen ihre Pro[...]ſſe liegen. Viele Untergerichte wollten ebenfalls das neue Parlement nicht anerkennen.

Dieſes neue Parlement ward am 13 April 1771 vom Könige in einem Lit de justice eröfnet. Nur ein einziger Prinz vom Geblüte war dabei zugegen; denn die andern alle hielten es mit dem abgeſetzten Parlemente, und proteſtirten gegen die Abſchaffung. Frankreich gerieth über dieſen Vorgang in groſſe Gährung. Die Prinzen von Geblüte fielen in Ungnade. Der Hof wurde ihnen verboten. Einige Pairs proteſtirten *) gegen dieſes Verfahren des Hofes, das ſie einen Eingrif in die Reichsgrundgeſetze nannten. Die Prinzen vom Geblüte und die Pairs glaubten: mit dem Untergange der Parlemente könnten ihre eignen Vorzüge und Rechte in

*) Dieſe Pairs nannte man les Pairs proteſtans. Das hat man (ſollte man es glauben?) in einem deutſchen Buche, proteſtantiſche Pairs, überſetzt.

in Gefahr kommen, unterzugehen. Die Prinzen erinnerten ſich, wie Ludwig XIV., ihnen zum Nachtheil, ſeine natürlichen Söhne ſucceſſionsfähig hat machen wollen. Die Pairs erinnerten ſich: daß eben dieſer Ludwig XIV., der die Parlemente niederdrükte, auch die Vorzüge der Pairs eingeſchränkt hatte.

Der Erzbiſchof von Paris hingegen freute ſich ſo ſehr, daß er die ſogenannte Meſſe rouge *) ſelbſt im neuen Parlemente las. Alle eifrige Katholiken, alle Prälaten, die auf ihre Prälatenrechte hielten, alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die es verdroß, daß die geiſtliche Jurisdiktion in Frankreich durch die Wachſamkeit der Parlemente ſo eingeſchränkt war, alle heimliche Jeſuiten und ihre Freunde nahmen Theil an der Freude des Erzbiſchofs.

Frankreich war immer ſehr fruchtbar an ſatiriſchen, auf die Vorfälle der Zeit ſich beziehenden Schriften. Nie waren ſie ſo häufig, nie ſo heftig wie jezt. Der Herzog von Aiguillon, Madame du Barry, und vorzüglich der Kanzler Meaupeou, waren die Gegenſtände, gegen welche Witz und Bosheit alles verſuchten, was ſie in Verbindung mit

*) Vom 7 Septemb. bis zum Tag nach Martini oder d. 12 Novemb. hat das Parlement Ferien. Am 12 Novemb. fängt es ſeine Sitzungen wieder an. Die Feierlichkeiten der Eröfnung fangen mit einer Meſſe im großen Saale des Palais an, wobei alle Mitglieder en robes rouges aſſiſtiren. Daher heißt dieſe Meſſe la meſſe rouge.

Digitized by Google

einander vermögen *). In dieſen Satiren man ſich ſo gar darüber auf, daß der Kanzler Menge Pedantereien abſchafte, denen die alten Parlemente und überhaupt der ganze Rechtsgelehrſtand ſehr ergeben war. Kein Parlementsglied, kein Juſtizbeamter ließ ſich öffentlich anders, als in feierlicher Kleidung ſehen. Ihre Manieren, Ton, ihre Ausdrükke, alles war gravitätiſch. Vieles, was andere ehrliche Leute für unſchuldige Vergnügen halten, durften jene ſich nicht erlauben, weil ſie es der obrigkeitlichen Würde unanſtändig hielten. Viele Schriftſteller, insbeſondre die theatraliſchen, hatten ſich ſchon oft über alles dieſes feierliche Weſen luſtig gemacht. Eine Kammerjungfer in der Komödie ſagt:

J'épouſerois plûtôt un vieux ſoldat,
Qui jure, boit, bat ſa femme & qui l'aime,
Qu' un fat *en robe*, enivré de lui-même;
Qui, d'un ton grave, & d'un air de pédant,
Semble juger ſa femme, en lui parlant,
Qui, comme un paon dans lui-même ſe mire,
Sous ſon rabat ſe rengorge & s'admire.

L'Enfant prodigue von Voltaire.

Meaupeou trug ſeine Kanzlerperükke und Kanzlerſimarre nur, wenn es das Ceremoniel erforderte. In Geſellſchaft legte er das feierliche Weſen ab; er ſcherzte, er gab ſogar ſelbſt Soupees, er ſpielte

Whiſt:

*) Dahin gehören der Gazettier cuiraſſé; die Correſpondance ſecrète; u. ſ. w.

bezahlen mußte, 60,000 Liver betrugen. Die ſämmtlichen Gehalte bei dem daſelbſt errichteten neuen Parlemente betrugen 156,500 L. *). Nach dieſem Exempel wird man es nicht übertrieben finden, wenn einige behauptet haben: durch dieſe Veränderung ſei der Nation eine neue Schuldenlaſt von 100 Millionen Liver und die Aufbringung von 5 Millionen Zinſen jährlich aufgebürdet worden **).

Allein Meaupeou wußte alle Schwierigkeiten zu überwinden. Er hatte einen guten Gehülfen an dem damaligen Finanzminiſter, dem Abt Terray. Dieſer wußte immer, ſo groß auch die Geldbedürfniſſe waren, Rath zu ſchaffen: freilich mit einem Deſpotismus und einer Härte, die ſeinen Namen der Nation zum Abſcheu machten. — Indeſſen Meaupeou brachte ſein Werk zu Stande. Allmälig erſchlaffte der Widerſtand ſeiner Gegner. Von den Prinzen und Pairs an bis zu den Advokaten und Untergerichten herab, gewöhnte ſich allmälig alles an die neuen Parlemente.

Aber Ludwig XV. ſtarb 1774 den 10 Mai. Ludwig XVI. hob, auf Maurepas's Rath, die neuen Parlemente auf, und ſetzte die alten wieder ein. Meaupeou ward exilirt. Ludwig XVI. errichtete noch ein neues Parlement: das zu Nancy, 1775 im September.

Kiel. Hegewiſch.

6. Anekdo-

*) Ebendaſelbſt, S. 305.
**) Obſervateur anglois T. I. p. 113.

Digitized by Google

6.

Anekdoten Seine Königl. Majeſtät, Friedrich Wilhelm den Vielgeliebten, als vierzehnjährigen Prinzen von Preußen, den Major von Kleiſt, und den Herzog Leopold von Braunſchweig betreffend.

Als der ſel. Prof. Sander, aus Karlsruhe, im J. 1780 mich beſuchte, fand er in meinem Stammbuche verſchiedene Denkmahle großer Herren, und berühmter Gelehrten, deren einige er in ſein Reiſejournal aufzeichnete, und welche auch zum Theil im zweiten Bande der Beſchreibung ſeiner Reiſen mit abgedrukt ſind. Das vornehmſte und zugleich vortreflichſte derſelben, welches von Sr. Königl. Majeſtät, als damals vierzehnjährigem Prinzen, herrührt, iſt mit merkwürdigen Umſtänden begleitet, welche ich verſchiedenen meiner Freunde erzählt habe, die deren Bekanntmachung wünſchten. Auf wiederholtes Erinnern, muß ich ihren Wunſch erfüllen; und ich werde bei dieſer Gelegenheit zugleich das traurige Andenken des als Dichter und Held unvergeßlichen Preußiſchen Majors von Kleiſt, und des unſterblichen Herzogs Leopold von Braunſchweig, erneuern.

Im J. 1758 reiſete ich von Frankfurt an der Oder, wo ich mich 10 Jahr aufgehalten, und theils Kollegia geleſen theils mit der mediziniſchen Praxis mich beſchäftigt hatte, auf einige Tage nach Berlin, und beſuchte den damaligen Hofmeiſter Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen von Preußen,

itzigen würdigen Direktor der philoſophiſchen Klaſſ der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, Herr von Beguelin; mit welchem ich ſchon vorher, auf Veranlaſſung ſeiner in den Memoires de l'Acad. de Berlin befindlichen, und von mir für das Hamburger Magazin überſetzten Abhandlung, von der Kunſt, geöfnete Eier beim Lampenfeuer auszubrüten, einen Briefwechſel unterhalten hatte. Bei dieſer Gelegenheit äußerte ich ihm meinen Wunſch, ſeinem hohen Eleven mein Stammbuch überreichen zu dürfen, wofern ich nicht zu befürchten hätte, daß dieſes Se. Königl. Hoheit befremden möchte, oder Sie vielleicht meine Bitte unrecht auslegten. Herr von Beguelin verſicherte mich, daß der Prinz die Abſicht und den Werth der Stammbücher der Gelehrten kenne; und er würde es Ihm gegen Abend vorlegen. Als ich hierauf Herrn von Beguelin anzeigte, daß meine Rükreiſe noch an dieſem Tage feſtgeſetzt ſei, ſagte er: „Bei dem Prinzen machen itzt verſchiedene Franzöſiſche Offiziere „von den Kriegsgefangenen ihre Aufwartung; wir „wollen es aber doch wagen, und zu ihm gehen“. Herr von Beguelin führte mich in das Audienzzimmer, und ſtellte mich Sr. Königl. Hoheit mit den Worten vor: „Mon Prince, hier iſt mein „Freund, ein Medikus von Frankfurt, welcher „ſich die Gnade von Ihnen erbittet, Sie in ſeinem „Stammbuche zu haben“. Der Prinz nahm das ihm in tiefſter Ehrfurcht von mir überreichte Stammbuch, durchblätterte es, würdigte einige Stellen einer beſondern Aufmerkſamkeit, ſprach dazwiſchen mit den Offizieren über verſchiedene Materien, und fragte mich: „Studiert viel Nobleſſe „in Frankfurt“? Ich nannte eine gute Anzahl der mir bekannten Edelleute. „Auch ſind“, fügte

ich

[illegible]zu: „ich drei Grafen da, deren Arzt zu ſein die Ehre habe“.

Der Prinz. Wie heiſſen ſie?

Ich. „Graf Henkel von Donnersmark, Graf Schulenburg, und Graf H*.“

Der Prinz. Die beiden erſten kenne ich nicht. Was macht Graf H*., iſt er fleißig, liebt er noch ſehr die Pferde?

Ich. „Geſund habe ich ihn wenigſtens verlaſſen. „Vor einigen Monaten hat er meinen Sohn über „die Taufe gehalten. Er ſtudiert wie ein Kava„lier, findet ein beſonderes Vergnügen im Kleinen „und im Großen: im Kleinen an Auseinander„nehmung und Wiederzuſammenſetzung der Ta„ſchenuhren, die ihm alle ſeine guten Freunde dazu „hergeben müſſen; und im Großen, an Pferden. „Anfangs hielt er nur ſeine Ekipage mit zwei „Pferden, welches in Anſehung eines Studenten „großes Aufſehen machte, zumal der reiche Graf „durch prächtige Kleidung ſich nicht auszeichnete, „ſondern gemeiniglich in einem gemeinen grauen „Frak ritt und fuhr. Als er ſich nach einiger Zeit „noch zwei Pferde von Berlin kommen ließ, ſagte „der Stallwirth in der Vorſtadt, bei dem ich eben „gegenwärtig war, zu mir: Nu wallts Gott, die „Zeren werden ihm den Kittel noch vollends kahl „freſſen“. Dieſe Geſchichte vergnügte den Prinzen, und er erzählte ſie den Offizieren franzöſiſch wieder. Mitten unter dieſen Zerſtreuungen ſetzte ſich der Prinz, und ſchrieb; gab mir hernach das Stammbuch, und entließ mich in den huldreichſten Ausdrücken. Als ich mit Herrn von Beguelin wieder in ſein Zimmer gegangen war, waren wir beide neugierig zu wiſſen, was der Prinz geſchrieben haben möchte. Hr. v. B. las es, und ſagte:

Vortrefflich! Ich las es, und ſtand wie er[illegible]
Der Prinz hatte geſchrieben:

Animo repetentem exempla tuorum
Et Pater Aeneas, et Avunculus excitat Hector.

Berolini, *Friedrich Wilhel[illegible]*
d. 16 Maji 1758.

Ich ſagte zu Hrn. v. B. „Wie iſt es mögl[illegible]
„daß der Prinz etwas hat ſchreiben können, [illegible]
„nicht beſſer gewählt ſein konnte, wenn er [illegible]
„vorbereitet geweſen wäre, oder, wenn Si[illegible]
„Ihm vorgeſchlagen hätten“? Ich habe, [illegible]
derte Hr. v. B., ſchon von einiger Zeit de[illegible]
gil mit Ihm geleſen, und Ihm dieſe S[illegible]
als auf Ihn beſonders anwendbar, zum [illegible]
denken empfohlen; es erfreuet mich ungemei[illegible]
daß Er ſich von ſelbſt daran wieder erinnert
und ſie bei dieſer Gelegenheit ſo ſchön ang[illegible]
bracht hat!

Welch ein Ruhm für den ſchon in der Ju[illegible]
großen Geiſt des Prinzen! und welche Ehre [illegible]
deſſen würdigen Mentor!

O! Friderice Guilielme! Amor et Deliciae generis,
Vive laetus, regna diu, felicior Trajano, clementior
Augusto!

Der

*) Virgil Aen XII, 439, wo von dem jungen As-
kanius die Rede iſt.

Denk' ich zurük an das Muſter der Helden
meines Geſchlechtes,
O dann ſpornt mich mein Vater Aeneas, und
Hektor mein Oheim.

Heyne hat in ſeiner Ausgabe des Virgil bei dieſen
Verſen mit Recht die Anmerkung gemacht: Ver-

ſus

Der Major von Kleiſt hatte an dem ſchrek-[lichen] blutigen Tage, d. 12 Aug. 1759 bei Kunersdorf, einen Kartätſchenſchuß in den rechten Fuß bekommen, und war beinahe 24 Stunden auf dem Schlachtfelde liegen geblieben; welche ſchrekliche Scene itzt Chodowiezki gezeichnet, und Berger in punktirter Manier geſtochen hat. Am 13 Aug. erinnerte er ſich eines Freundes in Frankfurt, des Hrn. Prof. Nikolai, und wünſchte zu ihm gebracht zu werden. Dieſer edle Mann, der mit gründlicher Gelehrſamkeit die reinſte Menſchenliebe verband, und im eigentlichen Verſtande auch mein Buſenfreund war, nahm den ſchwer Verwundeten in ſeine Behauſung, und ließ ihm die ſorgfältigſte Pflege widerfahren, um, wo möglich, ſein theures Leben zu retten. Doktor Eberti, und ich, nebſt den geſchikteſten Wundärzten, kamen wir Tag und Nacht nicht von ſeinem Bette, und wandten alle Mittel zu ſeiner Erhaltung an. Es hätte uns auch vielleicht geglükt, wenn Herr von Kleiſt ſich die nöthig gewordene Amputation des Fußes hätte gefallen laſſen wollen. Allein durch alle Bitten und Vorſtellungen war er dazu nicht zu bewegen, weil er ſich von der Vergeblichkeit der Operation überzeugt glaubte. Was er ehedem ſelbſt in ſeinem Ciſſides und Paches geſchrieben hatte:

Der Tod für's Vaterland iſt ewiger
Verehrung werth — wie gern ſterb ich
Ihn auch, wenn mein Verhängniß ruft!

ſus aurei infigendi puerorum animis, quibus illuſtres parentes contigerunt!

dieſen großen Gedanken empfand er itzt. D
Tod für das Vaterland war immer, auch ſe
im Frieden, ſein wärmſter Wunſch. Dieſer Wun
wurde erfüllt. Er behielt, ſein zehntägiges ſchme
haftes Lager über, die bewundernswürdigſte Stä
und Gegenwart des Geiſtes, und unterhielt d
jenigen, die um ihn waren, worunter ſich au
beſtändig viele Ruſſiſche Offiziere, die den Wert
dieſes Kriegesgefangenen kannten und zu ſchätzen
wußten, befanden, mit den lehrreichſten Unterre
dungen faſt aus allen Fächern der Gelehrſamk
Als ich voraus ſah, daß er dem Tode unterli
mußte, erbat ich mir von ihm ein Andenken
mein Stammbuch. Er nahm es, traf ſogleich
die Seite, worauf der Prinz von Preußen geſchrieben hatte, küßte es, und ſagte: Das iſt Balſam für meine Wunden! O würdigſter Thronfolger! Nachher fand er, zu ſeinem größten Vergnügen, berühmte Namen eines Euler, Chriſt, Jöcher, Damm, Kanzler v. Wolf, Elsner, v. Haller, Erneſti, Sulzer, Gesner, Gleim, Ramler, Heumann, v. Steinwehr und ſeiner gelehrten Gattinn, geb. v. Ziegler, Böhmer, Gottſched und ſeiner gelehrten Gattinn, geb. Kulmus, Jablonski, v. Premontval, Kahle, Formey, Rapp, Köhler, Maupertuis, Käſtner, Krüger, Köler, Beguelin, Maſcov, Michaelis, Heinius, Kanzler v. Mosheim, Sack, Pütter, Ribov, Merian, der drei Gebrüder Baumgarten, Stiebritz, Schwabe, Schmauß, ſeines wohlthätigen Wirthes Prof. Nikolai, und deſſen zwei Brüder, v. Windheim, Strähler, Süßmilch, Gellert, Leſſing, v. Segner, v. Humbert, Edelmann, Ries, Naumann, u. a. m.; und machte theils über ihre Per-

ſon

in ſo fern ſie ihm bekannt waren, theils über Schriften, die gründlichſten Anmerkungen. Auf Frage: „Was ſoll ich armer Kriegsknecht Ihnen einſchreiben?“ antwortete ich: „Schreiben Sie eine Satire auf die Aerzte; denn ich bin ſeiner Kunſt und allen Aerzten gram, daß wir „Ihnen nicht helfen können“. So werde ich Ihnen denn, ſagte er, aus dem Seneka ſchreiben: Innumerabiles morbos miraris? Medicos numera. „Vortreflich“! erwiderte ich. Daß beim Seneka nicht Medicos, ſondern Coquos, ſtände, mochte ich ihn nicht erinnern, weil ich wirklich vermuthete, daß ſein Gedächtniß ihn hier verlaſſen, da ich ihm auch zu dieſem launigen Einfall Anlaß gegeben hatte. Er forderte einen Folianten, legte ihn im Bette auf das Knie ſeines zerſchmetterten Fußes, legte das Stammbuch darauf, und ſchrieb, zu meinem größten Erſtaunen, das wahre Wort:

Innumerabiles eſſe morbos miraris? Coquos numera *).

Seneca.

Francof. d. 23 Aug. 1759. Hisce Nobiliſſimo Domino Poſſeſſori memoriam ſui commendat

E. C. de Kleiſt.

Nach dieſem gelehrten Scherz ſtarb er am folgenden Tage, mit einer faſt beiſpielloſen Gegenwart des Geiſtes und Gelaſſenheit. Selbſt die bei ſeinem Tode gegenwärtigen feindlichen Offiziere vermiſchten ihre gerechten Thränen mit den unſrigen. Um ſeine Geſichtsbildung uns gegenwärtig zu erhalten, machte ich von ſeinem, auch nach dem Tode noch beſtändig freundlich und leutſelig geblie-

F 4 benen

*) Du wunderſt dich, daß es ſo unzählige Krankheiten giebt? — Zähle die Köche!

Digitized by Google

benen Geſichte einen Gipsabdruk. Die Frau P
feſſorinn Nikolai, eine Schweſter des berühm
Hrn. Dr. Zückert, belegte die Bruſt im S
mit einem breiten ſchwarzen ſeidenen Bande, wo
meine ſel. Gattinn die Buchſtaben E. C. v. K.
weißer Seide genähet hatte. (Dieſes ſeidene B
hat man im J. 1777, und alſo nach 18 Jahren, a
man um Kleiſts Grabmahl zu entdekken, nachgr
nebſt dem zerſchmetterten Schienbeine, im Sarge
noch unverweſet wieder angetroffen, und eben
dieſem Bande vornehmlich erkannte man
Grab.) Herr Nikolai hielt ihm eine Stan
die er aus aller unſerer Herzen herlas, und w
durch allgemeines Schluchzen und lautes Wei
von Freunden und Feinden öfter unterbrochen
ward. Sechs Ruſſiſche Staabsoffiziere, einige
Profeſſoren, Magiſtratsperſonen, ich, und ein
anſehnlicher Zug von Studenten, begleiteten die
theure Leiche zu ihrer Ruheſtätte. Als acht Ruſ-
ſiſche Grenadiere den Sarg auf ihre Schultern he-
ben wollten, fragte der edle Ruſſiſche Komman-
dant, Herr Major v. Kaudring, der in dieſem
Augenblikke nicht daran dachte, daß ein auf dem
Schlachtfelde nakkend ausgezogener feindlicher Offi-
zier weder Degen noch Schärpe und Ringkragen
mehr beſitzen konnte, ob man nicht dieſe Ehrenzei-
chen auf den Sarg legen würde? „Wie ſollten
wir das itzt haben“! antwortete Herr Nikolai.
Nein! erwiederte der großmüthige feindliche Be-
fehlshaber: der Leiche eines ſo würdigen Offi-
ziers muß dieſes kriegeriſche Ehrenzeichen nicht
fehlen! Er zog hierbei ſeinen eigenen Degen von
der Seite, und dieſer ward auf den Sarg befe-
ſtigt. Man folgte der Leiche, die auf Befehl der
Offiziere von der am Thore befindlichen Wache auf

gar

Digitized by Google

...nt Ruſſiſch ſalutirt wurde. Kleiſt ward den [Au]gen, aber nicht den Herzen, entzogen.

* * *

Als Madame Karſchin den Namen Kleiſt in meinem Stammbuche fand, entrann ihren Augen eine männliche Zähre, und ſie flocht ihm auch ihren Kranz, dadurch, daß ſie die damals noch vor und hinter ihm leere Seite im Buche, damit ſie, wie ſie ſich ausdrükte, von niemanden entweihet würde, in Beſiz nahm, und durch ihre frommen Wünſche heiligte.

Auf der einen Seite neben ihm ſchrieb ſie:

Den Mann der griechiſchen Helene
Verband ein Arzt vor Ilion.
Ihr groſſen Götter! o warum
Vernahmt ihr nicht das Klaggetöne
Der Muſen an dem Oderſtrand
Und lieſſet dieſen Arzt herunter zum Verband
Zu Dem, der gröſſer war als Tyndars beide Söhne,
Und mit zerſchoßner ſtarrer Hand
Im Arm des Todes ſich der Freundſchaft zugewandt?

Sappho.

Und auf der Seite nach ihm:

Ihr ſtolzen Kinder Aeſkulaps!
Wollt ihr urplötzlich Fürſten werden,
So reißt die Götter dieſer Erden
Herab von Schwellen ihres Grabs.
Trophäen und Eroberungen

Und gleiche Theilung seines Throns
Gäb' Alexander gern den Aerzten Babylons,
Wenn ſie den Tod zurük gezwungen,
Der, eingehüllt in Froſt und fieberiſche Gluth,
Verhöhnt des Arztes Kunſt und Weltbezwinger
Muth.

Mit dieſem kleinen Geſang empfiehlt ſich
ihrem nicht ſtolzen Freunde,
Anne Louiſe Karſchin,
geborne Dürbachen.

Noch einmal und aufs neue blutet mein Herz bei Erneuerung des Andenkens an den Engel in Menſchen-Geſtalt, den hochſel. Herzog Leopold von Braunſchweig. Es war im Jahr 1781, als ich, bei Gelegenheit einer Erholungsreiſe nach Frankfurt, dieſen über alle Lobſprüche weit erhabenen Prinzen kennen zu lernen, und ſeiner beſondern Gnade gewürdigt zu werden, das Glük hatte. Er ließ mich, bei meinem vierzehntägigen Aufenthalte daſelbſt, faſt täglich zur Tafel, und zu Spaziergängen mit ihm, einladen: wobei er ſich, wenn wir beide allein waren, gemeiniglich in engliſcher, zuweilen auch in lateiniſcher, Sprache mit mir zu unterhalten pflegte. Bei Durchblätterung meines Stammbuches begleitete er viele Stellen mit kritiſchen Anmerkungen. Bei dem Prinzen von Preuſſen warf er einen Kuß mit der Hand, und ſagte: Bravo, mon Couſin! Das thun Sie gewiß! Bei dem Kaiſerl. Königl. Feldmarſchall-Lieutenant Grafen und Herrn von Stahrenberg erinnerte er: Quid Saul inter Prophetas? quid anſer inter
olores?

mores? Ich machte die Gegenerinnerung: Et in [illegible]e laudanda virtus. Ueber dem Motto des Di[illegible] Böhmer in Halle: Nihil ad oſtentationem, [illegible] ad conſcientiam! hatte ein, wegen ſeiner [illegible] Urtheile und beiſſenden Feder bekannter prak[illegible] Rechtsgelehrter das Wort Utinam! geſetzt, „O! das iſt doch ein Schalk, der K. N. T*, aber er hat Recht“, ſagte der Herzog. Bei dem Kanz[illegible] v. Mosheim aber geriethen wir in einen ange[illegible] Zwiſt. „Magna fama, ſagte er, magna exiſtimatio, magna auctoritas, magna mala. O [illegible] obſcuritas! hat Mosheim geſchrieben. Ja, obſcuritas hat er itzt genug. Wo biſt du Sonne [illegible]blieben?“

Ich. „Ihnen, Ihro Durchlaucht, iſt ſie in Jeruſalem aufgegangen.“

Der Herzog. Ja, aber dieſer wird ſeinen ver[illegible] Ruhm vielleicht nicht überleben.

Ich. „Auch Mosheim hat ihn nicht überlebt.“

Der Herzog. Können Sie denn an ſeinen Predigten einen Geſchmak finden? ſie ſtechen gegen Jeruſalem gar zu ſehr ab.

Ich. „Suum cuique. Ihro Durchl. ſcheinen die Alten zu wenig zu achten.“

Der Herzog. Man macht immer zu viel aus ihnen. Non deficit alter.

Ich. „Ich beurtheile und ſchätze jeden in ſei„ner Art. Neben Jeruſalem, Spalding und „Teller, leſe ich noch eben ſo gern Luthern, Mos„heim und Reinbeck. Hippokrates und Celſus „ſind mir eben ſo werth, als Boerhaave und „Swieten; Ariſtoteles und Plutarch für mich „eben ſo inſtruktiv, als Campe und Gedike, „Schrökh und Engel. Und ich finde doch in „Ihrer Bibliothek einen Kern der alten deutſchen

„Schrift-

„Schriftſtellen, den Sie gewiß nicht ungeleſ„gelaſſen haben. Und werden Sie nicht noch„Cäſar und den Polybius, bei dem ich Sie geſ„anzutreffen das Vergnügen hatte, ſo gern leſ„als die Werke Ihres Königlichen Herrn Onkels

Der Herzog. Sie geben ſtarke Medi Herr Doktor.

Ich. „Nur wann es nöthig iſt; ſonſt lie„ich gelinde. Tuto & jucunde. Haben Ih„Durchl. die Gnade, und würdigen mein S„buch Ihrer Handſchrift!“

Der Herzog. Ich finde hier noch hinten ein leeren Platz.

Ich. „Haben Sie doch die Gnade, und ſch„ben ſich neben Ihrem Herrn Couſin!“

Der Herzog. Nein, mein! wo der Prinz von Preuſſen vorn ſteht, da kann, der Symmetrie wegen, der Prinz von Braunſchweig wohl hinten ſtehen.

Der Herzog ſchrieb:

Seek Virtue; and of that poſſeſt,
To providence reſign the reſt. *)

Frankfort the 27 Aug. 1781.

Symbolum of your humble ſervant
Leopold Bronſwick.

An einem Tage, da ich, bei Gelegenheit meiner Aufnahme in die dortige gelehrte Geſellſchaft, eine Vorleſung hielt, welcher der Herzog beizuwohnen die Gnade hatte; erſuchte ich ihn, mit mir auf das Schlachtfeld bei Kunersdorf zu gehen, um ihm die

*) Suche Tugend; und beſitzeſt du dieſe, ſo überlaß alles übrige der Vorſehung.

Stelle zu zeigen, wo man den Major Kleiſt begraben hatte, welche ich mir im Jahr 1759 beſonders gemerkt hatte. Er willigte darein; lenkte aber, als wir über die Oderbrükke gekommen waren, und nun rechts hätten gehen müſſen, links um. Auf Erinnern, daß dieſes nicht der nächſte Weg wäre, ſagte er: Ich weiß es wohl, aber ich mag gern in der Dammvorſtadt ſpazieren gehen. Da mir ſeine Mildthätigkeit gegen Arme und Nothleidende, deren viele in dieſer Vorſtadt ſind, bekannt war, ſo ſagte ich: „Hier iſt auch wohl das „Feld, wo Sie, Mann Gottes! am meiſten geſäet „haben.“ Bei dieſen Worten griff er in die Taſche, und nahm ein Stück Geld in die Hand. Ich ſah niemand, dem er daſſelbe hätte geben können; ſein Adlersblik aber hatte ſchon in einer für mich zu weiten Ferne den Gegenſtand ſeines Mitleidens bemerkt. Es kam ein alter ſchwacher Dämmer (ſo heißen die Einwohner der Dammvorſtadt), und zog ihm zitternd ſeine Mütze ab, doch ohne Almoſen zu begehren. Der Herzog fragte ihn: Wie geht es, Alter? Der Greis, den Herzog nicht kennend, antwortete: „Krank und ſchwach, liebſter „Herr!“ Der Herzog: Wie alt ſeid ihr? Der Greis: „Gottlob, in die achtziger.“ Der Herzog: Da, guter Mann, thut euch was zu gute! Er gab ihm ein Stück Geld in die zitternde Hand, welches aber der Greis wieder fallen ließ. Es war ein Achtgroſchenſtük. Ehe ich hinzu treten konnte, um es aufzuheben, war mir der willige Geber ſchon zuvor gekommen, und ſtekte es dem Alten in die Taſche. Der Alte fing vor Freuden an zu weinen, und ſeinen Dank zu bezeigen; allein, der Herzog eilte, um dem Danke zu entgehen, und ließ mich viele Schritte zurük. Ich holte ihn ein.

„Was

„Was Menſchen“ rief ich ihm zu: „Ihnen nic
„danken ſollen und können, das wird Ihnen Go
„vergelten. Aber, ich ſehe ein Gewitter aufſteig
„wir werden unſre Abſicht nicht erreichen.“ W
kehrten um. Dieſe Gegend war es, wo nach
der Leichnam des im Jahr 1785, bei dem rüh
lichen Beſtreben, den unglüklichen Dämmern b
der Waſſersnoth beizuſtehen, ſein eigenes Leb
aufopfernden Herzogs gefunden ward. Mir fä
hier, vor Wehmuth, die Feder aus der Hand
ich muß hingehen und weinen.

Berlin, d. 16 Dec. 1788. Krünitz.

7.

Herrn Dr. Girtanners Erklärung.

Im November der Berliniſchen Monatsſchri
finde ich einen Aufſatz, mit meinem Namen: üb
die Quelle von Vauclüſe, den ich nicht ſelbſt e
geſchikt habe, und der auch von mir zum Druk
gar nicht beſtimmt war. Der in demſelben herr-
ſchende empfindſame Ton kontraſtirt mit meiner
itzigen Art zu denken ſo ſehr, daß mir jede Erin-
nerung an die Zeiten, wo ich noch ſo wie in dem
vor mir liegenden Aufſatze ſchrieb und dachte, nicht
anders als höchſt unangenehm ſein kann. Viel-
leicht iſt es in einem gewiſſen Alter verzeihlich, an
vertraute Freunde in einem ſolchen Ton zu ſchrei-
ben; aber einige Jahre ſpäter ſo was drukken zu
laſſen, würde unverzeihlich ſein. Ich wiederhole
alſo, daß ich an dem Abdruk jenes jugendlichen
Verſuchs in empfindſamer Schreibart gar kei-
nen Antheil habe.

Göttingen, d. 26 Nov. 1788. K. Girtanner.

Digitized by Google

* * *

Wir mögten Herrn Dr. Girtanner gegen ſich ſelbſt vertheidigen, wenn er deſſen bedürfte, und nicht (ſo viel wir wüßten) jeder Leſer von Gefühl und Geſchmak jenen Aufſatz mit großem Vergnügen geleſen, und dem Verfaſſer deſſelben im Herzen dafür gedankt hätte. Auch überſah man wohl nicht, daß es ein Auszug aus einem freundſchaftlichen Briefewar, der in einer keinem Manne unanſtändigen Wärme des Herzens für Natur- und für dichteriſche Schönheiten geſchrieben worden. Es iſt doch ein anderes, für Gottes Schöpfung und für einen Petrarka, als für leere Träumereien eines Swedenborgs oder gar für einen Betrüger wie Schröpfer und Caglioſtro warm zu werden.

Indeſſen mögte es ſcheinen, als bedürften wir ſelbſt einer Vertheidigung, daß wir einen zum Abdruk nicht beſtimmten Aufſatz haben drukken laſſen. Aber — und das weiß Niemand beſſer als H. D. Girtanner ſelbſt — wir erhielten dieſen vor 2 Jahren von ihm geſchriebenen Brief freilich nicht von ihm ſelbſt, aber von Jemand, der das größte Recht daran beſaß, und dem das Recht des Abdrukkes Niemand als bloß der Verfaſſer ſtreitig machen konnte. Dies ſei genug zu unſrer Rechtfertigung, auch bei denen, welche nicht wiſſen oder nicht wiſſen wollen, daß wir uns nie einer Indiskretion im Abdruk von Briefen oder andern anvertrauten Sachen ſchuldig gemacht haben. Da indeſſen der von uns hochgeſchätzte Verfaſſer uns freundſchaftlich bat, ſeiner Erklärung einen Platz in unſrer Monatsſchrift zu geben, ſo haben wir auch hierdurch ihm gefällig zu ſein geſucht.

Die Herausgeber.

8. Ver-

Digitized by Google

8.

Berliniſche Mortalitäts - und Kran[k]heits - Tabellen.

I. Berechnung der in Berlin im 4ten Quartal [des] Kirchenjahres vom Advent 1787 bis dahin 1788 Gebornen und Geſtorbenen.

Wochen	Gebohren: Männl. Geſchl.	Gebohren: Weibl. Geſchl.	Geſtorben: Männ.	Geſtorben: Frauen	Geſtorben: Kinder: Geſchl.	Geſtorben: Kinder: [illegible]
Vom 23. Aug. bis d. 29 ej.	46	56	15	17	21	[illegible]
v. 30. — bis 5. Sept.	52	54	37	18	22	25
v. 6. — — 12. —	47	37	18	16	21	[illegible]
v. 13. — — 19. —	48	46	36	18	34	[illegible]
v. 20. — — 26. —	40	48	19	24	30	[illegible]
v. 27. Sep. — 3. Octb.	56	61	15	18	28	[illegible]
v. 4. — — 10. —	54	46	27	25	28	[illegible]
v. 11. — — 17. —	52	49	25	26	33	20
v. 18. — — 24. —	38	42	20	17	22	14
v. 25. — — 31. —	57	39	19	22	22	27
v. 1. — — 7. Nov.	37	38	27	26	27	26
v. 8. — — 14. —	49	35	23	27	29	19
v. 15. — — 21. —	50	55	18	19	24	25
	626	606	299	273	341	270
Summa	1232		1183			

Unter den Gebornen ſind 72 unehel. Söhne und 43 unehel. Töchter; zuſammen 115. Ferner 9 Paar Zwillinge und 1 Paar Drillinge.

Reka

Rekapitulation der in Berlin nach den Quartalen des Kirchenjahres vom Advent 1787 bis dahin 1788 Gebornen und Geſtorbenen.

(S. Berl. Monatsſchrift 1788, März S. 296, Auguſt S. 196, Novemb. S. 488, und vorſtehende Seite.)

	Geboren.		Geſtorben			
					Kinder.	
	Männl. Geſchl.	Weibl. Geſchl.	Männer	Frauen	Männl. Geſchl.	Weibl. Geſchl.
Im 1ſten Quartal	678	631	287	310	292	248
Im 2ten Quartal	704	638	412	327	324	254
Im 3ten Quartal	615	606	302	285	364	326
Im 4ten Quartal	626	606	299	273	341	270
Summa	2623	2481	1300	1195	1321	1098
Zuſammen:	5104		4914			

Balance:

Geboren 5104
Geſtorben 4914

ſind alſo 190 mehr geboren als geſtorben.

1) Unter den Gebornen ſind
301 unehel. Söhne
246 — Töchter

Zuſammen: 547

2) 47 Paar Zwillinge; ein Paar Drillinge, und zwei Findlinge.

III. Jahr-Tabelle der in Berlin von Advent 1787 bis dahin 1788 verſtorbene Perſonen, nach allen Krankheiten, ſo wi ſie in den Wochenliſten dieſes Jahres aufgeführet worden.

Krankheiten.	M. Geſchl. Er- wachſene.	M. Geſchl. Uner- wachſene.	W. Geſchl. Er- wachſene.	W. Geſchl. Uner- wachſene.	Summa totalis.
An Todtgebornen.	—	172	—	119	[illegible]
ſ Pokken	—	29	—	24	53
ſ Ritteln.	—	7	—	5	12
ſ Maſern	—	1	—	—	[illegible]
ſ Zähnen	—	232	—	209	[illegible]
Am Jammer	3	355	2	303	[illegible]
ſ Huſten	—	2	—	2	[illegible]
ſ Stikhuſten	1	26	1	24	[illegible]
An Schwämme	—	5	—	—	5
ſ Engl. Krankheit	—	3	—	4	7
Aus Schwachheit	—	42	—	40	82
In ſechs Wochen	—	—	42	—	42
Am Erbrechen	—	—	2	—	2
An Engbrüſtigkeit	4	—	9	—	13
Am Fieber	2	3	4	—	9
ſ hitzigen Fieber	59	13	35	6	113
ſ Seitenſtechen	1	—	1	—	2
ſ Flekfieber	9	—	8	2	19
ſ Scharlachfieber	—	3	—	—	3
An Frieſeln	—	9	2	6	17
Am Nervenfieber	2	2	2	—	6
ſ Gallenfieber	6	—	12	—	18
ſ Faulfieber	72	5	54	2	133
Am Bruſtfieber	4	1	11	1	17
ſ Neſſelfieber	—	1	—	—	1
Latus	163	911	185	747	2006

Digitized by Google

Krankheiten.	M. Geſchl. Erwachſene.	M. Geſchl. Unerwachſene.	W. Geſchl. Erwachſene.	W. Geſchl. Unerwachſene.	Summa totalis.
An der Blutſtürzung	9	—	10	2	21
Am Blutſpukken	—	—	—	1	1
„ Naſenbluten	1	—	—	—	1
„ Blutgang	—	—	3	—	3
An der Bruſtkrankheit	345	6	165	6	522
„ „ Schwindſucht	104	2	74	2	182
„ „ Auszehrung	207	201	224	189	821
„ „ Bruſtwaſſerſucht	19	1	20	1	41
„ „ Waſſerſucht	62	2	86	4	154
„ „ Kopfwaſſerſucht	—	1	—	—	1
„ „ Gichtwaſſerſucht	1	—	—	—	1
„ „ Geſchwulſt	21	13	27	4	65
„ „ Gelbſucht	—	2	1	1	4
Am Ausſchlag	—	—	1	2	3
„ Stekfluß	21	49	22	20	112
„ Schlagfluß	132	85	119	67	403
An der Gicht	12	2	23	1	38
Am Krampf	7	22	16	14	59
An der Darmgicht	1	—	—	—	1
„ „ Kolik	2	—	2	—	4
„ „ Inflammation	7	—	7	—	14
Am Durchfall und Ruhr	6	14	7	14	41
An der Verſtopfung	8	—	11	2	21
Am Miſerere	—	—	3	—	3
„ Schnupfen	1	—	—	—	1
An der Knochenkrankheit	—	2	—	3	5
„ „ Nervenkrankheit	1	—	—	—	1
An Würmern	1	—	—	—	1
„ Hämorrhoiden	1	—	—	—	1
„ Kopfſchmerzen	1	—	—	[illegible]	2
An der Schlafſucht	—	—	1	1	2
Am Gewächſe	1	—	—	1	2
An der Nabelgeſchwulſt	—	—	—	1	1
Lungen- u. and. Geſchwüren	6	—	5	1	12
„ Verhärtung der Leber	—	—	2	—	2
Latus	977	402	829	333	2546

Digitized by Google

Krankheiten.	M. Geſchl. Erwachſene.	M. Geſchl. Unerwachſene.	W. Geſchl. Erwachſene.	W. Geſchl. Unerwachſene.	Totalis.
„ Steinſchmerzen	1	—	1	—	[illegible]
Am Armbruch	1	—	—	—	[illegible]
„ Beinbruch	2	—	—	—	[illegible]
„ Krebsſchaden	3	—	10	—	[illegible]
„ Fußſchaden	4	—	2	—	[illegible]
„ Bruchſchaden	6	—	—	—	[illegible]
„ Kopfſchaden	—	—	1	—	[illegible]
„ Halsſchaden	—	—	1	1	[illegible]
„ innerlichen Schaden	1	—	1	—	[illegible]
„ ofnen Schaden	1	—	1	1	[illegible]
„ Bruſtſchaden	1	—	—	—	[illegible]
„ kalten Brand	4	2	3	—	[illegible]
„ innerl. Brande	3	—	4	4	[illegible]
Bruch aller Geſichtsknochen	1	—	—	—	[illegible]
An Bleſſuren	1	—	—	—	[illegible]
Am Alter	98	—	141	—	[illegible]
An veneriſcher Krankheit	—	—	4	—	[illegible]
„ Melancholie	6	—	5	—	[illegible]
„ ungenannte Krankheiten	4	1	4	5	[illegible]
Plötzlich geſtorben	1	—	—	—	1
Todt gefallen	5	1	1	1	8
Uebergefahren	1	1	—	—	[illegible]
Beim Bau verunglükt	2	—	—	—	[illegible]
Verbrühet	1	—	—	1	[illegible]
Verbrannt	—	1	—	—	1
An einer Bruſtquetſchung	1	—	—	—	1
Ertrunken	4	2	1	1	8
Sich erhenkt	5	—	—	—	5
Erſchoſſen	2	—	—	—	2
Den Hals abgeſchnitten	1	—	—	—	1
Latus 3	160	8	180	14	362
Latus 2	977	402	829	338	2546
Latus 1	163	911	185	747	2006
Summa Summarum	1300	1321	1094	1099	4914

Berliniſche Monatsſchrift

1789.

Zweites Stük. Februar.

1.

An den Aurelius und Furius.

Katulls elftes Gedicht.

— v — v — vv — v — v
— v — v — vv — v — v
— v — v — vv — v — v
— vv — v

Mein Aurel und Furius, ihr Gefährten
Des Katull, und ging' er bis an den Ganges,
Ging' er ans Eoiſche Meer, das fernher
Brauſend den Strand peitſcht;
Zum erhitzten Araber, dem Hirkaner,
Sacer oder köcherbehangnen Parther,

Oder wo der Nilgott mit ſiebenfachem
Strome das Meer färbt;
Oder überſtieg' er die hohen Alpen,
Cäſars Ehrenmähler, den Rhein zu ſehen
Und der wilden äuſſerſten Britten Eyland:
Die' ihr dies alles,
Und was ſonſt der Himmliſchen Wille fügte,
Mit mir zu beſtehen nicht ſäumen würdet:
Saget meinem Mädchen ein Paar nicht allzu
Freundliche Worte.
Sie ſoll glücklich leben mit ihren Buhlern,
Deren ſie drey hundert zugleich am Seil führt,
Keinen wirklich liebt, nur das Mark in Bein
Allen rein ausſaugt:
Soll auf meine Liebe nicht ferner hoffen,
Die durch ihre Schuld nun auf einmal hinſinkt,
Gleich dem Frühlingsblümchen am Saum der Wie
Wenn es der Pflug knickt!

Anmerkungen.

Dieſes kleine Gedicht gefällt beſonders wegen der Ueberraſchung, die es hervorbringt. Der naiveſte unter den Dichtern nimmt eine ganz ſonderbare Wendung, einem Mädchen zu ſagen, daß er ſie nicht mehr lieben könne.

Digitized by Google

[...]ne. Zwey Freunde, die ihn durch feindliche und [d]urch unbekannte Länder in Aſien, Africa und Europa [be]gleiten würden, werden gleichſam als Botſchafter zu [ih]r geſandt, ihr ſeine Liebe aufzukündigen.

Je mehr dergleichen Wendungen auffallen, deſto ſeltener gebrauchen ſie die Dichter, damit ſie den Reiz der Ueberraſchung nicht verlieren.

V. 3. Ging' er ans Eoiſche Meer:) [a]n den Ocean, der Aſien auf der öſtlichen Seite [u]mgiebt.

V. 10. 11. Cäſars Ehrenmähler, den Rhein zu ſehen und der Britten Eyland.) Dieſe Verſe, welche Cäſars Lob zu enthalten ſcheinen, verdienen näher geprüft zu werden. Als Cäſar über den Rhein in Deutſchland eindringen wollte, bauete er eine der merkwürdigſten Brücken über den Strom, [gi]ng, nachdem er wenig wider die Deutſchen ausge[r]ichtet hatte, nach achtzehn Tagen wieder zurück, und warf die Brücke hinter ſich ab, und zeigte den Römern [n]icht mehr, als daß er weiter ins Land gedrungen [w]ar, als ſeine Vorgänger.

Was die ehrgeizige und unnütze Ueberfahrt nach Britannien betrift, ſo kehrte er von dannen, nachdem er einige [...]er verbrannt hatte, bald wieder nach Gallien zu[...] und ob er gleich das Jahr darauf aber[mal]s hinüberſetzte, ſo ſagt doch Tacitus von dieſer gan[zen] Unternehmung nicht mehr, als daß der vergötterte Julius den Nachfolgern Britannien mehr gezeigt als überliefert habe. Es ſcheint alſo das Lob des Katul[lus] hier mehr ironiſch als ernſtlich gemeint zu ſeyn: denn am Rhein iſt das Wunderwerk ſeiner Brücke nicht mehr zu finden, und in Britannien ſieht man von ſei[ner] Unternehmung mehr nicht, als einige Brand[ſt]ellen.

In zwey nachfolgenden Gedichten verſpottet ihn der Dichter ganz offenbar. Der gelehrte und edelmüthige

Cäſar rächte ſich aber an dieſem witzigen jungen Ri
ſo wenig, daß er ihm zwar, nach dem Berichte
Suetonius, zu verſtehen gab, er wäre durch ſeine
auf den Mamurra auf immer gebrandmarkt wo
als dieſer es aber wieder gut zu machen ſuchte,
noch an demſelben Tage zur Tafel lud und mit ſe
Vater in eben der Gaſtfreundſchaft fortlebte, di
bisher mit ihm unterhalten hatte.

Ramler.

2.

Ueber die allgemeine Toleranz.

Drittes Schreiben aus Virginien an Hei Geheimen Juſtizrath Möſer.

Ich kann Sie, liebſter Freund, von demjeni
was in der Verſammlung der Weiſen *) vorgef
len iſt, nicht beſſer unterrichten, als wenn ich
Ihnen die ganze Unterredung, ſo wie ich ſolche
ſelbſt mit angehört, und gleich nach aufgeſchri
ben habe, hiemit vorlege. Hören Sie alſo:

A. Ich dächte, es wäre immer noch beſſer, wi
ließen einen Jeden glauben was er will, und erfor
derten von Keinem ein Bekenntniß ſeiner Mei
nungen:

B. Alſo

*) Man ſ. den Schluß des zweiten Briefes, Berl. Monatsſchrift, März 1788, S. 209.

B. Alſo auch kein Bekenntniß ſeiner mora-
[lischen]?

A. Wozu alle dergleichen Bekenntniſſe? Giebt
[es] nicht ſchon Heuchler genug in der Welt? und
[kann] nicht ein jeder immer anders ſprechen als er
[denkt]?

B. Sie wollen Sich alſo, wenn es ſich treffen
[so]llte, daß Sie eines Verbrechens wegen angeklagt
[wü]rden, auf das Zeugniß von zwei oder drei Men-
[sch]en, deren Geſinnungen Ihnen völlig unbekannt
[si]nd, um Ehre und Gut, Leib und Leben bringen
[la]ſſen? Oder denken Sie, daß man in unſrer
Kolonie den Beweis durch Zeugen ganz werde ent-
[be]hren können?

A. Wenn die Zeugen durch einen rechtſchaffenen
Wandel bekannt ſind, und das Zeugniß auf ihre
[Ehre] ablegen; ſo werde ich dabei eben ſo ſicher ſein,
[als] wenn ſie bei allen Göttern ſchwören. Die Ehre
hat noch allemal ihre Schuld richtig bezahlt; nicht
ſo die Liebe des Nächſten, die oft ihren Bruder
darben ließ.

B. Aber unſre Kolonie beſteht aus allerhand
zuſammen gefloſſenen Leuten, von allerlei Natio-
nen, Religionen und Charakteren; und es können
leicht auch einige unter ihnen ſein, welche den
Grundſatz haben: daß es erlaubt ſei, ſeinen Feind
durch Gift oder ein falſches Zeugniß von der Welt
zu bringen. Ein ſolcher Mann kann, wie die
mehrſten eifrigen Sektirer, bei dieſen Grundſätzen

 übri-

übrigens einen ganz guten Wandel führen; und wir können ihn so wenig verachten, als zur Verantwortung ziehen, wenn er ſeinen Grundſätzen gemäß handelt, und mit der Freiheit zu denken wie er will, zum Mitbürger aufgenommen iſt.

C. Ich bin ein Deutſcher; und meine Vorfahren erforderten lange Zeit ebengenoſſe Zeugen, die, wenn ſie ein falſches Zeugniß ablegten, Ehr und Gut zu verlieren hatten. Die wenigſten von unſern Koloniſten ſind aber noch zur Zeit ſolche Ehrenmänner; ſie können davon laufen, wenn ſie ſich eines falſchen Zeugniſſes zu ſchämen haben: und ſolche Flüchtlinge haben keine Ehre zu verlieren. Ich laſſe mich alſo auch auf ihr Ehrenwort nicht hängen. Es iſt ſo ſchon ſchlimm genug, daß man in neuern Zeiten unter Chriſten, zur Schande der Nation, ebengläubige Zeugen ſtatt ebengenoſſer zugelaſſen hat.

A. Aber meinen Sie denn, daß ein abzulegendes Bekenntniß ſeiner Meinungen den Menſchen um ein Haar beſſer, und ſein Zeugniß im geringſten zuverläßiger mache?

B. Es iſt in der That ſo leicht nicht, wie Sie zu glauben ſcheinen, gegen ſein eignes feierlich abgelegtes Bekenntniß zu handeln. Der Menſch, wie ich ihn kenne, braucht Religion und Tugend als Mittel zu ſeinem Zwekke; und wer lange bei dieſem oder jenem Grundſatze ſeine gute Rechnung gefunden hat, wird ihn allemal ungern verlaſſen.

Jeder

Digitized by Google

jeder Schritt, welchen er gegen ſein ausgehangenes Bekenntniß oder ſeine Maske wagt, wird daher mit der grösten Sparſamkeit geſchehen; und ich habe es, als Richter dieſer Kolonie, ſehr oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß nicht leicht einer, in einer öffentlichen Verſammlung ſeiner Mitbürger, wann er nur einen einzigen darin vermuthete, der von dem Gegentheil desjenigen, was er feierlich betheuren wollte, unterrichtet ſein konnte, ein falſches Zeugniß abgelegt habe. So groß iſt die Scham, für einen Lügner zu beſtehen; und Lügner iſt, wer gegen ſein eignes Bekenntniß handelt. Alle Vortheile, welche wir von dieſem Umſtande ziehen können, gehen aber verloren, wenn wir Keinem ſein Bekenntniß abfordern, oder wohl gar einen Türken oder Juden ſeine Verſicherung auf die heilige Dreifaltigkeit ablegen laſſen. Der Mann, der das Gift für ein erlaubtes Vertheidigungsmittel hält, und ſich damit einen Feind von der Seite geſchaft hat, ſucht vielleicht wohl gar als Märtirer ſeiner Meinung zu ſterben; da er doch nicht anders als Lügner ſterben kann, wenn er ſich vorhin zu andern Grundſätzen bekannt hat, und itzt eine andre Meinung bloß zur Entſchuldigung einer böſen That gebrauchen will. Nur in dieſem Falle kann die Obrigkeit den Böſewicht mit dem Tode beſtrafen; anſtatt, daß ſie ihn in jenem bloß als ein ſchädliches Thier zu behandeln hat, wofern ſie ihm die Freiheit gelaſſen, ſich zu keiner Religion beken-

Digitized by Google

nen zu dürfen. Insgeheim wird auch einer in den Grundſätzen, wozu er ſich bekennt, von Jugend auf unterrichtet und daran gewöhnt ſein; mithin ſeine Meinung, wäre ſie auch nur Vorurtheil, nicht nach Gefallen verändern können; oder, wo er es thut, ſolches gern bekennen wollen, um nicht von dem einen oder andern Theile als Heuchler verachtet zu werden. Und ein öffentlicher Lehrer kann ſeinem Bekenntniſſe niemals zuwider lehren, ohne ſeinen Dienſt niederzulegen. Jeder ehrliche Mann kann Gründe haben, ſeine Meinungen zu ändern; aber keine, um ſolche zu verhehlen, wenn dieſes zum Nachtheil des gemeinen Weſens gereicht.

A. Herrliche Grundſätze! Die Religion und Tugend als Mittel zu gebrauchen!

B. Die Leidenſchaften ſind das erſte Prinzip, wonach das kaum geborne Kind handelt; und ſeine Erziehung beſteht darin, daß wir dieſen ihren von ungefähr aufgefangenen Saamen nicht wild aufſchießen laſſen, ſondern gehörig kultiviren. Dieſes geſchieht durch Grundſätze der Religion und Tugend; und das heiß ich, ſie als Mittel gebrauchen. Die natürliche Begierde zu gefallen und ſich Beifall zu erwerben, welche jedes Kind, wie jeder Menſch, wohl nicht ſo ganz ohne Urſache in ſeiner erſten Anlage hat, mag eine größere Menge guter Geſinnungen und Thaten hervorgebracht haben, als der übertriebene Geiſt alles Puriſmus.

A. Und

A. Und noch herrlicher, daß einer ſo gleich ſein Lehramt niederlegen ſoll, ſo bald er ſeinem erſten Bekenntniſſe nicht länger getreu bleiben kann, ſondern die beſſer erkannte Wahrheit vorzutragen ſich verpflichtet hält!

B. Aber wie kann das anders ſein? Hier ſind z. B. deiſtiſche und chriſtliche Tempel: was hat nun der Chriſt für ein Recht, die deiſtiſche Gottesverehrung zu ſtören; oder der Deiſt, die chriſtliche Gemeinde zu beunruhigen? Beide Theile ſind und bleiben in unſrer Kolonie ehrenfähig; aber der eine muß dem anderen die Ruhe gönnen, die er ſelbſt fordert. So muß ein Lehrer bei uns demokratiſch lehren, wenn er von der Vortreflichkeit der Monarchie auch noch ſo ſehr überzeugt wäre.

A. So ſoll alſo ein jeder Menſch, welcher ein Bekenntniß, das mit dem allgemeinen Zwekke der Kolonie beſtehen kann, und dafür erkannt iſt, abgelegt hat, hieſelbſt ehrenfähig ſein, und ſogleich als Zeuge völligen Glauben haben?

B. Nicht doch; er ſoll nur die Rechtsvermuthung für ſich haben, bis daß ein andrer den Gegenbeweis führet, daß er ſeinem Bekenntniſſe zuwider gelehret oder gehandelt habe: So fragt man unter den Chriſten einen Zeugen: wann er das leztemal zum Abendmahle geweſen? um zu erfahren, ob er ſeinem Bekenntniſſe getreu geblieben ſei; und findet man, daß er ſich des Abendmahls binnen Jahresfriſt nicht bedient hat, ſo wird er

nicht für ebengläubig und ehrenfähig gehalten; man begräbt ihn als einen Ehrlosen, wenn er als verſtirbt. Alles dieſes macht einen jeden aufmerkſam auf ſein Bekenntniß; und mit der Zeit iſt er ſo daran gefeſſelt, wie irgend an eine andre Meinung. Auf alle Fälle iſt es aber doch beſſer, hier etwas als gar nichts zu thun.

A. Hm! In England müſſen die Juden erſt kommuniziren, ehe ſie einen Kontrakt von der Krone erhalten können! — Aber wer ſoll nun darüber urtheilen, was für ein Bekenntniß in dieſer Kolonie zugelaſſen werden ſoll oder nicht?

B. Die Mehrheit.

A. Sie halten alſo den größten Haufen für den weiſeſten? Und wer iſt weiſe?

B. Lieber ſollte es mir ſein, wenn die Mehrheit der weiſeſten Männer entſchiede; und vielleicht läßt ſich der große Haufen dieſes gefallen. Wir ſind dann auch weiſe, wenn wir das Volk dahin bringen, und es glüklich leiten.

A. Auf dieſe Weiſe kommen wir ja wieder auf den alten Flek: zu glauben was die Mehrheit, oder die Kirche, glaubt.

B. Nicht völlig; man legt dem Volke die Gründe, welche es faſſen kann, vor, und ſagt ihm dabei, daß die vernünftigſten und weiſeſten Männer die zugelaſſenen Lehrſätze ebenfalls gebilliget haben. Dadurch erhält es einen gedoppelten Grund ſeiner Beruhigung. Bei dieſer Art des

Ver-

[..]fahrens wird ihm nichts ſo ſchlechterdings als [Wa]hrheit, und noch weniger für göttliche Wahr[hei]t aufgedrungen. Und wenn dann Jemand noch [Zwe]ifel behält: ſo kann er ſolche den hiezu angeord[nete]n Senate mit derjenigen Beſcheidenheit vor[tra]gen, welche die allgemeine Ruhe der Kolonie [ih]m zur erſten Pflicht macht; und erwarten, daß [ma]n ihn, da er Empfänglichkeit für höhere Gründe [hat], wo nicht von der Wahrheit, doch von der [rela]tiven Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der zu[ge]laſſenen Lehrſätze überzeuge. Wird er auch hie[d]urch nicht beruhiget: ſo bedenke er, daß er nicht unfehlbar ſei, und behalte ſeine Zweifel für ſich, [o]der fürchte die Macht derjenigen, die eben ſo viel Recht haben, ihre eigenthümlichen Meinungen zu vertheidigen, als Er die ſeinigen auszubreiten. Hier[n]ächſt wird auch das erſte Weisthum der Weiſen nicht für unfehlbar gehalten: es kann ſich mit den Bedürfniſſen der Kolonie oder bei mehrerer Auf[k]lärung ändern; aber dieſes muß in der Ordnung von der Mehrheit, und mit Behutſamkeit, geſchehen. Anderwärts, wo immer eine Armee in Bereitſchaft ſteht, das Volk zu bändigen, wenn es einmal eine ſchädliche Meinung zum gefährlichen Ausbruch kommen läßt, iſt vielleicht weniger Behutſamkeit nöthig; aber hier, wo wir keine ſtehenden Armeen halten wollen, iſt es gefährlich, ſolchen Meinungen, die nicht mit dem allgemeinen Wohl unſrer Kolonie beſtehn, freien Lauf zu laſſen.

In

In den letzten Unruhen redete mich einſt mein Sohn, ein guter Junge von vierzehn Jahren, mit den Worten an: „Du verfluchter Hund, ich „mögte dir das Meſſer im Herzen umdrehen!“ Und was meinen Sie, warum? Die Schulknaben waren Amerikaniſche Patrioten geworden; und ich war damals, noch als Bedienter der Krone Englands, meinen Verbindungen getreu. O! dergleichen Meinungen gehn in Ländern, wo das Volk durch keine Macht zurükgehalten wird, in abſcheulichſten Ausſchweifungen über; und eine kluge Polizei wird allemal dafür ſorgen müſſen, daß gute der Verfaſſung entſprechende Meinungen im Umlaufe bleiben. Sie wird beſonders für Schulen und Tempel zu ſorgen haben, daß darin keine andre Meinungen gelehret werden, als welche ſie von der Mehrheit zur getreuen Bewahrung empfangen hat. Auf andre Art iſt die Gränze ſchwer zu beſtimmen.

A. Wäre es indeſſen nicht beſſer, wenn jeder bloß durch Gründe von ſeinen Pflichten überzeugt werden könnte?

D. Da ich, als Sekretär dieſer Kolonie, die Glaubensmeinungen eines Jeden zu Protokoll genommen habe *): ſo kann ich aktenmäßig verſichern, daß faſt keiner des andern Gründe faſſen, und mit ihm einerlei Schlußfolge daraus ziehen konnte.

Ich

*) Berl. Monatsſchr. Junius 1787, S. 508.

Digitized by Google

Ich bin oft ſo erſtaunt über die verſchiedne Faſſungskraft dieſer in ſo verſchiednen Schulen, Sprachen und Lehrarten erzogenen Menſchen geweſen, daß ich geglaubt habe zu träumen. Sogar kamen einige, die von einem gewiſſen Indianiſchen Stamme entſproſſen ſind, und verlangten, man ſolle alles friſche Fleiſch verbieten, weil das Aas allein eine gottgefällige und heilige Speiſe wäre. Mich dünkt: ſo wenig alle Menſchen im Kopfe gleich fertig rechnen können, ſo wenig können ſie auch gleich fertig in ihren Begriffen und deren Anwendung ſein; und mancher verbindet mit einem Begriffe ſofort unzählige Beziehungen, wovon ein Andrer kaum eine empfindet. Was für ein Unterſchied zwiſchen dem Virtuoſen, der das ſchwerſte Konzert vom Blatte ſpielt, und dabei auf einmal tauſend Dinge mit beobachtet; und dem Landmanne, der ein Kirchenlied dem Vorſänger buchſtabirend nachheulet? Jener fühlt und denkt alles mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß ſeine Seele nicht einmal etwas davon bemerkt; wogegen dieſer oft nicht einmal den Sinn des Geſanges, ſondern nur den Werth der Buchſtaben faſſet. Wie will man aber hier mit Gründen fertig werden, die dem einen wie dem andern einleuchten ſollen?

B. Werden nicht auch jedem die Gründe nach ſeiner Faſſungskraft vorgelegt? Und iſt die Mehrheit nicht auch ein Grund von ziemlichem Gewichte, indem ich dadurch belehrt werde, daß die Faſſungs-

kräfte

kräfte vieler Tauſende mit den meinigen über-
ſtimmen? Erhalte ich dadurch nicht die Beru-
gung, daß von mir nicht mehr gefordert, und m
Irrthum mir nicht übel gedeutet werden kön
Wir können es ferner nicht verhindern, daß n
jedes Kind von ſeinen Eltern und Lehrern vore
g[illegible]nmen, oder an ſeiner Faſſungskraft verſtü
melt werde. Wollten wir es ganz frei aufwach
laſſen: ſo würde es ihm vielleicht wie dem Hü
gehen, der nach einem gewiſſen Alter zu ni
mehr abgerichtet werden kann; oder wir müß
die Klage des Schneiders in unſerer Kolonie gere
finden, der ſeinen Vater verwünſcht, daß er i
nicht alle mögliche Künſte und Wiſſenſchaften l
nen laſſen, um unter allen Handwerken die fre
Wahl zu haben. Kann nun aber dieſe nothwendi
Verſtümmelung der Kräfte des Menſchen nicht ve
mieden werden: ſo wird auch ein jeder Koloniſt
minder oder mehr geneigt ſein, den beſten Gründen
Gehör zu geben. Andre Völker, welche die Gründe
ebenfalls nicht faſſen konnten, ſollen von Gott
durch eine unmittelbare Offenbarung von der Wahr-
heit belehrt ſein; oder es hat bei ihnen eine Gott-
heit das Opfer des Rechtgläubigen angezündet.
Beides haben wir nicht zu erwarten; und wenn
wir die Stimme der Mehrheit nicht für die Stimme
Gottes halten wollen: ſo bleibt uns nichts übrig,
als ſie für die Stimme der Vernünftigſten oder der
Mächtigſten zu erkennen.

X. Es

Digitized by Google

A. Es ſcheinet, Sie ſind auch für die Täuſchung des Volks?

B. Wenn man einem jeden den Biſſen ſo zuſchneidet, daß er ihn in den Mund faſſen kann; und er davon ſatt wird: ſo iſt das keine Täuſchung. Der Menſch will nach einem natürlichen Triebe von allen Dingen einen Grund wiſſen: das Kind beruhigt ſich mit andern Gründen, als der Mann; und das Volk mit andern, als der Weiſe. Dieſes iſt allgemeine Erfahrung, welcher zufolge man ein Kind mit einem Zukkerbrote weiter bringt, als mit dem beſten Schluſſe. Dagegen iſt es bloße Theorie, daß jeder Menſch durch Gründe in Worte gefaſſet, regieret werden müſſe. Die ganze Schöpfung kann ohne Hülfe der Metaphyſik zu uns ſprechen; ſo auch der Redner zum Volke: ſeine Thränen werden mit den meinigen fließen, und ſeine Wuth wird ſich mit der meinigen vereinigen, ohne daß es lange unterſucht, ob ſie gerecht ſind.

A. Das wäre ſchlecht.

B. Aber Gott hat den Menſchen ſo erſchaffen, weil Gründe viel zu langſam und viel zu unſicher wirken; die Sinne aber allen Eindrükken offen ſtehen, und die Leidenſchaft allezeit fertig iſt. Am Ende beſteht denn doch die größte Vernunft darin, zwekmäßige Mittel zu gebrauchen; man kann weiter nichts fordern, wo der Zwek gut iſt, als daß das Mittel ein Minimum ſei; und dieſes iſt die Metaphyſik in den wenigſten Fällen.

A. Es

Digitized by Google

A. Es ſcheint mir doch immer widerſprech[...] zu ſein, daß göttliche Wahrheiten den Stempel [...] Mehrheit, und wahre Naturgeſetze den Na[...] der Obrigkeit auf der Stirn haben ſollen; [...] ſagt dies wenigſtens nicht gern.

B. Die Rede war bis itzt nur von moraliſch[...] Geſetzen; und in wiefern es gut ſein könne, je[...] Koloniſten ſich dazu (wie ſie von der Mehr[...] angenommen ſind) bekennen zu laſſen, oder [...] (wenn er ſich deſſen weigert) das öffentliche [...] trauen bei abzulegenden Zeugniſſen, in der [...] ſchwörung ſeines Handelsbuches, in obrigkeitli[...] Stellen, oder in der Vertheidigung des Vaterl[...] des, zu entziehen. Und ich denke: ſo lange in [...] einen Lande die größte Schaamloſigkeit für He[...] tugend, und die Keuſchheit für ein kleinliches V[...] urtheil gehalten, in dem andern aber dieſe als [...] Naturgeſetz verehret wird, — thun wir wo[...] durch die Mehrheit zu beſtimmen, was bei un[...] Naturgeſetze ſein ſollen; beſonders da die Sch[...] begriffe der Europäer von dem was die Natur [...] bietet oder verbietet, den wenigſten in unſrer Ko[...] lonie bekannt ſind, und man hier ſich nicht einmal darüber einverſtehen konnte, daß ein Vater ſei[...] Tochter nicht heirathen dürfe, oder daß das Eigen[...] thum eines jeden ſicher ſein müſſe. Um nun ab[...] auch auf die göttlichen Wahrheiten zu kommen; ſo will ich hiemit einen jeden fragen: woran wir dieſe erkennen ſollen? Chriſten, welche überzeugt ſind,

eine

e göttliche Offenbarung zu haben, wird dieſes
ht ſchwer fallen; und ſo wird es jedem andern
ſeiner Religion gehen: da ſich nicht leicht eine
den wird, und vielleicht auch nicht finden kann,
nicht ihre Offenbarung habe. Wenn es aber
rauf ankommt, zu beſtimmen: ob alle Offenba-
ngen zugelaſſen werden können? und ob die Of-
nbarung, welche Menſchenopfer fordert, mit an-
rn gleiche Rechte haben ſolle? ſo wird man doch
terſuchen müſſen, ob dieſelbe mit der Wohl-
rt unſrer Kolonie beſtehe; und dieſes wird zu-
t ebenfalls durch die Mehrheit entſchieden wer-
n müſſen, wenn wir uns nicht auf eine andre
darüber vereinigen können. Zudem kann der
weis für eine unmittelbare göttliche Offenba-
ng nicht anders als durch Wunder geführet wer-
n; und wie die Faſſungskraft der Menſchen in
Anſehung der letztern wiederum unendlich verſchie-
den iſt: ſo wird man es auch hier auf die mehrſten
Stimmen, oder auf die Einſicht der Männer, wor-
auf die mehrſten ihr Vertrauen ſetzen, ankommen
laſſen müſſen.

C. Mich dünkt, wir ſind von der wahren Streitfrage abgewichen. Die uns zur Entſcheidung vorgelegte beſtand darin: ob es nicht ein Mittel gebe, jeden Koloniſten dahin zu bringen, daß er nicht bloß äußerlich und gleichſam zwangsweiſe die von der Mehrheit bewilligten religiöſen und moraliſchen Lehren annehme; ſondern auch denſelben ſeinen

ganzen herzlichen Beifall ſchenke: ohne dabei an-
nehmen, daß die Mehrheit aus Eingebung Gott[es]
oder eines göttlichen Geiſtes ſpreche?

B. Chriſtus, welcher eben einen ſolchen Ze[it]-
punkt traf, als wir itzt vor uns haben, indem [die]
Juden bloß ihre äußerlichen Handlungen ihren G[e]-
ſetzen unterworfen, und den Wolf im Herzen [be]-
halten hatten, ſo ſehr auch ihre Weiſen ihnen [die]
Allgegenwart ihres Gottes zu verſinnlichen be[mü]-
het geweſen waren; — Chriſtus verſuchte es du[rch]
die Vortreflichkeit ſeiner Lehre.

A. Der Plan war eines ſo großen Weiſen w[ür]-
dig; aber dennoch fanden ſeine Nachfolger es n[ö]-
thig, ihn und ſeine Lehre von Gott kommen [zu]
laſſen: ſo wie die chriſtliche Kirche es für rath[ſam]
hielt, dieſes durch einen göttlichen Geiſt auf ein[er]
Kirchenverſammlung beſtätigen zu laſſen.

B. Ich glaube daher auch nicht, daß es ander[e]
Mittel gebe, den herzlichen Beifall eines jeden Ko[-]
loniſten zu gewinnen, als: daß jede der hier zuge-
laſſenen Parteien die Ihrigen von Jugend auf in
ihren Grundſätzen unterrichte und befeſtige; dami[t]
man von obrigkeitswegen die Vermuthung, daß ſi[e]
dasjenige wirklich glauben was ſie bekennen, faſ-
ſen, und wenn ſie dann durch Handlungen ihr Be-
kenntniß verläugnen, ſie von aller Ehrenfähigkeit
ausſchließen, und nach Beſchaffenheit der Umſtände
auch beſtrafen könne. Von der Jugend iſt zu hof-
fen, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe bilden laſſen werde;

Die

die Alten, welche itzt noch ſolche Grundſätze haben, die nach dem Urtheile der Mehrheit, mit dem Wohl unſrer Kolonie nicht beſtehen, werden wenigſtens wünſchen, ihren Kindern die Ehrenfähigkeit zu verſchaffen. Und wenn die zugelaſſenen Religionen von dem Zeugen Redlichkeit, von der Obrigkeit Treue, von dem Landesvertheidiger Patriotismus, und von jedem Koloniſten Ueberzeugung von ſeinen Pflichten, vermuthen laſſen; wenn die Erfahrung zeigt, daß ſie Troſt im Unglük und Mäßigung im Glük wirken; wenn die Lehre von einer göttlichen Vorſehung, und daß ohne deren Willen keinem ein Haar gekränket werden kann, dieſe vor den Wilden geflüchteten Koloniſten bewogen wird, ihre verlaſſenen Felder wieder anzubauen; wenn die Hofnung eines beſſern Lebens nach dem Tode, die dem Menſchen (dem einzigen Geſchöpfe das von ſeinem Tode benachrichtiget iſt!) zu ſeinem Glükke eingeflößet worden, den Sterbenden Beruhigung und den Hinterbleibenden Troſt giebt; wenn : : : : : o! ſo wird man auch aus dieſer Wirkung erkennen, daß, ſo wie die höchſte Glükſeligkeit aller Geſchöpfe, alſo auch die von der Mehrheit bewirkte Glükſeligkeit dieſer Kolonie, Gottes offenbarer Wille ſei; und das Volk wird ſich mit dieſem Schluſſe begnügen, ohne ſich mit Unterſuchung der Vorderſätze, welche eigentlich für den Meiſter der Kunſt oder den Dilettanten gehört, die beſſer anzuwendende Zeit zu verderben. : : : : :

Ich breche hier ab, liebſter Freund, weil Sie den Erfolg leicht errathen werden. Jede Partei mußte ihr Glaubensbekenntniß der Obrigkeit vorlegen; und, wenn dieſe es gebilliget hatte, ſolches in ihren Schulen und Tempeln getreulich, ohne allen weitern Zuſatz, lehren, ſodann ihre Jugend ſich dazu auf eine feierliche Art bekennen laſſen, um ſolchergeſtalt ſicher zu ſein, daß keine der Kolonie ſchädliche Meinungen verbreitet würden. Wer dieſes nicht thun wollte, konnte es bleiben laſſen; aber ſein Handelsbuch hatte keinen geſetzmäßigen Glauben; ſein Zeugniß ward nicht angenommen; er konnte zu keinem obrigkeitlichen Amte gelangen; und wenn es zum Kriege ging, mußte er ſeinen Mann bezahlen. Dabei aber ward er, wenn er nach den von der Mehrheit beliebten Geſetzen ſich verging, eben ſo beſtraft, als wenn er in der Eigenſchaft eines ehrenfähigen Mannes das Geſetz ſelbſt mit bewilliget hätte.

3.

Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs.

(Man ſ. Januar, S. 6.)

XIII.

Die Lage der Franzöſiſchen Finanzen hat ſich ſeit dem verwichenen Monat um nichts verändert; wenigſtens habe ich keinen nur einigermaßen merkwürdigen

ſtigen Umſtand erfahren, der hierauf Bezug hätte. Die laufenden Zinſen, Renten, Gehalte und Penſionen werden vom Treſor ordentlich, obgleich langſam, bezahlet; die Rükzahlung der fälligen Kapitalien bleibt noch ausgeſezt: und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Nekker die Finanzen auf dieſen Fuß bis zur Verſammlung der Stände aufrecht erhalten wird.

Dagegen iſt die Gährung über die Form, wie die verſchiedenen Stände Frankreichs auf dem Reichstage zuſammen kommen, berathſchlagen und Schlüſſe abfaſſen ſollen, auf das höchſte geſtiegen. Meine Abſicht iſt es zwar nicht, die Leſer der Monatſchrift mit Bemerkungen hierüber zu unterhalten; damit ſie aber doch im Zuſammenhange einer ſo äuſerſt intereſſanten Geſchichte bleiben, will ich folgende Punkte ganz kurz anzeigen.

1) Der Bürgerſtand verlangt: daß ihm ſo viel Stimmen bewilligt werden, als der Adel und die Geiſtlichkeit zuſammen haben, und daß bei allgemeinen Berathſchlagungen aller Stände die Stimmen einzeln gezählt werden. Nach der Natur der Sache heiſt dies ſehr wenig gefordert. Denn wenn bei Regulirung von Geldſachen und von Auflagen das Vermögen der Stimmenden den Ausſchlag geben ſoll, ſo überwiegt das Vermögen des Bürgerſtandes bei weitem das Vermögen der beiden andern Stände. Wenn aber bei dem Reichstag die Form angenommen wird, daß eigentlich nur drei

Digitized by Google

men gezählt werden: nehmlich die Stimmen des Adels, der Geiſtlichkeit, und des Bürgerſtandes, ſo wird der leztere in Frankreich wahrſcheinlich eben ſo wenig Einfluß auf die Reichsſchlüſſe haben, als das Kollegium der Reichsſtädte in Regensburg auf die Abfaſſung der deutſchen Reichstagsſchlüſſe hat. Auch ſcheint es gegen den ſimpeln Menſchenverſtand zu ſein, daß die Geiſtlichkeit, die ſich eigentlich bloß mit geiſtlichen und religiöſen Sachen zu beſchäftigen hat, einen ſo großen Einfluß auf die Beſtimmung zeitlicher und irdiſcher Gegenſtände, beſonders der Geldangelegenheiten eines Staats haben ſoll, als ihr nach der bisherigen Konſtitution Frankreichs zukommt. Es fällt auch auf, daß der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit ein ſolches überwiegendes Vorrecht eingeräumt werden ſoll, wenn man bedenkt, daß die Geiſtlichen dort in Abſicht ihres Vermögens, und beſonders ihres Ländereivermögens, nicht Proprietärs ſind, ſondern bloß die Rolle eines Intendanten, eines Verwalters, eines Wirthſchaftinſpektors ſpielen. — Allein die bisherige Verfaſſung in Frankreich iſt ganz gegen die Forderungen des Bürgerſtandes.

2) Die Prinzen vom Geblüt (mit Ausſchluß von Monſieur und von dem Herzog von Orleans) haben ganz öffentlich die Partei des Adels und der Geiſtlichkeit gegen den Bürgerſtand genommen. Sie erklären die Forderungen des Bürgerſtandes für höchſt gefährlich, und weißagen dem König

aus

[ihr]er Bewilligung den Untergang der Monar[ch]ie. Indeſſen erklären ſie ſich in Abſicht des ge[me]inſchaftlichen Beitrags zu den öffentlichen Ab[ga]ben ſehr bereitwillig; und ſetzen nur hinzu: daß [ſi]e ſowohl, als der ganze Adel und die Geiſtlichkeit, [au]s Großmuth und Gnade ſich ihrer Vorrechte [i]n Abſicht der öffentlichen Abgaben begeben, und [d]en bisher Statt gefundenen rechtmäßigen Be[ſ]chwerden des Bürgerſtandes abhelfen wollen.

3) Die Pairs von Frankreich haben ſich gegen [d]ie Forderungen des Bürgerſtandes erklärt, fin[d]en es aber doch billig, daß die allgemeinen Laſten [v]on allen Ständen des Reichs ohne Ausnahme [ge]tragen werden.

4) Das Parlement von Paris iſt gegen die [F]orderungen des Bürgerſtandes, will aber die [gan]ze bisherige Verfaſſung Frankreichs umwerfen, [u]nd dagegen eine neue einführen. Es verlangt eine [be]ſtimmte periodiſche Zuſammenberufung der Stän[d]e; es verlangt das ausſchließende Recht der Stände, den Gläubigern des Staats das Ein[k]ommen von beſtimmten Abgaben zu verpfänden; es verlangt die Verbindlichkeit der Stände gegen [d]as Volk, keine in Abſicht der Größe und der Dauer unbeſtimmte Subſidien zu bewilligen; es verlangt die Aufhebung aller Abgaben, die nur Einen Stand des Reichs betreffen; und dagegen die Einführung ſolcher Abgaben, die auf alle Stände ohne Ausnahme vertheilt ſind; es verlangt das

Digitized by Google

Recht für die Stände, dem Könige die Fonds jedem Departement zu bewilligen und anzuweiſen; es verlangt, daß die Miniſter der verſammle[ten] Nation Rechenſchaft von ihrer Verwaltung a[ble]gen ſollen, und daß das von des Königs allein [die] Miniſter nicht fernerhin ſchütze; es verlangt da[s] Recht für die Stände, daß ſie jedermann in Staat[s]ſachen bei den Parlementen anklagen können, oh[ne] die ſonſt gewöhnlichen Formalitäten zu beobachte[n]; es verlangt das Recht für die Parlemente, daß [ſie] kein Geſetz regiſtriren dürfen, welches nicht [von] der verſammleten Nation beſchloſſen iſt; es ver[langt] die perſönliche Freiheit der Bürger (gegen d[ie] Lettres de Cachet), daß ſie nach erfolgter Verh[af]nehmung ſogleich an ihre gewöhnlichen Richter [ab]geliefert werden; es verlangt endlich eine allg[e]meine Preßfreiheit. — Hiegegen ließe ſich nu[n] wohl von Seiten der Philoſophie nicht viel einwen[den]. Was bleibt aber in dem Fall, daß dieſe For[]derungen durchgehen, der König von Frankreich [?] und wie viel wird nicht dadurch von den bisher ohn[e] alle Widerrede ausgeübten Vorrechten des König[s] vernichtet?

f) Die Notabeln haben insgeſammt für die alte Form des Reichstags, folglich gegen die For[]derungen des Bürgerſtandes, geſtimmt; das ein[]zige Büreau ausgenommen, deſſen Präſident Mon[]ſieur war.

Bei

Bei dieſer Stimmung der Gemüther läßt ſich Frankreich von der bevorſtehenden Verſammlung der Stände nichts Gutes und Heilſames vorausſehen. Zwar kommen alle Parteien darin überein: daß die bisher üblichen ſo verhaßten Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit aufzuheben, und daß die Taxen auf alle Einwohner des Staats, ohne Ausnahme und ohne Rükſicht auf den Stand, zu welchem ſie gehören, zu vertheilen ſind. Allein ich fürchte, daß man bei der bevorſtehenden Verſammlung der Stände die zerrütteten Finanzen, die doch den Hauptgegenſtand der Berathſchlagungen ausmachen ſollen, ganz vergeſſen, und dagegen über eine neue verbeſſerte Konſtitution des Reichs ſtreiten wird. Freilich, wenn ſich dieſer Streit mit einem allgemeinen Einverſtändniß aller dabei intereſſirten Parteien endigte; ſo wären auch die Finanzen in Ordnung gebracht. Wenn man aber die Erfahrung aller Zeiten und Völker zu Rathe zieht, und wenn man beſonders den Geiſt der franzöſiſchen Nation erwägt; ſollte man dann nicht Hundert ja Tauſend gegen Eins wetten, daß dieſer Reichstagsſtreit eine Quelle von weit größern Verwirrungen ſein wird, als bis izt in Frankreich Statt gefunden haben?

Schade um Nekkern, und ſeine gewiß gut ausgearbeitete Finanzverbeſſerung! Er hat nunmehr ſchon das Fehlgehn zwei ſeiner Maſchinen erfahren: erſtlich in Abſicht des Parlements, hernach

Abſicht der Notabeln. Muß er ein ähnliches Je-
ſchlagen noch zum drittenmal mit dem Reichst-
erleben; ſo wird ſeine itzige Adminiſtration frei-
nicht glänzend ſein.

Berlin, den 1 Jänner 1789.

4.

Das Schwein.

Eine Fabel.

Ein Affe kam ins Reich der Thiere
Aus Josephs Reich zurük. — „Was Neues, Freund,
„aus Wien?“
So fragt, im Klub der Eſel und der Stiere,
Ein feiſtes Schwein den Paladin.

„Mein Tagebuch,“ ſprach er, „liegt fertig für
„die Preſſe;
„Indeſſen hört, was ich geſehn.
„Ich ſah, wie, Hand in Hand, die Welſchen in
„die Meſſe,
„Die Sachſen in die Predigt gehn;
„Und wie bei einem Glas mit Ofnerweine
„Ein Jud' in froher Harmonie

„Mit

mit Christen Schinken aß.“ — „Hat's riefen Groß und Kleine,
Es iſt ein herrlich Ding um die Philoſophie!“

„Mag ſein!“ verſetzt die Sau, der Herz und Knie beim Worte Schinken bebt: — „nur nicht für „fette Schweine!“

Kolmar. Pfeffel.

5.

Allgemeine politiſche Betrachtungen über den Preußiſchen Staat.

Des Grafen Mirabeau großes Werk (ſ. Nov. 1788 S. 465) iſt nun erſchienen *): „De la Monar„chie Pruſſienne, ſous Frédéric le Grand. A Lon„dres, 1788.“ (2 Bände und ein Foliobaud Karten, Plane und ſtatiſtiſche Tabellen). So viele und große Unvollkommenheiten, theils in unrichtigen Angaben, theils

*) Hier iſt kurz der Inhalt des ganzen Werks. Erſter Band. Buch I: Hiſtoriſche Betrachtungen über den Wachsthum der Brandenburgiſchen Macht; Charakter Königs Friedrich II. Buch II (fortgeſetzt bis in die Hälfte des zweiten Bandes): Geographie und Bevölkerung der einzelnen Provinzen

theils in falſchen Urtheilen und Räſonnements, ... dies Werk enthält; ſo iſt es doch auf der andern ... auch bewundernswürdig genug, daß es noch ſo ... Richtiges und Wahres liefert. Und dann, blei... immer intereſſant: zu ſehen, wie ein Ausländ... ein Franzoſe, ein berühmter Gelehrter und Sch... ſteller, ein politiſcher Räſonneur, ein freimüth... Denker, ein hinreißender Deklamatör, — ... wie Mirabeau, das heißt, ein in ſo manchem ... tracht merkwürdiger, ſonderbarer, excentriſcher, ... enthuſiaſtiſcher und wildbrauſender, doch ... innerer Kraft und von Kenntniſſen ganz verla... Kopf — es bleibt, ſage ich, immer intereſſant, ... ſehen, wie ein ſolcher Mann von unſerm Vaterla... urtheilet und ſpricht, wenn man ſich gleich nicht ...

vinzen. — Zweiter Band. Buch III: Ack... bau und natürliche Produkte der Provinzen. — Dritter Band. Buch IV: Manufakturen. Bu... V: Handlung. — Vierter Band. Buch VI: Einkünfte und Ausgaben; Auflagen; nebſt an... hängten Staatsſchriften. — Zweiter Theil de... vierten Bandes. Buch VII: Kriegsweſen. — Fünfter Band. Buch VIII: Religion; Geſetz... bung; Regierung; Ueberblik des Ganzen, Schluß. — Die beiden letzten Bände enthalten einen Anhan... über Sachſen, Oeſtreich, Baiern. — Daß nic... alle Bände von gleichem Werth ſind, verſteht ſic... von ſelbſt; er iſt bald größer bald geringer ... Verſchiedenheit des Werths der genutzten Quel... len, und mit je mehr oder weniger Vorurthei... der Verfaſſer an die Bearbeitung dieſer oder jen... Materie kam. — Die beigefügten Karten von Mentelle ſind ſchlecht.

Digitized by Google

ner des Lächelns, ja oft nicht des Unwillens über ihn wehren kann.

Das Werk iſt, ſeiner Größe und Theure wegen, nur in wenigen Händen; auch iſt noch keine deutſche Ueberſetzung davon erſchienen. Deſto mehr Intereſſe wird eine ausgehobene Stelle haben, die ohnedas jedem Preußiſchen Staatsbürger merkwürdig ſein muß. Daß der Ueberſetzer keinen Antheil an ſo manchen in den übrigen Theilen des Werks enthaltenen unüberlegten, nur zu oft auf Mißverſtändniſſen oder falſchen Nachrichten beruhenden Aeußerungen des Verfaſſers nimmt: brauchte nicht erſt erinnert zu werden, wenn es nicht die ſeltſame Denkungsart mancher Leſer nothwendig machte. — Am Ende ſeines Werks (im fünften Bande oder achten Buch) faſſet Graf Mirabeau ſeine Betrachtungen über den Preußiſchen Staat zuſammen, und entwirft zum Schluß eine Schilderung von unſers Vaterlandes Vorzügen, Verdienſten, Wichtigkeit, Nützlichkeit ja Nothwendigkeit für Deutſchland, für Europa, für die Menſchheit. So redet ein Mann, unter deſſen Fehler wenigſtens die Schmeichelei nicht gehört; ein Schriftſteller, der nicht enthuſiaſtiſch für Preußen eingenommen iſt, deſſen Verfaſſung er mit Kälte und ſehr oft mit Unbilligkeit prüft, und wovon er ſehr vieles in der That ungerecht tadelt. Ueberhaupt iſt er für kein Land enthuſiaſtiſch, als für Frankreich, und für kein politiſches Syſtem, als für das phyſiokratiſche; welches aber bekanntlich (wie Er auch oft bedauret) im Preußiſchen nicht Statt hat. Um deſto mehr iſt es, ſo wenig man auch mit allen ſeinen Urtheilen einſtimmig ſein kann, der Mühe wehrt zu hören, was Wahrheit

Digitized by Google

heit und Gerechtigkeitsliebe ihm hier über un
Staat und über deſſen itzigen Beherrſcher e
ben, von welchem er (T. IV. L. 6. p. 144) ſagt:
Monarque veut la vérité & il ne la craint pas.

Tome V Réſumé général & Concluſion; p.
bis ans Ende p. 407.

Die Preußiſche Monarchie verdient ſchon an ſich ſelbſt die theilnehmende Aufmerkſamkeit jedes de kenden Menſchen. Sie iſt eine große und ſchö Maſchine, an der ausgezeichnete Künſtler Ja hunderte hindurch gearbeitet haben. Einige ih Theile ſind vortreflich: Ordnungsgeiſt und Reg mäßigkeit ſind ihr gleichſam eigenthümlich; Den und Gewiſſensfreiheit herrſchen darin, und die Beiſpiel iſt ein unwiderleglicher und erſprießli Beweis, daß dieſer doppelte Schatz des menſ chen Geſchlechts, weit entfernt mit der monarch ſchen Regierung unverträglich zu ſein, für ſie vi mehr äuſerſt vortheilhaft iſt. Die bürgerlich Freiheit iſt daſelbſt beinahe ſo weit gediehen, al ſie es nur in einem Lande ſein kann, das der un umſchränkten Herrſchaft eines Einzigen unterwo fen iſt, und wo noch Ueberreſte von Barbarei eine großen Theil des Landvolks in Leibeigenſchaft hal ten. Man hat dort ein Militärſyſtem, das ma nur wenig zu ändern braucht, um es vollkommen zu machen. Und endlich wird die Preußiſche Mo narchie bald für Europa das Muſter einer Geſetz gebung aufſtellen, worin ihr kein anderes Volk ſich

nähert

[ſ]hert. — Was für beachtungswerthe Gegen[ſt]ände! Wenn Preußen untergeht, ſo ſinken mi[t i]hm alle dieſe Wohlthaten in Vergeſſenheit, un[d w]erden auf lange Zeit für das menſchliche Geſchlech[t v]erloren ſein; die Regierungskunſt wird in ihr[e K]indheit zurükkehren (denn Englands Beiſpiel iſ[t de]m großen Haufen der Regenten zu verhaßt[). V]ielleicht wird ſie, wie andre durch Unglüksfäll[e z]erſtörte Künſte, ganz untergehn.

Aber wie? wir denken ſo, wie die ſtrengen For[ſc]her der Fehler Friedrichs?

Ja in Wahrheit, wir denken ſo. Ein großer [M]ann kann in der Organiſation einer übrigens mit [de]m bewundernswürdigſten Geiſt zuſammengeſetz[te]n Maſchine große Fehler begehn; ſelbſt ein ge[w]öhnlicher Künſtler wird dieſe Fehler verbeſſern, und die Maſchine wird vollkommen ſein, ſo weit ſich dies Wort mit unſrer Natur verträgt. Aber, ſind eure Räder, Gewichte und Hebel verworren über einander gehäuft, und obenein noch mit Unrath und Schutt beladen; welcher Götterarm wird euch dann Hülfe leiſten! . . . . . O Ihr Für[ſ]ten Europa's, dies gilt den größten Theil von Euch, die Ihr, weil Friedrich ſich irrte, ſeinen Arbeiten keine Achtung, kein Studium, keine Nachahmung ſchuldig zu ſein glaubt! Friedrich hat mitten unter ſeinen Fehlern für ſein Land mehr gethan, als ganze Reihen von Jahrhunderten für die Eurigen thun konnten. Seine große Seele, ſein unbezwinglicher

licher Charakter überwand ſelbſt ſeine Fehler; deß Eure kleinmüthige Wankelhaftigkeit ſelbſ Anſtrengungen eines Genies, der zu Eurem Di verurtheilt iſt, unnüz oder gar ſchädlich ma Denn, worauf beziehn ſich im Ganzen die V ſehn dieſes großen Mannes? Auf Geld. dann, wenn es wahr iſt, daß ſich dieſe Art Fehlern immer verbeſſern läßt, ſo gilt dies v züglich bei der Regierung eines Staats. menſchliche Betriebſamkeit erſezt alles in Augenblik ihrer Entfeſſelung wieder. Und ni iſt leichter als dies, wenn das Land, wo man Betriebſamkeit die Freiheit ſchenken will, d einen außerordentlichen Mann zuvor einen ſtrebſamen Gemeingeiſt erhielt, eine bewunderu würdige Ordnung im Rechnungsweſen, einen Sc in Anſehung deſſen jede Vermehrung unn oder ſchädlich ſein würde *), und ein Syſtem d Staatswirthſchaft, das einen jährlichen groſ Ueberſchuß zurükläßt. Was für Hülfsquellen, w für Mittel, was für Wohlthaten! Wie wen verdienen diejenigen in unſrer Seele zu leſen, d

geg

*) Dieſe vorher im ſechsten Buche weiter aus führte Behauptung des Grafen Mirabeau von de wahrhaft einzigen Wunder der Welt — dem K nigl. Preußiſchen Schatze — gehört zu ſeinen verſichtlichen, aber ſicherlich falſchen Behaupt gen, die aus Unkunde der Sachen und Mangel de Ueberlegung entſpringen.

...en ihre eigne Ueberzeugung uns in den Verdacht ...bringen ſuchen, als wünſchten wir, Friedrich ...abzuwürdigen! Wir haben es unternommen, ... Welt durch ein Beiſpiel aufzuklären. Und was ... ein Beiſpiel! Nur wollten wir nicht, daß ...iedrichs des Großen Fehler für Weisheit gehal... würden! Sie ſind wichtig, dieſe Fehler: ſie ...aden dem Glük des Preuſſiſchen Volks, und der ...acht ſeines Monarchen; und in beiderſeitiger ...kſicht wünſchen wir ſehnlichſt ihre Spur ver...gt. Aber fern ſei von uns der Gedanke, daß ...ſe Fehler auch nur ſchwer zu verbeſſern wären! ...ein! ein ſo großes Unglük wollten wir nicht ...eutſchland ankündigen, und beſonders ſeinen pro...ſtantiſchen Fürſten, deren Freiheit, Verfaſſung, ... Wohlfahrt mit der Exiſtenz der Preuſſiſchen ...onarchie zuſammenhängt! Nein, ihre Bande ...ſter zu knüpfen, nicht aber ſie über ihre natürli...chen Verbindungen in Schrekken zu ſetzen: das ſoll das Ziel unſrer Sorgfalt und unſers Ruhmes ſein.

In der That — und das iſt hier der große Beweggrund des Intereſſe, das jeden Weltbürger an Preuſſens Wohl bindet — ſeit jenem Karl V, der durch die Vereinigung der Staaten des Oeſtreichiſchen Hauſes mit den Spaniſchen, ſich einer unumſchränkten Univerſalmonarchie in Europa ſo nahe ſah (hätte er mehr wahres Talent gehabt, er würde ohne Zweifel dazu gelangt ſein), haben die beiden Zweige dieſer furchtbaren Macht an ihrer Spitze

Digitized by Google

nur ſolche Fürſten gehabt, deren ungeſchikter
kleinlicher Stolz nicht einmal die großen Män
die ſie in ihren Dienſten hatten, zu gebrauc
verſtand. Solche Regenten waren zu weit dav
entfernt, die Idee zur Wiederherſtellung der R
miſchen Monarchie, wovon ſie indeß ſorgfältig
Titel beibehalten, oder der Monarchie des er
benen Stifters dieſes neuen Kaiſerthums *), wi
lich ausführen zu können; aber aufgegeben hab
ſie ſie nie.

Aus der Vereinigung dieſes ehrgeizigen Sta
mes mit einem an großen Männern fruchtbar
Geſchlecht iſt ein Fürſt geboren, der, mit viel
hervorſtechenden Eigenſchaften begabt, durch Fr
drichs Beiſpiel gereizt, belehrt, angeſpornt wa
und ſicherlich zu ſehr mit Hülfsmitteln verſehn i
um nicht ſehr ehrſüchtig zu ſein. Dieſer Für
zählt unter ſeinen Dienern einige ſehr geſchikt
Männer, ſowohl im Kabinet, als für den Krieg;
er hat in der natürlichen Beſchaffenheit ſeines Lan
des eine völlig überwiegende Macht; ſeine Heer
ſind unzählbar, und ſeine Mittel ſie zu ergänzen un
begränzt. Auch ſind die in ihm ſelbſt liegende
Hülfsquellen nichts weniger als verächtlich: ſein
Thätigkeit iſt zwar zu ungeſtüm, zu unzuſammen
hängend, zu vereinzelt; aber groß, geiſtvoll, und
unermüdet. Kann man glauben, daß die Plan
ſeine

*) Karls des Großen.

eines Hauſes in ſeinem Schooß nicht einen neuen Zuwachs von Kraft erhalten haben?

Indeß ſcheint doch ihm nicht ihre Ausführung aufbehalten zu ſein. Ihr ſteht ein entſcheidender Hauptgrund, den man nicht bemerkt hat, mit unüberwindlicher Gewalt entgegen. Dieſer Fürſt will zu gleicher Zeit auf das Aeußere und das Innere des Staats wirken; er ſtrebt gegen die Natur der Dinge an: auch gelingt ihm daher nichts. Um wieviel furchtbarer würde er ſein, um wie unwiderſtehlicher wäre ſein Einfluß geweſen, hätte er feſt zwiſchen den beiden Dingen gewählt: zwiſchen der Vorbereitung einer großen Revolution, oder ihrer Unternehmung, ſelbſt mit der Gefahr dabei zu unterliegen!

Ein Staat mit einer Volksmenge von achtzehn bis zwanzig Millionen Menſchen, ſelbſt dann, wann ſeine Unterthanen unwiſſend, abergläubiſch, unaufgeklärt, ohne Künſte und Betriebſamkeit ſind, kann ſchreckliche Wirkungen hervorbringen. Freilich wird ein ſchwächeres Volk, das aber mit allem, was jenem mangelt, ausgerüſtet iſt, ihm vielleicht widerſtehn; aber nichts iſt ungewiſſer. Und wenn der große Staat die Menge der Feſſeln, die eine ſchlechte Geſetzgebung ſeinen Unterthanen auflegt, wieder löſt, dann wird ihm nichts widerſtehn können; und freilich muß er damit den Anfang machen, wenn er ſeiner Sache gewiß ſein will. Der Regent eines ſolchen Staats wähle alſo zwiſchen dem Entſchluß:

mit den Werkzeugen, die in ſeinen Händen ſi auf die Gefahr, ſie brechen zu ſehn, zu wirken; o gute Werkzeuge für ſeinen Nachfolger zuzubereit Aber Joſeph II. kann ſich nicht beſtimmt zu ein von dieſem beiden entſchließen. Er wagt es ni ſeine Werkzeuge, ſo wie er ſie hat, zu gebrauch aus Furcht, ſie zu zerbrechen; und er verſtattet nicht die ruhige Geduld, um ſie zuzubereiten, w er immer den für ihre Anwendung günſtigen Aug blik abzuſehn glaubt. Aus dieſem beſtändi Schwanken zwiſchen dem Wirken auf das Ae und das Innere rühren die meiſten Fehler ſein Staatsverwaltung her.

Es iſt alſo nicht unwahrſcheinlich, daß, m großer Klugheit und wachſamer Weisheit, m dahin kommen kann, in dieſer Generation die Fo ſchritte des Oeſtreichiſchen Hauſes zu hemmen Aber bei jedem Kampf des Geſchiktern gegen de Stärkern, iſt jener verloren, wenn er ſich nur au einen Augenblik vergißt. Iſt es denn aber ſo ſicher, daß der Nebenbuhler des Oeſtreichiſchen Hauſes ſich niemals vergeſſen wird? Wird jeder Preuſſi ſche Monarch es ſich zum ewigen Gegenſtande ma chen, immer wachſam auf daſſelbe zu achten? wird nie etwas ſeine Aufmerkſamkeit zerſtreuen? wird er unaufhörlich vor jeder Ueberraſchung ſicher ſein? wird er nie eine Gelegenheit, nie einen einzigen Augenblik darbieten, den man nur zu nuzen braucht, um ihm eine unheilbare Wunde zu ſchlagen?

.. Er ſteht bevor dieſer Stoß. Gelingt es dem Hauſe Oeſtreich, Baiern an ſich zu reißen; ſo iſt das ganze Gleichgewicht aufgehoben: der Kaiſer bekömmt eine ſo unerſchütterliche Macht, daß weder das Haus Brandenburg, noch der deutſche Fürſtenbund weiter hoffen dürfen, ihm widerſtehn zu können. Ein wenig früher, oder ſpäter, aber unfehlbar werden ſie ſeine Beute werden; ganz Deutſchland muß ſich dann unterwerfen.

.. Hier erweitert ſich die Unterſuchung, und verändert ihre Geſtalt. Was für ein Unglük würde es dann ſein, wenn Deutſchland unter den Zepter eines Einzigen käme, und lieber wirklich ein großes Reich bildete, als dieſes unförmliche, ſeltſame Chaos von beträchtlichen und unbeträchtlichen, kleinen und äuſſerſt kleinen Fürſten, mit einigen freien Reichsſtädten untermiſcht, die wiederum unter ſich ſo ungleich ſind, als die übrigen Glieder dieſes Staatskörpers, welche dies herrliche Land unter ſich theilen? Würde es dabei nicht an Stärke, Einförmigkeit, Glanz, Ruhm, und Macht gewinnen? ..... So lautet, wir wiſſen es wohl, die Sprache, welche Schmeichelei und Vorurtheile in Deutſchland ſelbſt verbreiten; und dieſer ſchädliche Wahn ſteht auch außerhalb in Anſehn. Man muß ihn alſo zuförderſt, als Philoſoph, prüfen, aus dem heiligen Geſichtspunkt des Intereſſe der Menſchheit; dann als — herrſchender, oder beherrſchter — Bürger der großen Deutſchen Republik; endlich, als Mitglied

Digitized by Google

glied irgend eines andern an Deutſchlands Schi ſal theilnehmenden Staats.

Die Frage über den Nutzen oder Schaden gr ſer Staaten iſt für den Philoſophen längſt entſchi den. „In den großen Staaten gehn ſowohl „Sitten als die Freiheit des Volks verloren; „den großen Staaten hat ſich die willkührli „Macht gebildet, die das menſchliche Geſchlech „quält und erniedrigt: Als ein Einziger Milli „nen Menſchen, die auf einem großen Raum ze „ſtreut waren, beherrſchte; ſo nützte er ihre En „fernung, um den Saamen der Zwietracht und „des Haders unter ſie auszuſtreuen: er bracht „ihr Intereſſe in Widerſpruch, um ihre Kräfte „trennen; er bewafnete den Einen gegen den An „dern, um ſie Alle zu Sklaven ſeiner Willkühr „machen; da theilten ſich die betrognen Nationen „in Trabanten und Sklaven, und nahmen alle „Laſter der Knechtſchaft und Tyrannei an. Als „ein Mann, voll Stolz, ſich als Richter über das „Glück und das Leben ſo vieler Geſchöpfe zu ſehn, „ſeine eigne Natur verkannte, und eine übermü„thige Verachtung gegen ſeines Gleichen faßte; „da erzeugte bei ihm der Stolz Gewaltthätigkeit, „Grauſamkeit, und Ungerechtigkeit. Als die „Menge ein Spiel der Laune eines kleinen Hau„fens ward; da hatte ſie weder Gemeingeiſt, noch „allgemeines Intereſſe mehr, und das Schickſal „der Nationen ward nach dem grillenhaften Eigen„dünkel

ſünkel der Deſpoten beſtimmt. Als einige Familien ſich den Erdboden zueigneten und unter ſich theilten; da ſah man die großen Revolutionen entſtehn und ſich vermehren, die unaufhörlich die Beherrſcher, aber nicht die Sklaverei der Nationen verändern *)“...... Es bleibt alſo für einen Philoſophen, für einen wahren Freund des Menſchengeſchlechts, für einen Weltbürger kein Zweifel mehr: für die politiſchen Geſellſchaften iſt die Verbindung kleiner Staaten unter allen die erwünſchteſte.

Aber wenig Menſchen erheben ſich mit einem einzigen Schwung bis zu der Höhe dieſer Gedanken, wenig Menſchen gelangen dahin, ihre Ideen ſo allgemein zu machen. Einzelne Einwendungen wiegen immer in ihren Augen die Bündigkeit des noch ſo ſtreng bewieſenen Grundſatzes auf, oder misleiten ſie bei deſſen Anwendung. Wir wollen uns alſo in die genaue Erörterung einzelner Umſtände einlaſſen.

Die ſehr großen Monarchieen genießen verſchiedene einleuchtende Vortheile: ſie haben eine größere Konſiſtenz; ſie ſind Einfällen von außen weniger

K 4 aus-

*) Man ſ. Herrn Volney's Werk: „Betrachtungen „über den gegenwärtigen Türkiſchen Krieg“; ein Werk, worin man den Geiſt des Verfaſſers der „Reiſe nach Aegypten“, nicht aber ſeine Offenheit und Unparteilichkeit wiederfindet. Anmerk. des Gr. M.

ausgeſetzt. Man betrachte einmal Frankr man betrachte Spanien. Das erſtere hat ſeit h dert und funfzig Jahren in ſeinem Schooße k Krieg gehabt; und achtzig Jahre ſind verfloſ ſeit das letztere ſeine Saatfelder durch raub Feindeshand verwüſtet ſah. Dagegen kann Deu land ſich kaum drei Luſtra vor den Verheerun des Krieges geſichert ſehn: eine Provinz dünkt da ſchon glüklich, wann der Feind zehn Jahre a bleibt, ohne ihr das zu entreißen, was ſie wäh dieſes kurzen Zeitraums einſammelte, oder den ehemaligen Plünderungen noch retten konn

Ueberdies können öffentliche, wahrhaft n liche, Anſtalten: als Kanäle, Landſtraßen, Däm zur Beſchränkung der Flüſſe, u. ſ. w., nur einer ſehr ausgedehnten Monarchie ausgef werden; dagegen macht ſie der itzige Zuſtand Deutſchland unmöglich. Ein Kanal zur inn Verbindung, der z. B. den Rhein mit der We die Weſer mit der Elbe, die Elbe mit der Do vereinigte, iſt durchaus unmöglich. Was großen Landſtraßen betrift, ſo ſind ſie, wegen hier ſo häufigen Unterbrechungen des Zuſamm hangs, in gewiſſer Rükſicht ſelbſt für das Land v loren, deſſen Fürſt, voll Sorgfalt für die Wo farth ſeines Volks, dergleichen anlegen läßt.

Es giebt endlich noch andre, zwar minder er heblich, aber der menſchlichen Wohlfarth doch immer ſehr nachtheilige Unbequemlichkeiten, die

den

Digitized by Google

kleinen Staaten unvermeidlich anhängen. Da=gehört: die Verſchiedenheit der Münzen, Ge=wichte und Maaße; der Handelsneid und Haß; Wegegelder und Tranſitozölle, die das innere Verkehr in Deutſchland ſo erſchweren, und die ein Land hindern, ſeine Produkte ſo wohlfeil abzuſetzen, als es dies unter einer freiern und ein=förmigern Regierung könnte, und die mithin den Reichthum und den Wohlſtand ſeiner Einwohner vermindern.

Wir wollen nichts davon ſagen, daß der größte Theil dieſer Vortheile noch zweifelhaft iſt: daß ſie wenigſtens nur ſelten unter der ſchwachen und beladenen Hand einer unumſchränkten, und da=bald willkührlichen Herrſchaft ſich finden, ſo daß ſie durch die Macht der Dinge in großen Län=dern von ſchlechter Verfaſſung hervorgebracht wird (und wie könnten ſie eine gute Verfaſſung haben, wenn man nicht anders ein Aggregat von kleinen verbündeten Staaten annimmt?). Wir wollen uns nicht auf große ſchon beſtehende Monarchieen beru=fen, ſelbſt nicht auf unſer Vaterland Frankreich, deſſen Provinzen ſich in einem Zuſtande der Un=gleichheit, faſt möchten wir ſagen, der Feindſchaft befinden, der wenigſtens dem unter den kleinen Deutſchen Staaten beſtehenden, gleich kömmt *).

 Wir

*) Die verſchiedne Verfaſſung der Provinzen Frank=reichs iſt bekannt, und vorzüglich im Finanzfache ſichtbar;

Wir wollen nicht anführen, wie höchſt wahrſc
lich ein Regent, um ſich dies große Reich allmä
zu unterwerfen, ſich genöthigt ſehn würde, j
Provinz ihre Rechte und Freiheiten zu laſſen,
die Gemüther nicht zu empören; und daß da
wie in Frankreich, deſſen Monarchie ſich ge
auf dieſe Art bildete, Jahrhunderte verfließen w
den, ehe allgemeiner Unterricht und Aufklärn
genug durchdringen würden, um dem Regen
eine Aufhebung dieſer Einrichtung der Dinge
verſtatten. Aber — mit Beiſeitſetzung aller di
Nebengründe — wollen wir einer Seits die
dieſer Vereinigung zu erwartenden Unbequemli
keiten anzeigen, und andrer Seits die Vorth
ſchildern, welche Deutſchland in ſeiner itzigen V
faſſung genießt, und durch ſeine Umwandlung
eine große Monarchie verlieren würde. Der Freu
der Wahrheit wird dann entſcheiden können: ob —
ungerechnet, daß für ein gegenwärtiges und ge
wiſſes Uebel die Hofnung eines ſehr entfernte
Guts ein ſehr ſchwacher Erſatz iſt — ob die dar
aus entſpringenden Gefahren alle davon zu erw
tende

ſichtbar; es giebt Pays d'Etats, und Pays d'élection.
Bloß der Unterſchied des Salzverkaufs, wovon
die Krone das Monopol hat, macht eine Menge
Abtheilungen, als: petites Gabelles und grandes
Gabelles, Provinces redimées und Provinces fran-
ches. Wohl eher hat ſogar eine Provinz gegen
die andre die Getreideſperre feſtgeſetzt.

Digitized by Google

.. Vortheile nicht unendlich überwiegen; ſelbſt .. ..mmen, daß dieſe letztern in ihrer ganzen .. Statt finden würden.

Hat das Schikſal einen ſchlimmen Regenten .. den Thron einer groſen Monarchie geſetzt: .. iſt keine Rettung; wehe dann Allen, und ..ehmlich den Rechtſchaffenen! Und wen meine ..denn hier unter einem ſchlimmen Regenten? .. einen Nero, einen Kaligula, einen jener ..heuer, die von Zeit zu Zeit die Menſchheit ..ten? . . . Ach! nein. Ein guter, aber ..acher und lenkſamer Mann wird, weit eher ..gend ein andrer, dieſer ſchlimme Regent ſein. ..Privatmann wäre er liebenswürdig, ſanft, ..gefühlvoll; itzt aber wird das Unglük einer .. Nation ſein Werk. — Aber in einem .., das in mehrere Fürſtenthümer getheilt iſt, .. dies Uebel niemals allgemein. Hier regiert ..er ohne Geſchiklichkeit, ohne Feſtigkeit, ohne ..eisheit; allein dort ein Andrer voll Thätigkeit .. Fleiß; ja manche zeigen ſogar überwiegende ..ente. Die zahlreiche Klaſſe aller in jedem Fach ..uchbarer Männer eilet dann hin zu dem Ge..te der weiſen Fürſten. Und man ſage nur nicht, .. dieſer Ausweg noch offen bliebe, wenn auch ..utſchland eine groſe Monarchie wäre, weil .. immer Europa, nach wie vor, unter dem ..pter mehrerer Regenten ſtehn würde. Denn ..ſtreitig iſt es doch immer weit leichter, aus dem

Kurfür-

Kurfürſtenthum Kölln in das Kurfürſten[illegible]
Trier, von Hamburg nach Lübek, aus dem [illegible]
ſtenthum Hohenlohe-Schillingsfürſt in da[illegible]
biet von Hohenlohe-Bartenſtein, als von [illegible]
nach Kopenhagen, von Stokholm nach [illegible]
überzuziehn.

Außerdem entſpringt aus dieſer Vertheilun[illegible]
kleine Staaten der anſehnliche Vortheil, da[illegible]
größere Theil der Fürſten gut regiert, und
man nur von einer ſehr kleinen Zahl unter[illegible]
ſagen kann, ihre Staatsverwaltung ſei un[illegible]
lich. Dafür ſind überaus triftige Gründe da.

Zuvörderſt ſind die Fürſten Deutſchlands, [illegible]
die vom erſten Range, nicht mächtig genug[illegible]
ungeſtraft wild, tyranniſch, oder auch nu[illegible]
fältig zu ſein. Sie erniedrigen ſich ſelbſt, [illegible]
lieren zu viel, wenn ſie in keinem perſönlichen [illegible]
ſehn ſtehn. Ihre Brüder würden nur [illegible]
Pflanzenleben führen, wenn ſie ſich nicht Ruf [illegible]
Namen zu erwerben wiſſen; und allgemein gen[illegible]
men, erhalten doch auch die Fürſten auf die D[illegible]
nur den Ruhm, den ſie verdienen. So [illegible]
den dann die jüngern Brüder für ihre ältern [illegible]
weder nützliche Mitarbeiter oder Gegenſtände [illegible]
Nacheiferung. Auch beſitzt Deutſchland unter [illegible]
nen, regierenden ſowohl als apanagirten, Für[illegible]
eine anſehnliche Menge verdienſtvoller, und ſe[illegible]
hervorſtechender Männer. Man hebe nur ein[illegible]
in Gedanken, ohne Auswahl, eine gewiſſe Z[illegible]

von

Digitized by Google

regierenden und apanagirten Fürſten in chland aus, und ſondre ſich dann eine gleiche von den Regentenfamilien der großen Monar- Europas ſeit den Zeiten ab, wo die Geſchichte öthige Gewißheit erhält, um über den Cha- r der Großen ein feſtes Urtheil fällen zu kön- ſo wird man ſehn, welch eine Kluft ſich zwi- n ihnen befindet, und wie ſehr die Fürſten an m Wehrt gewinnen, gerade in dem Verhält- weniger ſie Fürſten ſind.

rner halten ſich die deutſchen Fürſten unter ein- er in Schranken. Die Ueberzeugung, der ein chter Fürſt ſich nicht entreißen kann, daß man verlaſſen wird, weil man unter einem andern ten beſſer zu leben hoft, — hindert ihn, ſich ſei- regelloſen Leidenſchaften blind zu ergeben. Dieſe n Regenten ſind nicht unumſchränkt; ſie können, ſt nicht gegen einzelne Privatleute, ſchreiende Un- rechtigkeiten begehn: ohne ſehr weſentliche Un- nehmlichkeiten zu erfahren, deren zuverläßiges rausſehn ſie im Zaum hält. Noch weniger den ſie ihre Unterthanen, oder eine Klaſſe der- en, nach Willkühr drükken können. Sie wür- n entweder vor die Reichsgerichte gefordert, oder n würde ſich an Mächtigere, als ſie, wenden, d dieſe würden dann ſicherlich durch ihre Da- ſchenkunft, gegen die ſich ohne Gefahr Nie- and ſträuben könnte, die Ordnung wiederher- llen. Auch iſt im Ganzen der Geiſt der Billig- keit,

keit, Geſetzlichkeit, und Gleichmäßigkeit
Deutſchland vorzüglich ſichtbar. Obgleich,
Rechte nach, dort kein Amt ohne die Klau
libitum (ſo lange es Uns beliebt) ertheilt wir
daß alſo, ſelbſt bei Vorausſetzung der unſtr
ſten Aufführung, eine Entſetzung Statt find
iſt doch, in der Ausübung, jeder Menſch mor
gewiß, ſobald er ſich nicht eines ſehr groben
gehens ſchuldig macht, in ſeinem Poſten zu
und zu ſterben. Selbſt Veränderungen der
gierung ſtören dieſe Ordnung nicht, außer
nur in einigen äußerſt ſeltnen Fällen.

Endlich ſind auch in den kleinen Ländern,
aus Deutſchland beſteht, die indirekten Be
kungen weit ſchwieriger, als in großen Sta
Es iſt unmöglich, daß ein Regent, man denk
ſich auch ſo arbeitſam als man will, ſelbſt nur
Hauptangelegenheiten von zwei Millionen Unt
thanen kenne. Hat er aber nur über einige Hu
derttauſende zu herrſchen, ſo iſt doch die Arb
den Kräften Eines Menſchen ſchon angemeſſen
Die Hauptſtadt iſt von den Gränzen des Lan
nur mäßig entfernt; nichts iſt leichter, als d
hinzugehn, dort ſeine Klagen an den Regent
gelangen zu laſſen, und ihn ſelbſt anzutreten; ih
umzingelt weder ein Gehäge von Bajonetten, no
von Höflingen, die noch zurückſtoßender ſin
„Wiſſen Sie nicht, ob der Landesvater hier iſt?“
fragte mich einſt ein Bauer, der mich in Braun

ſchweig

Digitized by Google

eig auf der Straße anhielt. Wir wiſſen frei⸗ recht gut, daß ſolche Fürſten in allen Ländern in allen Jahrhunderten ſelten ſind, und ſein den; aber das iſt doch in Deutſchland ſehr ge⸗ nlich, und faſt allgemein, daß der bloße Bauer ur zu wollen braucht, um ſeinen Landesherrn rechen. Und auch das iſt eins von Deinen Ver⸗ nſten um die Menſchheit, Friedrich! Des Un⸗ hanen Klagen bei ſeinem Fürſten zurükzuweiſen, Dank ſei es Dir, zum Schimpf geworden; in Beiſpiel hat gezeigt, daß es das ſchönſte, elſte, heiligſte Geſchäft eines Regenten iſt, die orſtellungen des geringſten Menſchen anzuhören. hat Früchte getragen, dies erhabene Beiſpiel, züglich in Deutſchland; die Bedrükkungen der ner der höchſten Macht ſind beinahe ver⸗ wunden.

Man kann ſich leicht vorſtellen, was aus Deutſchland werden würde, wenn die Fürſten, tatt Regenten ihrer Länder zu ſein, nur Statt⸗ alter wären. Wenn der Ruhm einer guten Re⸗ erung, und die Schande einer ſchlechten, die izt ide auf ſie ſelbſt zurükfallen, dem Univerſalmo⸗ narchen anheim fielen, oder ſich in dem Wirbel eines großen Hofes, einer unermeßlichen Haupt⸗ ſtadt verlören; wie viel Gutes wäre dann ohne Erſaz vernichtet, wie viel Uebel würden aus einem allgemeinen Verderbniß entſtehn! Bald würden die Statthalter nur die Hauptſtadt und den Hof

ſehn

Digitized by Google

ſehn und kennen; Ränke, Anſehn und Gunſt
den der Brennpunkt aller ihrer Blikke ſein;
Blut würden ſie ihren Untergebenen ausſaug
um zu den Füßen des Thrones im zügelloſ
Prachtaufwand zu erſcheinen. Izt aber lieb
das Land, deſſen Beherrſcher ſie ſind. Sie wi
daß von deſſen blühendem Zuſtand ihr perſönli
Anſehn abhängt; ſie arbeiten für deſſen Glük; ſie
ben dort unabhängig; ihnen wird Huldigung
Ehrfurcht bewieſen, weil ſie nur dort Herren
und, wenn ſie ſich zu höherem Geiſtesgenuß
aufzuſchwingen vermögen, ſo keimt nur dort
allem Guten, was ſie thun, ihr eignes Gl
Das iſt der Gewinn für ſie; nun der für ihre
terthanen.

Hat eine große Monarchie einen Haufen
ner Länder zu einem einzigen Staat vereinigt:
bildet ſich eine ungeheure Hauptſtadt. Alles, wa
Kenntniſſe, Einſichten und Fähigkeiten hat, ſtrö
dieſem Mittelpunkt zu; dort bildet ſich der gro
Sammelplatz der Betriebſamkeit, Thätigkeit, un
Belehrung: dem übrigen Reiche bleibt nur
Ausſchuß von jeder Art. Ganz anders iſt es
einem in kleinere Staaten vertheilten Lande: da
Licht verbreitet ſich hier in jedem dieſer Diſtrikt
überall findet man Männer von Fähigkeiten. A
Fürſten bedürfen guter Aerzte, guter Wundärz
geſchikter Mathematiker, Rechtsgelehrten, un
Kameraliſten: kurz in allen menſchlichen Kenntniſſe

geübter

...ter Männer. Und ſo ergiebt ſich eine an... ...che Menge von Gelegenheiten für verdienſt... ...e Männer; und eine weit größere Verbreitung ... des Guten, das die Menſchheit der Unter... ...ung verdankt.

Auch entſpringt daraus noch ein andrer durch... ... unſchätzbarer Vortheil. Die Regenten ſind ...n genöthigt: talentvolle Männer mit Achtung ...behandeln. Eigener Vortheil von der höchſten ...chtigkeit treibt ſie an, ſolche Männer aus meh... ...n Fächern in ihren Staaten zu haben. Belei... ...gen ſie dieſe ihnen nothwendigen Perſonen in ...ſentlichen Stükken; ſo koſtet es dieſen nur einen ...azierritt, um ihr Gebiet zu räumen: überall ...d ſie willkommen; überall finden ſie anſtändiges ...d gutes Fortkommen. In Deutſchland über... ...ietet man ſich um Männer von Ruf; deſto noth... ...wendiger iſt eine gute Behandlung derſelben, um ...e in dem Dienſt, worin ſie ſtehn, feſtzuhalten.

Dieſer Gang der Dinge bringt eine Wirkung ...ervor, die dem Nutzen der geſetzmäßigen Denk- ...d Preßfreiheit ähnlich iſt. Freilich kann ein ...ürſt oder ein Herzog verbieten, in ſeinem Staat ...ber dieſe oder jene Materie zu ſchreiben; aber das kann er nicht hindern, daß über denſelben Ge... ...genſtand in den Staaten ſeines Nachbars des Markgrafen oder Fürſten, geſchrieben werde; ja ...aß man dort ſeine eigenen Handlungen auf an... ...ſtändige Art unterſuche. Hätten die deutſchen Ge-

lehrten dieſe Waffe zu führen gewußt, ſo m
ſie in ihren Händen zur Lanze des Argail gew
ſein: die Misbräuche, die Fehler, die Mächti
che, alles wäre unter ihrem Arm gefallen;
nur eine geringe Kraft, ein gewöhnlicher M
wäre hinreichend geweſen, um dieſen ſo gr
Einfluß zu bewirken, um die Wohlthäter d
Vaterlandes und der Menſchheit zu ſein. A
nein; eitle Hofnungen, armſelige Belohnun
ein ungewiſſer Tauſchhandel erniedrigender Sch
cheleien, der kleine kindiſche Ruhm, ſich auf e
Augenblik von einem Großen geliebkoſt zu ſehn;
das iſt die Klippe, woran der größte Theil v
ihnen ſcheitert. Ihre perſönliche Würde, i
perſönliches Anſehn, ja ſelbſt ihre Sicher
geht verloren gegen die Wirkung ſo verächtl
Hinderniſſe. Einige von ihnen ſind gekränkt, v
wieſen, ja ſelbſt widerrechtlich eingekerkert worde
und dennoch hat ſich nicht von einem Ende Deutſc
lands bis zum andern der Aufruf aller Gelehrt
erhoben, hat nicht dem Tyrannen ſein Recht ve
golten, hat ihn nicht vor den Richterſtuhl d
Publikums, der Nachwelt gezogen; ihr ſchwac
Blik ſah nicht, welch eine unwiderſtehliche unz
ſtörbare Stütze für ihren Bund in dem geth
ten Intereſſe ihrer Fürſten lag. Aber ein beſſ
res Geſchlecht wird aufſtehn; und Deutſchlan
politiſche Topographie reicht hin, um der Gelehr
ſamkeit und den Wiſſenſchaften alle die Freiheit zu

ver-

ern, worauf ſie billigerweiſe zum Wohl der chheit Anſpruch machen können.

Ueberhaupt ſind die kleinen verbündeten Staa- e einzigen, wo das menſchliche Geſchlecht bis glich größter Entwikkelung ſeiner Anlage zur ommenheit gelangen kann. Sind ſie frei: igen Vernunft, geſunder Menſchenverſtand, wahrhaft nützliche Einſichten in alle Klaſſen der thätigſten Kraft ein. Sind ſie es nicht: ibt freilich das gemeine Volk in Unwiſſenheit Dummheit (und dennoch ſind die Bauern, ja die Bäurinnen, die weder leſen noch ſchrei- können, in Deutſchland, beſonders bei den eſtanten, weit ſeltener, als ſelbſt in Frank- , das doch in vieler Rükſicht minder ſklaviſch aber die Aufklärung breitet ſich immer, we- ns auf der Oberfläche, unendlich mehr aus, in einer großen Monarchie. Nehmet euren eg von Konſtantinopel ab, durchreiſet Ungarn, t nach Wien, und von da über Prag nach Dres- ; kauft auf eurem Wege Bücher, mathematiſche rumente, ſucht euch Menſchen, um euch über n Gegenſtand der Phyſik, der Mechanik zu be- ren, u. ſ. w. u. ſ. w. und zählt die Städte, wo t auf eurer Reiſe durch dieſe ausgedehnte Strekke n ſehr bewohnten, ſehr bevölkerten Ländern Be- digung hierin finden konntet. Und nun ſetzt re Reiſe fort: geht von Dresden nach Meißen, ipzig, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Göt-

 tingen,

tingen, Braunſchweig, Lüneburg, Ham meſſet hier die Städte nach demſelben Maaß und dann entſcheidet! Es iſt wahr, die Reli hat an dieſer Beſchaffenheit der Dinge auch Antheil; aber die wahre wirkende Urſache Vertheilung in kleine Staaten.

Dieſe Vortheile haben in unſern Augen un lich mehr Werth, als die größere Leichtigkeit öffentlichen Bauanſtalten, zu Verbindungsmi zur Abſchaffung der Wegegelder und Tranſito zur Uebereinſtimmung in Gewicht und Maaße, ſelbſt zu dem ſo geprieſenen innern Frieden. A dings iſt der Frieden, nach der Freiheit, das gr Geſchenk des Himmels; ohne den Frieden ſich der Menſch in zweckloſen Anſtrengungen und vermag nichts dauerhaftes hervorzubrin Aber die innre Ruhe in einer großen Monarchie nur zu oft nichts anders, als die Bewegloſigk eines todten Körpers. Er iſt groß, der Verl den das menſchliche Geſchlecht durch den Krieg det; aber er iſt dem Nachtheile nicht gleich, eine ſchlechte Staatsverwaltung bewirkt. hat der Feind auf unſern Aeckern geärndtet; zehn Meilen weiter werden ſie durch die Summ gedüngt, die der hohe Preis der Lebensmittel i den Schooß des Landmanns ergießt. In ſchle regierten Ländern — was denn doch die groß Monarchieen beinahe nothwendig ſein müſſen — iſt das Unglük des Landes öffentlich und allgemein

Es

... die Stralen einer brennenden Sonne, die ganze Zone in dürre Wüſtenei verwandelt, wo ... nahrhaften Pflanzen, die das Ungefähr noch ... ließ, verdorren. Der Krieg verwüſtet hin... gleich einem Fluß, der mit ſeinem Schlamme ... großen Theil der Ufer, die der Ungeſtüm ſei... Wellen verſchlang, wieder herſtellt und befruch... Und ſeht ihr dann nicht, daß die Gegenden ...tſchlands, wo der Krieg am häufigſten wüthe... ...ie volkreichſten ſind? Wer würde wohl in ... Pfalz von den Verheerungen Ludwigs XIV noch ... mindeſte Spur finden, wenn nicht eine intole...te, drükkende, und in jeder Rükſicht tadelnswür... Regierung für deren Fortdauer geſorgt hätte. ...er freilich, wird Deutſchland nicht in eine ... Monarchie vereinigt, ſo bekömmt es nie eine ...tige Hauptſtadt, ein entzükkendes National...ater, ausgezeichnete Künſtler, reizende Virtuo..., bezaubernde Schauſpielerinnen, Tänzerinnen, ...leicht nicht einmal Buhlerinnen, die mit denen Babylon, Rom und Paris wetteifern dürfen..... ...en furchtbaren Einwurf zu widerlegen, fühlen ... uns zu ſchwach, und wollen ihn lieber mit Still...ſchweigen übergehn.

Dies iſt, unſrer Meinung nach, der Geſichts...unkt, aus welchem der Bürger Deutſchlands und ...r Weltbürger die wichtige Frage: über deſſen ...rtdauer in kleinen verbündeten Staaten, oder ...ſſen Vereinigung in ein einziges Reich, unterſuchen

muß; jener, weil er fühlt, wie sehr sein Glük an die Dauer der kleinen Staaten ge- iſt; dieſer, weil das Wohl aller Menſchen haupt, und mithin auch das Wohl jeder ein Geſellſchaft, woraus das große Ganze des ſchengeſchlechts beſteht, eine ſeiner ſüßeſten pfindungen und den ewigen Gegenſtand Wünſche ausmacht. Was die Mitglieder der ſchen Ariſtokratie ſelbſt betrift, ſo läßt es ſich begreifen, wie je unter ihnen einer ehrve genug ſein könnte, um ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit die Art von Glük vorzuziehn, ihm das Haus Oeſtreich verſchaffen könnte.

Es bleibt nur noch die Unterſuchung übrig welchem individuellen Geſichtspunkt ein M benachbarter Staaten, und — um das auffall Beiſpiel zu wählen — ein Franzoſe das Erei der Vereinigung Deutſchlands unter ein ein Oberhaupt betrachten muß.

Unſtreitig bildet die Franzöſiſche Mona eine Maſſe von Macht, die Ehrfurcht gebeut innre Feſtigkeit hat: man ſehe auf ihren Umf ihre Volksmenge, ihre natürlichen Reichthü oder auf die Ründung und die glükliche Verbin ihrer Theile. Ihre Gränzen ſind mit Feſtu und mit — natürlichen und künſtlichen — Vert gungsmitteln dicht beſezt. Bei der izigen Lag Dinge hat ſie nur die Fehler ihrer eignen R rung zu befürchten; jeder feindliche Ueberfall

unm

ig und thöricht. Das Haus Oeſtreich allein,
üſſen noch weit weniger, und ſelbſt dieſe beiden
uſer vereint, würden ihr nicht furchtbar ſein
nen: weil der Krieg Zweier oder Mehrerer ge-
Einen immer ſo ſchlaff und ſo unzuſammenhän-
d geführt wird, daß, ſelbſt bei ungleichen Kräf-
, die von einem Einzigen geleitete Macht davon
hts zu befürchten hat.

Aber, man denke ſich Deutſchland unter Einem
er vereinigt; dann wird der Ausgang dieſes
mpfes, wo die Streitenden nun gleich ſind, we-
gſtens äußerſt zweifelhaft, und nur der Zufall
nn entſcheiden. Ja Frankreich ſtände hierbei
in einigem Nachtheile. Die Franzöſiſche Na-
iſt unſtreitig ſehr tapfer; alle ſind fähig, es
n; und die unſrige hat vielleicht mehr von
m funkelnden Feuer, von jenem ungeſtümen
rgefühl, das man oft für eine größere Tapfer-
it zu halten verleitet wird: aber, man muß es
ſelbſt geſtehn, ſie iſt nicht ſo kriegeriſch, als
e deutſche Nation. Beſſere Duellanten ohne
weifel; aber unſtreitig auch minder gute Solda-
en; thätiger, ungeſtümer, der verzweifelteſten
Unternehmung fähig; aber minder fähig der Ruhe,
er Unterwerfung, der Ordnung, der Kriegszucht
(und dies entſcheidet doch faſt alles im Kriege): das
iſt unſer Charakter. Ueberdies wohnen wir in einem
nſtern, reichern, fruchtbarern Klima; wir wer-
den alſo immer in der augenſcheinlichen Gefahr

Digitized by Google

ſchweben, worin ſich ein Beſitzer findet, der einem, der beſitzen will, angegriffen wird. Jener iſt ruhig; dieſen aber, der jenem ſein Eigenthum entreißen will, ſpornt die Begierde nach Reichthum, die heftigſte aller Leidenſchaften. In einer ſolchen Lage iſt es nicht leicht möglich, daß nicht der erſtere der Schwächere ſei. Es iſt die Geſchichte aller ſüdlichen Völker, die von den nördlichen angegriffen wurden.

Wie könnte denn alſo Frankreich bei einem ſolchen Ereigniß ſich ſicher dünken? wie könnte es die Mittel, ihm zuvorzukommen, verſäumen? Die Epoche davon hängt lediglich von dem Grade der Macht des Hauſes Brandenburg ab. Verliert dies auch nur auf einen Augenblik das künſtliche Gleichgewicht, welches eine überwiegende Klugheit ihm zu verſchaffen gewußt; leidet es bei ſeinem nächſten Kampf mit dem Kaiſerlichen Hauſe einigen Nachtheil: ſo verliert es ſein Zutrauen, Anſehen, Macht, und Exiſtenz. Der Kaiſer wird dann ſogleich höchſtgebietendes Oberhaupt, und bald König von Deutſchland werden: es ſei nun nach und nach, oder plötzlich, und in dem Augenblik, da er es wünſchen wird. Denn wie kann wohl eine Maſchine, deren Triebfedern alle ſo geſpannt ſind, wenn ſie einmal zerrüttet worden, wieder in dieſelbe Ordnung, worin ſie itzt iſt, gebracht werden? Die Umſtände ſind ja nicht mehr dieſelben: das Haus Oeſtreich, durch ſeine Fehler und ſeine Unfälle

belehrt, ſteht lange nicht mehr ſo weit hinter em Feinde an Geſchiklichkeit zurük, als es bis geſtanden hat; und in allem übrigen iſt es ihm ndlich überlegen. Das Haus Brandenburg hat einmal hoch genug erheben können, um gegen n Strom, der von Oeſtreich aus ganz Deutſch- nd zu überſchwemmen droht, ein Damm zu ſein. ber ſelbſt durch dieſen Widerſtand iſt der Strom rſtärkt; wird nun der Damm auf einen Augen- k durchbrochen oder überwältigt, ſo wird der trom plötzlich deſſen Trümmer zerſtreuen, und — as er ſo lange drohte — mit ſeinen verheerenden luthen auf die wehrloſen Gegenden einſtürzen. mer alſo werde der Damm unermüdet ausge- rt, ja ſelbſt noch erhöht! Noch müſſe das s Brandenburg höher ſteigen! Und alle Nach- n und Fürſten Deutſchlands, die Geiſteskraft ſitzen, müſſen mit aller Macht dazu beitragen!

Aber wie läßt ſich dies Ziel erreichen? Soll n die Staaten des Hauſes Brandenburg mit uen vergrößern? Soll man ſeine Provinzen urch Tauſche ründen?.... Nie wird unſer Mund, ie unſre Feder zu ſolchen Ungerechtigkeiten rathen. Gott bewahre, daß wir je die gewaltthätige Politik, welche die Zuträglichkeit über alles, und die Völker für nichts achtet, aufmuntern! Die groſſen Bisthümer Deutſchlands gehören allerdings nicht Einer Familie; aber ſie gehören dem deutſchen Adel überhaupt. Ehe man ſie alſo dazu benutzt,

das Königreich Preuſſen feſter zu begründen, d... es zur Vertheidigung der deutſchen Freiheit ge... den Oeſtreichiſchen Ehrgeiz ſtark genug ſei; m... man zuvor wiſſen, ob die Unterthanen wünſch... die von ihren Kapiteln erwählten Biſchöfe mit ... andern Regierung zu vertauſchen. Denn, w... lich! eine ſeltſame Art, Deutſchlands Freihei... beſchützen, wenn man dabei den Anfang da... macht, ſie zu vernichten, auf Eroberungen au... gehn, und Staaten zu zerſtükkeln, damit Andr... nicht thun ſollen! Nein, nein, als Weltbü... und als Franzoſe, verehren wir den König v... Preuſſen als den natürlichen Beſchützer der deu... ſchen Verfaſſung: aber er würde uns mehr... gleichgültig werden, wenn er andre Geſinnun... hegte; wir würden ihn haſſen, wenn er ſich d... die Trümmer derſelben vergröſſern wollte.

Glüklicherweiſe hat das Haus Brandenbur... nicht nöthig, zu irgend einem dieſer verhaßt... Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen, um den Angri... fen des Hauſes Oeſtreich gewachſen zu ſein; es h... dazu ein ſanfteres, ſchöneres, ſichreres Mittel. Es ergreife nur die in dieſem Werke angedeuteten Maaßregeln zur Vermehrung der Bevölkerung und des Reichthums ſeiner Provinzen *); Ordnung, Spar-

*) Dies bezieht ſich auf die in dem Werke des Gra- fen weitläuftiger entwikkelten, gröſtentheils aber wohl

…arſamkeit, Wohlthaten, alles muß zu dieſem …ligen Zwek angewandt werden. Es führe eine …hrhaft weiſe und hervorbringende *) Staats…irthſchaft in ſeine Länder ein; es mache die Men…n und die Sachen frei; es verbanne die Skla…rei aus ſeinen Domänen! Von dem Leztern hat …r Kaiſer in Anſehung Böhmens ein ſchönes Bei…piel gegeben; aber dieſe Operation ward nicht ſo, …ie es geſchehn konnte, ausgeführt. Nun gut, …an führe ſie alſo beſſer aus; man kaufe — weil …an den Adel vielleicht weder würde zwingen wol…len, noch zwingen dürfen, das auf ſeinen Gütern nachzuahmen, was der Landesherr auf ſeinen Do…mänen thut, — man kaufe dem Adel das Privile…gium ab, ſeine Nebenmenſchen zu Sklaven zu …chen, und verwende dazu ſo viel Summen, als …öthig ſind, um ihn darüber zu tröſten, daß er …un billig und menſchlich ſein muß. Man ver…theile die Domänen, ſchaffe die indirekten Auflagen ab, vernichte die Monopole, verſtätte dem Handel die uneingeſchränkteſte Freiheit. . . . Alles dies erfordert freilich große Vorſchüſſe; es ſind gleich…ſam die erſten Auslagen eines reichen Gutbeſitzers, der mehrere Jahre anwendet, einen ſandigen Bo…den

wohl unzwekmäſigen und unthunlichen Vorſchläge; obgleich manche Idee fruchtbar und beherzigungs…werth iſt.

*) Das Lieblingswort der Phyſiokraten.

ausgeſetzt. Man betrachte einmal Frankreich, man betrachte Spanien. Das erſtere hat ſeit hundert und funfzig Jahren in ſeinem Schooße keinen Krieg gehabt; und achtzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit das letztere ſeine Saatfelder durch raubende Feindeshand verwüſtet ſah. Dagegen kann Deutſchland ſich kaum drei Luſtra vor den Verheerungen des Krieges geſichert ſehn: eine Provinz dünkt ſich da ſchon glüklich, wann der Feind zehn Jahre ausbleibt, ohne ihr das zu entreißen, was ſie während dieſes kurzen Zeitraums einſammelte, oder aus den ehemaligen Plünderungen noch retten konnte.

Ueberdies können öffentliche, wahrhaft nützliche, Anſtalten: als Kanäle, Landſtraßen, Dämme zur Beſchränkung der Flüſſe, u. ſ. w., nur in einer ſehr ausgedehnten Monarchie ausgeführt werden; dagegen macht ſie der itzige Zuſtand von Deutſchland unmöglich. Ein Kanal zur innern Verbindung, der z. B. den Rhein mit der Weſer, die Weſer mit der Elbe, die Elbe mit der Donau vereinigte, iſt durchaus unmöglich. Was die großen Landſtraßen betrift, ſo ſind ſie, wegen der hier ſo häufigen Unterbrechungen des Zuſammenhangs, in gewiſſer Rükſicht ſelbſt für das Land verloren, deſſen Fürſt, voll Sorgfalt für die Wohlfarth ſeines Volks, dergleichen anlegen läßt.

Es giebt endlich noch andre, zwar minder erhebliche, aber der menſchlichen Wohlfarth doch immer ſehr nachtheilige Unbequemlichkeiten, die

den

den kleinen Staaten unvermeidlich anhängen. Dahin gehört: die Verſchiedenheit der Münzen, Gewichte und Maaße; der Handelsneid und Haß; die Wegegelder und Tranſitozölle, die das innere Verkehr in Deutſchland ſo erſchweren, und dies ſchöne Land hindern, ſeine Produkte ſo wohlfeil abzuſetzen, als es dies unter einer freiern und einförmigern Regierung könnte, und die mithin den Reichthum und den Wohlſtand ſeiner Einwohner vermindern.

Wir wollen nichts davon ſagen, daß der größte Theil dieſer Vortheile noch zweifelhaft iſt: daß ſie wenigſtens nur ſelten unter der ſchwachen und überladenen Hand einer unumſchränkten, und daher bald willkührlichen Herrſchaft ſich finden, ſo wie ſie durch die Macht der Dinge in großen Ländern von ſchlechter Verfaſſung hervorgebracht wird (und wie könnten ſie eine gute Verfaſſung haben, wenn man nicht anders ein Aggregat von kleinen verbündeten Staaten annimmt?). Wir wollen uns nicht auf große ſchon beſtehende Monarchieen berufen, ſelbſt nicht auf unſer Vaterland Frankreich, deſſen Provinzen ſich in einem Zuſtande der Ungleichheit, faſt möchten wir ſagen, der Feindſchaft befinden, der wenigſtens dem unter den kleinen Deutſchen Staaten beſtehenden, gleich kömmt *).

K 5 Wir

*) Die verſchiedne Verfaſſung der Provinzen Frankreichs iſt bekannt, und vorzüglich im Finanzfache ſichtbar;

Wir wollen nicht anführen, wie höchſt wahrſcheinlich ein Regent, um ſich dies große Reich allmählig zu unterwerfen, ſich genöthigt ſehn würde, jeder Provinz ihre Rechte und Freiheiten zu laſſen, um die Gemüther nicht zu empören; und daß dann, wie in Frankreich, deſſen Monarchie ſich gerade auf dieſe Art bildete, Jahrhunderte verfließen würden, ehe allgemeiner Unterricht und Aufklärung genug durchdringen würden, um dem Regenten eine Aufhebung dieſer Einrichtung der Dinge zu verſtatten. Aber — mit Beiſeitſetzung aller dieſer Nebengründe — wollen wir einer Seits die aus dieſer Vereinigung zu erwartenden Unbequemlichkeiten anzeigen, und andrer Seits die Vortheile ſchildern, welche Deutſchland in ſeiner itzigen Verfaſſung genießt, und durch ſeine Umwandlung in eine große Monarchie verlieren würde. Der Freund der Wahrheit wird dann entſcheiden können: ob — ungerechnet, daß für ein gegenwärtiges und gewiſſes Uebel die Hofnung eines ſehr entfernten Guts ein ſehr ſchwacher Erſatz iſt — ob die daraus entſpringenden Gefahren alle davon zu erwartenden

ſichtbar; es giebt Pays d'Etats, und Pays d'élection. Bloß der Unterſchied des Salzverkaufs, wovon die Krone das Monopol hat, macht eine Menge Abtheilungen, als: petites Gabelles und grandes Gabelles, Provinces redimées und Provinces franches. Wohl eher hat ſogar eine Provinz gegen die andre die Getreideſperre feſtgeſetzt.

tenden Vortheile nicht unendlich überwiegen: ſelbſt angenommen, daß dieſe leztern in ihrer ganzen Fülle Statt finden würden.

Hat das Schikſal einen ſchlimmen Regenten auf den Thron einer großen Monarchie geſezt: dann iſt keine Rettung; wehe dann Allen, und vornehmlich den Rechtſchaffenen! Und wen meine ich denn hier unter einem ſchlimmen Regenten? Etwa einen Nero, einen Kaligula, einen jener Ungeheuer, die von Zeit zu Zeit die Menſchheit martern? . . . Ach! nein. Ein guter, aber ſchwacher und lenkſamer Mann wird, weit eher als irgend ein andrer, dieſer ſchlimme Regent ſein. Als Privatmann wäre er liebenswürdig, ſanft, und gefühlvoll; izt aber wird das Unglük einer ganzen Nation ſein Werk. — Aber in einem Lande, das in mehrere Fürſtenthümer getheilt iſt, wird dies Uebel niemals allgemein. Hier regiert Einer ohne Geſchiklichkeit, ohne Feſtigkeit, ohne Weisheit; allein dort ein Andrer voll Thätigkeit und Fleiß; ja manche zeigen ſogar überwiegende Talente. Die zahlreiche Klaſſe aller in jedem Fach brauchbarer Männer eilet dann hin zu dem Gebiete der weiſen Fürſten. Und man ſage nur nicht, daß dieſer Ausweg noch offen bliebe, wenn auch Deutſchland eine große Monarchie wäre, weil doch immer Europa, nach wie vor, unter dem Zepter mehrerer Regenten ſtehn würde. Denn unſtreitig iſt es doch immer weit leichter, aus dem Kurfür-

Kurfürſtenthum Kölln in das Kurfürſtenthum Trier, von Hamburg nach Lübek, aus dem Fürſtenthum Hohenlohe-Schillingsfürſt in das Gebiet von Hohenlohe-Bartenſtein, als von Kadix nach Kopenhagen, von Stokholm nach Neapel überzuziehn.

Außerdem entſpringt aus dieſer Vertheilung in kleine Staaten der anſehnliche Vortheil, daß der größere Theil der Fürſten gut regiert, und daß man nur von einer ſehr kleinen Zahl unter ihnen ſagen kann, ihre Staatsverwaltung ſei unerträglich. Dafür ſind überaus triftige Gründe da.

Zuvörderſt ſind die Fürſten Deutſchlands, ſelbſt die vom erſten Range, nicht mächtig genug, um ungeſtraft wild, tyranniſch, oder auch nur einfältig zu ſein. Sie erniedrigen ſich ſelbſt, ſie verlieren zu viel, wenn ſie in keinem perſönlichen Anſehn ſtehn. Ihre Brüder würden nur ein Pflanzenleben führen, wenn ſie ſich nicht Ruf und Namen zu erwerben wiſſen; und allgemein genommen, erhalten doch auch die Fürſten auf die Dauer nur den Ruhm, den ſie verdienen. So werden dann die jüngern Brüder für ihre ältern entweder nüzliche Mitarbeiter oder Gegenſtände der Nacheiferung. Auch beſizt Deutſchland unter ſeinen, regierenden ſowohl als apanagirten, Fürſten eine anſehnliche Menge verdienſtvoller, und ſelbſt hervorſtechender Männer. Man hebe nur einmal in Gedanken, ohne Auswahl, eine gewiſſe Zahl

von

den regierenden und apanagirten Fürſten in Deutſchland aus, und ſondre ſich dann eine gleiche Zahl von den Regentenfamilien der großen Monarchieen Europas ſeit den Zeiten ab, wo die Geſchichte die nöthige Gewißheit erhält, um über den Charakter der Großen ein feſtes Urtheil fällen zu können; ſo wird man ſehn, welch eine Kluft ſich zwiſchen ihnen befindet, und wie ſehr die Fürſten an innerm Wehrt gewinnen, gerade in dem Verhältniß je weniger ſie Fürſten ſind.

Ferner halten ſich die deutſchen Fürſten unter einander in Schranken. Die Ueberzeugung, der ein ſchlechter Fürſt ſich nicht entreißen kann, daß man ihn verlaſſen wird, weil man unter einem andern Fürſten beſſer zu leben hoft, — hindert ihn, ſich ſeinen regelloſen Leidenſchaften blind zu ergeben. Dieſe kleinen Regenten ſind nicht unumſchränkt; ſie können, ſelbſt nicht gegen einzelne Privatleute, ſchreiende Ungerechtigkeiten begehn: ohne ſehr weſentliche Unannehmlichkeiten zu erfahren, deren zuverläßiges Vorausſehn ſie im Zaum hält. Noch weniger würden ſie ihre Unterthanen, oder eine Klaſſe derſelben, nach Willführ drükken können. Sie würden entweder vor die Reichsgerichte gefordert, oder man würde ſich an Mächtigere, als ſie, wenden, und dieſe würden dann ſicherlich durch ihre Dazwiſchenkunſt, gegen die ſich ohne Gefahr Niemand ſträuben könnte, die Ordnung wiederherſtellen. Auch iſt im Ganzen der Geiſt der Billigkeit,

keit, Geſetzlichkeit, und Gleichmäßigkeit, in Deutſchland vorzüglich ſichtbar. Obgleich, dem Rechte nach, dort kein Amt ohne die Klauſel ad libitum (ſo lange es Uns beliebt) ertheilt wird, ſo daß alſo, ſelbſt bei Vorausſetzung der unſträflichſten Aufführung, eine Entſetzung Statt findet; ſo iſt doch, in der Ausübung, jeder Menſch moraliſch gewiß, ſobald er ſich nicht eines ſehr groben Vergehens ſchuldig macht, in ſeinem Poſten zu leben und zu ſterben. Selbſt Veränderungen der Regierung ſtören dieſe Ordnung nicht, außer etwa nur in einigen äußerſt ſeltnen Fällen.

Endlich ſind auch in den kleinen Ländern, woraus Deutſchland beſteht, die indirekten Bedrükkungen weit ſchwieriger, als in großen Staaten. Es iſt unmöglich, daß ein Regent, man denke ihn ſich auch ſo arbeitſam als man will, ſelbſt nur die Hauptangelegenheiten von zwei Millionen Unterthanen kenne. Hat er aber nur über einige Hunderttauſende zu herrſchen, ſo iſt doch die Arbeit den Kräften Eines Menſchen ſchon angemeſſener. Die Hauptſtadt iſt von den Gränzen des Landes nur mäßig entfernt; nichts iſt leichter, als dort hinzugehn, dort ſeine Klagen an den Regenten gelangen zu laſſen, und ihn ſelbſt anzutreten; ihn umzingelt weder ein Gehäge von Bajonetten, noch von Höflingen, die noch zurükſtoßender ſind. „Wiſſen Sie nicht, ob der Landesvater hier iſt?“ — fragte mich einſt ein Bauer, der mich in Braun-

ſchweig

ſchweig auf der Straße anhielt. Wir wiſſen frei⸗lich recht gut, daß ſolche Fürſten in allen Ländern und in allen Jahrhunderten ſelten ſind, und ſein werden; aber das iſt doch in Deutſchland ſehr ge⸗wöhnlich, und faſt allgemein, daß der bloße Bauer es nur zu wollen braucht, um ſeinen Landesherrn zu ſprechen. Und auch das iſt eins von Deinen Ver⸗dienſten um die Menſchheit, Friedrich! Des Un⸗terthanen Klagen bei ſeinem Fürſten zurükzuweiſen, iſt, Dank ſei es Dir, zum Schimpf geworden; Dein Beiſpiel hat gezeigt, daß es das ſchönſte, edelſte, heiligſte Geſchäft eines Regenten iſt, die Vorſtellungen des geringſten Menſchen anzuhören. Es hat Früchte getragen, dies erhabene Beiſpiel, vorzüglich in Deutſchland; die Bedrükkungen der Diener der höchſten Macht ſind beinahe ver⸗ſchwunden.

Man kann ſich leicht vorſtellen, was aus Deutſchland werden würde, wenn die Fürſten, ſtatt Regenten ihrer Länder zu ſein, nur Statt⸗halter wären. Wenn der Ruhm einer guten Re⸗gierung, und die Schande einer ſchlechten, die izt beide auf ſie ſelbſt zurükfallen, dem Univerſalmo⸗narchen anheim fielen, oder ſich in dem Wirbel eines großen Hofes, einer unermeßlichen Haupt⸗ſtadt verlören; wie viel Gutes wäre dann ohne Erſatz vernichtet, wie viel Uebel würden aus einem allgemeinen Verderbniß entſtehn! Bald würden die Statthalter nur die Hauptſtadt und den Hof

ſehn

ſehn und kennen; Ränke, Anſehn und Gunſt würden der Brennpunkt aller ihrer Blikke ſein; das Blut würden ſie ihren Untergebenen ausſaugen, um zu den Füßen des Thrones im zügelloſeſten Prachtaufwand zu erſcheinen. Izt aber lieben ſie das Land, deſſen Beherrſcher ſie ſind. Sie wiſſen, daß von deſſen blühendem Zuſtand ihr perſönliches Anſehn abhängt; ſie arbeiten für deſſen Glük; ſie leben dort unabhängig; ihnen wird Huldigung und Ehrfurcht bewieſen, weil ſie nur dort Herrn ſind; und, wenn ſie ſich zu höherem Geiſtesgenuß hinaufzuſchwingen vermögen, ſo keimt nur dort aus allem Guten, was ſie thun, ihr eignes Glük. Das iſt der Gewinn für ſie; nun der für ihre Unterthanen.

Hat eine große Monarchie einen Haufen kleiner Länder zu einem einzigen Staat vereinigt: ſo bildet ſich eine ungeheure Hauptſtadt. Alles, was Kenntniſſe, Einſichten und Fähigkeiten hat, ſtrömt dieſem Mittelpunkt zu; dort bildet ſich der große Sammelplaz der Betriebſamkeit, Thätigkeit, und Belehrung: dem übrigen Reiche bleibt nur der Ausſchuß von jeder Art. Ganz anders iſt es bei einem in kleinere Staaten vertheilten Lande: das Licht verbreitet ſich hier in jedem dieſer Diſtrikte; überall findet man Männer von Fähigkeiten. Alle Fürſten bedürfen guter Aerzte, guter Wundärzte, geſchikter Mathematiker, Rechtsgelehrten, und Kameraliſten: kurz in allen menſchlichen Kenntniſſen geübter

geübter Männer. Und ſo ergiebt ſich eine unendliche Menge von Gelegenheiten für verdienſtvolle Männer; und eine weit größere Verbreitung alles des Guten, das die Menſchheit der Unterweiſung verdankt.

Auch entſpringt daraus noch ein andrer durchaus unſchätzbarer Vortheil. Die Regenten ſind nun genöthigt: talentvolle Männer mit Achtung zu behandeln. Eigener Vortheil von der höchſten Wichtigkeit treibt ſie an, ſolche Männer aus mehrern Fächern in ihren Staaten zu haben. Beleidigen ſie dieſe ihnen nothwendigen Perſonen in weſentlichen Stükken; ſo koſtet es dieſen nur einen Spazierritt, um ihr Gebiet zu räumen: überall ſind ſie willkommen; überall finden ſie anſtändiges und gutes Fortkommen. In Deutſchland überbietet man ſich um Männer von Ruf; deſto nothwendiger iſt eine gute Behandlung derſelben, um ſie in dem Dienſt, worin ſie ſtehn, feſtzuhalten.

Dieſer Gang der Dinge bringt eine Wirkung hervor, die dem Nutzen der geſetzmäßigen Denk- und Preßfreiheit ähnlich iſt. Freilich kann ein Fürſt oder ein Herzog verbieten, in ſeinem Staat über dieſe oder jene Materie zu ſchreiben; aber das kann er nicht hindern, daß über denſelben Gegenſtand in den Staaten ſeines Nachbars des Markgrafen oder Fürſten, geſchrieben werde; ja daß man dort ſeine eigenen Handlungen auf anſtändige Art unterſuche. Hätten die deutſchen Ge-

lehrten dieſe Waffe zu führen gewußt, ſo würde ſie in ihren Händen zur Lanze des Argail geworden ſein: die Misbräuche, die Fehler, die Machtſprüche, alles wäre unter ihrem Arm gefallen; und nur eine geringe Kraft, ein gewöhnlicher Muth wäre hinreichend geweſen, um dieſen ſo großen Einfluß zu bewirken, um die Wohlthäter ihres Vaterlandes und der Menſchheit zu ſein. Aber nein; eitle Hofnungen, armſelige Belohnungen, ein ungewiſſer Tauſchhandel erniedrigender Schmeicheleien, der kleine kindiſche Ruhm, ſich auf einen Augenblik von einem Großen geliebkoſt zu ſehn, — das iſt die Klippe, woran der größte Theil von ihnen ſcheitert. Ihre perſönliche Würde, ihr perſönliches Anſehn, ja ſelbſt ihre Sicherheit, geht verloren gegen die Wirkung ſo verächtlicher Hinderniſſe. Einige von ihnen ſind gekränkt, verwieſen, ja ſelbſt widerrechtlich eingekerkert worden; und dennoch hat ſich nicht von einem Ende Deutſchlands bis zum andern der Aufruf aller Gelehrten erhoben, hat nicht dem Tyrannen ſein Recht vergolten, hat ihn nicht vor den Richterſtuhl des Publikums, der Nachwelt gezogen; ihr ſchwacher Blik ſah nicht, welch eine unwiderſtehliche unzerſtörbare Stütze für ihren Bund in dem getheilten Intereſſe ihrer Fürſten lag. Aber ein beſſeres Geſchlecht wird aufſtehn; und Deutſchlands politiſche Topographie reicht hin, um der Gelehrſamkeit und den Wiſſenſchaften alle die Freiheit zu ver-

verſichern, worauf ſie billigerweiſe zum Wohl der Menſchheit Anſpruch machen können.

Ueberhaupt ſind die kleinen verbündeten Staaten die einzigen, wo das menſchliche Geſchlecht bis zu möglich größter Entwikkelung ſeiner Anlage zur Vollkommenheit gelangen kann. Sind ſie frei: ſo dringen Vernunft, geſunder Menſchenverſtand, und wahrhaft nützliche Einſichten in alle Klaſſen mit der thätigſten Kraft ein. Sind ſie es nicht: ſo bleibt freilich das gemeine Volk in Unwiſſenheit und Dummheit (und dennoch ſind die Bauern, ja ſelbſt die Bäurinnen, die weder leſen noch ſchreiben können, in Deutſchland, beſonders bei den Proteſtanten, weit ſeltener, als ſelbſt in Frankreich, das doch in vieler Rükſicht minder ſklaviſch iſt); aber die Aufklärung breitet ſich immer, wenigſtens auf der Oberfläche, unendlich mehr aus, als in einer großen Monarchie. Nehmet euren Weg von Konſtantinopel ab, durchreiſet Ungarn, geht nach Wien, und von da über Prag nach Dresden; kauft auf eurem Wege Bücher, mathematiſche Inſtrumente, ſucht euch Menſchen, um euch über einen Gegenſtand der Phyſik, der Mechanik zu belehren, u. ſ. w. u. ſ. w. und zählt die Städte, wo ihr auf eurer Reiſe durch dieſe ausgedehnte Strekke von ſehr bewohnten, ſehr bevölkerten Ländern Befriedigung hierin finden konntet. Und nun ſezt eure Reiſe fort: geht von Dresden nach Meißen, Leipzig, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Göttingen,

Digitized by Google

lingen, Braunſchweig, Lüneburg, Hamburg; meſſet hier die Städte nach demſelben Maaßſtabe, und dann entſcheidet! Es iſt wahr, die Religion hat an dieſer Beſchaffenheit der Dinge auch ihren Antheil; aber die wahre wirkende Urſache iſt die Vertheilung in kleine Staaten.

Dieſe Vortheile haben in unſern Augen unendlich mehr Werth, als die größere Leichtigkeit zu öffentlichen Bauanſtalten, zu Verbindungsmitteln, zur Abſchaffung der Wegegelder und Tranſitozölle, zur Uebereinſtimmung in Gewicht und Maaße, und ſelbſt zu dem ſo geprieſenen innern Frieden. Allerdings iſt der Frieden, nach der Freiheit, das größte Geſchenk des Himmels; ohne den Frieden reibt ſich der Mensch in zweckloſen Anſtrengungen auf, und vermag nichts dauerhaftes hervorzubringen. Aber die innre Ruhe in einer großen Monarchie iſt nur zu oft nichts anders, als die Bewegloſigkeit eines todten Körpers. Er iſt groß, der Verluſt, den das menſchliche Geſchlecht durch den Krieg leidet; aber er iſt dem Nachtheile nicht gleich, den eine ſchlechte Staatsverwaltung bewirkt. Hier hat der Feind auf unſern Aekkern geärndtet; aber zehn Meilen weiter werden ſie durch die Summen gedüngt, die der hohe Preis der Lebensmittel in den Schooß des Landmanns ergießt. In ſchlecht regierten Ländern — was denn doch die großen Monarchieen beinahe nothwendig ſein müſſen — iſt das Unglük des Landes öffentlich und allgemein.

Es

Es ſind die Stralen einer brennenden Sonne, die eine ganze Zone in dürre Wüſtenei verwandelt, wo die nahrhaften Pflanzen, die das Ungefähr noch keimen ließ, verdorren. Der Krieg verwüſtet hingegen gleich einem Fluß, der mit ſeinem Schlamm einen großen Theil der Ufer, die der Ungeſtüm ſeiner Wellen verſchlang, wieder herſtellt und befruchtet. Und ſeht ihr dann nicht, daß die Gegenden Deutſchlands, wo der Krieg am häufigſten wüthete, die volkreichſten ſind? Wer würde wohl in der Pfalz von den Verheerungen Ludwigs XIV noch die mindeſte Spur finden, wenn nicht eine intolerante, drükkende, und in jeder Rükſicht tadelnswürdige Regierung für deren Fortdauer geſorgt hätte.

Aber freilich, wird Deutſchland nicht in eine große Monarchie vereinigt, ſo bekömmt es nie eine prächtige Hauptſtadt, ein entzükkendes Nationaltheater, ausgezeichnete Künſtler, reizende Virtuoſen, bezaubernde Schauſpielerinnen, Tänzerinnen, vielleicht nicht einmal Buhlerinnen, die mit denen in Babylon, Rom und Paris wetteifern dürfen..... Dieſen furchtbaren Einwurf zu widerlegen, fühlen wir uns zu ſchwach, und wollen ihn lieber mit Stillſchweigen übergehn.

Dies iſt, unſrer Meinung nach, der Geſichtspunkt, aus welchem der Bürger Deutſchlands und der Weltbürger die wichtige Frage: über deſſen Fortdauer in kleinen verbündeten Staaten, oder deſſen Vereinigung in ein einziges Reich, unterſuchen

muß; jener, weil er fühlt, wie sehr sein eigenes Glük an die Dauer der kleinen Staaten gebunden iſt; dieſer, weil das Wohl aller Menſchen überhaupt, und mithin auch das Wohl jeder einzelnen Geſellſchaft, woraus das große Ganze des Menſchengeſchlechts beſteht, eine ſeiner ſüßeſten Empfindungen und den ewigen Gegenſtand ſeiner Wünſche ausmacht. Was die Mitglieder der deutſchen Ariſtokratie ſelbſt betrift, ſo läßt es ſich ſchwer begreifen, wie je unter ihnen einer ehrvergeſſen genug ſein könnte, um ſeiner Freiheit und ſeiner Unabhängigkeit die Art von Glük vorzuziehn, welche ihm das Haus Oeſtreich verſchaffen könnte.

Es bleibt nur noch die Unterſuchung übrig, aus welchem individuellen Geſichtspunkt ein Mitglied benachbarter Staaten, und — um das auffallendſte Beiſpiel zu wählen — ein Franzoſe das Ereigniß der Vereinigung Deutſchlands unter ein einziges Oberhaupt betrachten muß.

Unſtreitig bildet die Franzöſiſche Monarchie eine Maſſe von Macht, die Ehrfurcht gebeut und innre Feſtigkeit hat: man ſehe auf ihren Umfang, ihre Volksmenge, ihre natürlichen Reichthümer, oder auf die Ründung und die glükliche Verbindung ihrer Theile. Ihre Gränzen ſind mit Feſtungen und mit — natürlichen und künſtlichen — Vertheidigungsmitteln dicht beſetzt. Bei der itzigen Lage der Dinge hat ſie nur die Fehler ihrer eignen Regierung zu befürchten; jeder feindliche Ueberfall wäre

unnütz

unnütz und thöricht. Das Haus Oeſtreich allein, Preuſſen noch weit weniger, und ſelbſt dieſe beiden Häuſer vereint, würden ihr nicht furchtbar ſein können: weil der Krieg Zweier oder Mehrerer gegen Einen immer ſo ſchlaff und ſo unzuſammenhängend geführt wird, daß, ſelbſt bei ungleichen Kräften, die von einem Einzigen geleitete Macht davon nichts zu befürchten hat.

Aber, man denke ſich Deutſchland unter Einem Zepter vereinigt; dann wird der Ausgang dieſes Kampfes, wo die Streitenden nun gleich ſind, wenigſtens äußerſt zweifelhaft, und nur der Zufall kann entſcheiden. Ja Frankreich ſtände hierbei ſogar in einigem Nachtheile. Die Franzöſiſche Nation iſt unſtreitig ſehr tapfer; alle ſind fähig, es zu ſein; und die unſrige hat vielleicht mehr von jenem funkelnden Feuer, von jenem ungeſtümen Ehrgefühl, das man oft für eine größere Tapferkeit zu halten verleitet wird: aber, man muß es ſich ſelbſt geſtehn, ſie iſt nicht ſo kriegeriſch, als die deutſche Nation. Beſſere Duellanten ohne Zweifel; aber unſtreitig auch minder gute Soldaten: thätiger, ungeſtümer, der verzweifelteſten Unternehmung fähig; aber minder fähig der Ruhe, der Unterwerfung, der Ordnung, der Kriegszucht (und dies entſcheidet doch faſt alles im Kriege); das iſt unſer Charakter. Ueberdies wohnen wir in einem ſanftern, reichern, fruchtbarern Klima; wir werden alſo immer in der augenſcheinlichen Gefahr

 ſchwe-

Digitized by Google

ſchweben, worin ſich ein Beſitzer findet, der von einem, der beſitzen will, angegriffen wird. Jener iſt ruhig; dieſen aber, der jenem ſein Eigenthum entreißen will, ſpornt die Begierde nach Reichthum, die heftigſte aller Leidenſchaften. In einer ſolchen Lage iſt es nicht leicht möglich, daß nicht der erſtere der Schwächere ſei. Es iſt die Geſchichte aller ſüdlichen Völker, die von den nördlichen angegriffen wurden.

Wie könnte denn alſo Frankreich bei einem ſolchen Ereigniß ſich ſicher dünken? wie könnte es die Mittel, ihm zuvorzukommen, verſäumen? Die Epoche davon hängt lediglich von dem Grade der Macht des Hauſes Brandenburg ab. Verliert dies auch nur auf einen Augenblik das künſtliche Gleichgewicht, welches eine überwiegende Klugheit ihm zu verſchaffen gewußt; leidet es bei ſeinem erſten Kampf mit dem Kaiſerlichen Hauſe einigen Nachtheil: ſo verliert es ſein Zutrauen, Anſehn, Macht, und Exiſtenz. Der Kaiſer wird dann ſogleich höchſtgebietendes Oberhaupt, und bald König von Deutſchland werden: es ſei nun nach und nach, oder plötzlich, und in dem Augenblik, da er es wünſchen wird. Denn wie kann wohl eine Maſchine, deren Triebfedern alle ſo geſpannt ſind, wenn ſie einmal zerrüttet worden, wieder in dieſelbe Ordnung, worin ſie itzt iſt, gebracht werden? Die Umſtände ſind ja nicht mehr dieſelben: das Haus Oeſtreich, durch ſeine Fehler und ſeine Unfälle

fälle belehrt, ſteht lange nicht mehr ſo weit hinter ſeinem Feinde an Geſchiklichkeit zurük, als es bis izt geſtanden hat; und in allem übrigen iſt es ihm unendlich überlegen. Das Haus Brandenburg hat ſich einmal hoch genug erheben können, um gegen den Strom, der von Oeſtreich aus ganz Deutſchland zu überſchwemmen droht, ein Damm zu ſein. Aber ſelbſt durch dieſen Widerſtand iſt der Strom verſtärkt; wird nun der Damm auf einen Augenblik durchbrochen oder überwältigt, ſo wird der Strom plötzlich deſſen Trümmer zerſtreuen, und — was er ſo lange drohte — mit ſeinen verheerenden Fluthen auf die wehrloſen Gegenden einſtürzen. Immer alſo werde der Damm unermüdet ausgebeſſert, ja ſelbſt noch erhöht! Noch müſſe das Haus Brandenburg höher ſteigen! Und alle Nachbarn und Fürſten Deutſchlands, die Geiſteskraft beſitzen, müſſen mit aller Macht dazu beitragen!

Aber wie läßt ſich dies Ziel erreichen? Soll man die Staaten des Hauſes Brandenburg mit neuen vergrößern? Soll man ſeine Provinzen durch Tauſche runden?.... Nie wird unſer Mund, nie unſre Feder zu ſolchen Ungerechtigkeiten rathen. Gott bewahre, daß wir je die gewaltthätige Politik, welche die Zuträglichkeit über alles, und die Völker für nichts achtet, aufmuntern! Die groſſen Bisthümer Deutſchlands gehören allerdings nicht Einer Familie; aber ſie gehören dem deutſchen Adel überhaupt. Ehe man ſie alſo dazu benutzt,

das Königreich Preuſſen feſter zu begründen, damit es zur Vertheidigung der deutſchen Freiheit gegen den Oeſtreichiſchen Ehrgeiz ſtark genug ſei; muß man zuvor wiſſen, ob die Unterthanen wünſchen, die von ihren Kapiteln erwählten Biſchöfe mit einer andern Regierung zu vertauſchen. Denn, wahrlich! eine ſeltſame Art, Deutſchlands Freiheit zu beſchützen, wenn man dabei den Anfang damit macht, ſie zu vernichten, auf Eroberungen auszugehn, und Staaten zu zerſtükkeln, damit Andre es nicht thun ſollen! Nein, nein, als Weltbürger und als Franzoſe, verehren wir den König von Preuſſen als den natürlichen Beſchützer der deutſchen Verfaſſung: aber er würde uns mehr als gleichgültig werden, wenn er andre Geſinnungen hegte; wir würden ihn haſſen, wenn er ſich durch die Trümmer derſelben vergrößern wollte.

Glüklicherweiſe hat das Haus Brandenburg nicht nöthig, zu irgend einem dieſer verhaßten Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen, um den Angriffen des Hauſes Oeſtreich gewachſen zu ſein; es hat dazu ein ſanfteres, ſchöneres, ſichreres Mittel. Es ergreife nur die in dieſem Werke angedeuteten Maaßregeln zur Vermehrung der Bevölkerung und des Reichthums ſeiner Provinzen *); Ordnung, Spar-

*) Dies bezieht ſich auf die in dem Werke des Grafen weitläuftiger entwikkelten, größtentheils aber wohl

Sparſamkeit, Wohlthaten, alles muß zu dieſem heiligen Zwek angewandt werden. Es führe eine wahrhaft weiſe und hervorbringende *) Staatswirthſchaft in ſeine Länder ein; es mache die Menſchen und die Sachen frei; es verbanne die Sklaverei aus ſeinen Domänen! Von dem Leztern hat der Kaiſer in Anſehung Böhmens ein ſchönes Beiſpiel gegeben; aber dieſe Operation ward nicht ſo, wie es geſchehn konnte, ausgeführt. Nun gut, man führe ſie alſo beſſer aus; man kaufe — weil man den Adel vielleicht weder würde zwingen wollen, noch zwingen dürfen, das auf ſeinen Gütern nachzuahmen, was der Landesherr auf ſeinen Domänen thut, — man kaufe dem Adel das Privilegium ab, ſeine Nebenmenſchen zu Sklaven zu machen, und verwende dazu ſo viel Summen, als nöthig ſind, um ihn darüber zu tröſten, daß er nun billig und menſchlich ſein muß. Man vertheile die Domänen, ſchaffe die indirekten Auflagen ab, vernichte die Monopole, verſtatte dem Handel die uneingeſchränkteſte Freiheit. . . . Alles dies erfordert freilich große Vorſchüſſe; es ſind gleichſam die erſten Auslagen eines reichen Gutbeſitzers, der mehrere Jahre anwendet, einen ſandigen Boden

wohl unzwekmäßigen und unthunlichen Vorſchläge; obgleich manche Idee fruchtbar und beherzigungswerth iſt.

*) Das Lieblingswort der Phyſiokraten.

den mit Thonerde zu belegen, und den Sand mit dem Thon durcharbeiten läßt, weil er es weiß, daß nach Verlauf von zehn Jahren ſeine Mühe und ſein Vorſchuß ihm hundertfältig bezahlt ſein werden.

Aber wieviel Zeit wird noch für dieſe Verbeſſerungen nöthig ſein? und wie kann man ſich dieſe Zeit nehmen? oder vielmehr gewiß ſein, ſie ungeſtört zu haben? . . . Strengt Euch an, den Frieden zu erhalten, ſo lange das Haus Brandenburg an dieſer gerechten Grundlage ſeiner Macht arbeiten wird; und vergeſſet nie, daß Ihr nur ein gemeinſchaftliches Intereſſe, und Einen Feind habt, von deſſen Schritten nichts Eure Aufmerkſamkeit abziehn darf. Erhaltet den Frieden; aber allein auf die Art, die einem weiſen und tapfern Manne anſteht; ſeid immer zum Kriege gerüſtet; und den Krieg ſelbſt führet lebhaft, ja fürchterlich, ſobald er offenbar unvermeidlich iſt. Auch kömmt nichts darauf an, zu wiſſen, wer ihn anfangen ſoll! Wäget die Umſtände mit Feſtigkeit und von Klugheit geleitet, und findet Ihr dann, daß dieſe Krieg gebieten: ſo beginnt ihn; ſchlaget ſobald als möglich einen entſcheidenden Schlag nach dem andern: dies iſt das einzige Mittel, ſchnell ans Ziel zu gelangen.

So lange die itzige Lage der Dinge in Europa fortdauert, iſt nichts natürlicher, nichts weiſer, als die feſteſte, aufrichtigſte, unzweideutigſte Defenſiv-Allianz aller Mächte, die Nachbarn von Deutſchland

ſind,

Digitized by Google

ſind, mit dem Regenten des Hauſes Brandenburg; nicht bloß zur Sicherung ſeiner Beſitzungen, ſondern aller ſuveränen Staaten Deutſchlands, und ſelbſt jener, die, ohne eine beſtimmte Familie von Regenten, bei jeder Erledigung die Beute des zuerſt Beſitznehmenden zu ſein ſcheinen.

In dieſer Hinſicht iſt der deutſche Fürſtenbund ein Meiſterſtük; aber, damit er ſich auch wirkſam zeigen könne, müſſen die verbündeten Fürſten bewafnet ſein. Man verleitet ſie zu dem gröſten Fehler, wenn man ihnen, wie es bei einigen geſchehn iſt, räth, ihre Truppen abzudanken. Allerdings fällt der Fürſt, der jedem ſeiner Unterthanen ein Schießgewehr in die Hand geben will, und aus ihnen eine Art von militäriſchen Puppen zu ſeinem Zeitvertreib macht, ungefähr wie ein Kind mit hölzernen Soldaten ſpielt — er fällt in eine Thorheit, die ſeinem Lande ſchädlich werden kann. Aber auch auf der andern Seite, nichts als bloßer Landjunker, als Beſitzer eines großen Landguts ſein zu wollen, nur für ſein perſönliches Vergnügen zu ſorgen, ohne als Mitglied einer großen verbündeten Republik daran zu denken, zur Aufrechthaltung derſelben auch an ſeinem Theile mitzuwirken: das zeigt einen ſehr gemeinen dürftigen Kleingeiſt an. Ein Reichsfürſt kann glüklicherweiſe nicht auf Eroberungen denken; ſogar kann er ſich nicht einmal ſelbſt vertheidigen, weder gegen Fürſten vom erſten, noch vom zweiten Range: aber er kann und

er

Digitized by Google

er muß, nach dem Maaß ſeiner Kräfte, zur allgemeinen Vertheidigung beitragen. Dieſe ganz der Vorſehung, die ſtets nur weiſen und thätigen Menſchen hilft, oder den mächtigen Fürſten zu überlaſſen: das hieße auf alles Anſehn Verzicht thun, ſogar ſeine Exiſtenz — im Bunde ſowohl, als außer demſelben — in Gefahr bringen, und ſich des Regentennamens unwürdig erklären. Wie ſtände es itzt mit den Fürſten Deutſchlandes, hätten ihre Ahnherrn eben ſo gedacht? hätten die Herzoge von Sachſen und Braunſchweig, die Markgrafen von Baden ihre Unterthanen nicht bewafnet, ſie nicht mit Muth zur Schlacht geführt in den einheimiſchen Kriegen, deren Vorwand die Religion, aber deren wahrer Beweggrund die Freiheit oder die Unterjochung Deutſchlands war? Es iſt alſo nützlich, es iſt löblich, es iſt nothwendig, daß alle deutſche Fürſten eine — ihren Staaten, und der von den großen Mächten des Reichs in dieſer Rükſicht aufgewandten Kraft angemeſſene — Zahl von Truppen unterhalten, daß ſie ſie anhaltend üben, daß ſie haltbare Plätze und Artillerie haben, daß ſie wenigſtens das, was ſie von dieſer Art beſitzen, ſorgfältig erhalten; denn ein feſter Platz, ein Zug von ſchwerem Geſchütz, legen ſchon immer ein Gewicht in die Wagſchale.

Wenn dann das Haus Oeſtreich in das kleinſte Vorrecht, in den geringfügigſten Theil der Freiheit Deutſchlands, einen Eingrif wagt: dann vereinigt

Digitized by Google

einigt Euch; greift es von allen Seiten an; zwingt es baldigſt zum Frieden: damit, nach wiederhergeſtellter Ordnung, jeder von neuem an die Erſetzung des Verluſtes im Kriege, und an die Vermehrung des Reichthums und der Macht ſeines Landes arbeiten könne; um immer von neuem einen furchtbarern Widerſtand allen Vergrößerungsplanen entgegen zu ſtellen, deren wiederholtes Mißlingen am Ende die Ehrſüchtigen auf andre Gedanken bringen wird.

Dies iſt der Plan, der den deutſchen Fürſten geziemet; und das um ſo mehr, als ſie eine doch mögliche und überaus unglükliche Kriſis vorherſehn müſſen: daß die Häuſer Brandenburg und Oeſtreich ſich vereinigen könnten, um Deutſchland unter ſich zu theilen. Freilich hat dieſe Vorausſetzung wenig Wahrſcheinlichkeit. Der izige König von Preuſſen iſt als ein Wahrheit= und Gerechtigkeit liebender, edelmüthiger Fürſt, bekannt. Er rechnet es ſich zur Ehre, als Kronprinz, zur Errichtung des Fürſtenbundes viel beigetragen zu haben. Außerdem wird der Ehrgeiz des Hauſes Oeſtreich einem Kaiſer nicht einmal den Gedanken eines ſolchen Projektes verſtatten; und, wenn er ſich je eine kurze Weile dazu geneigt zeigt, ſo iſt dies ein Fallſtrik, den er dem Könige von Preuſſen zu legen verſucht. Das Haus Oeſtreich will Deutſchland für ſich allein haben. Es mit einem andern Hauſe zu theilen, das von jeher an geſchikten Männern

frucht=

Digitized by Google

fruchtbar war, und deſſen unverſöhnlicher Feind in jeder Rükſicht jenes iſt: das wäre ſoviel, als dieſes Ereigniß bis an die Gränzen des Unmöglichen zurükſchieben. Der Kampf zwiſchen dieſen beiden Mächten würde dann zu gleich werden; und die Kaiſerwürde, der Grund aller Ideen von der Oeſtreichiſchen Größe, ginge verloren. Indeß kann ein ſolches Projekt doch in der Reihe der möglichen Dinge gedacht werden. Die Fürſten Deutſchlands müſſen daher ſich bereit halten, mit aller Kraft ſich dagegen zu ſetzen.* Sie müſſen ſo lange zu widerſtehn vermögen, bis die angränzenden Mächte, deren Intereſſe es eben ſo wenig zugeben kann, daß Deutſchland Zweien, als daß es Einem angehöre, ihnen zu Hülfe kommen können. Wenn aber die deutſchen Fürſten ſelbſt Kleinmüthigkeit zeigen, dann iſt aller Widerſtand umſonſt; wenn ſie ihre eigene Sache aufgeben, oder deren Vertheidigung bloß Andern anvertrauen, dann wird die Theilung gemacht und befeſtigt ſein, ehe Hülfe an Mannſchaft oder Geld zu ihnen gelangen kann.

Ja, noch mehr! Ein ungewiſſes, kleinmüthiges, ſchwankendes Betragen könnte ſelbſt dies unglükliche Ereigniß beſchleunigen. Mit dem aufrichtigſten, edelmüthigſten, ja ſelbſt mit heroiſchem Willen, der treue Beſchützer deutſcher Freiheit zu ſein, wird ein König von Preuſſen es doch fühlen, daß er, allein, es nicht ſicher genug ſein kann. Was

ſoll

ſollte er aber mit Verbündeten anfangen, die weder für ihn, noch für ſich ſelbſt, etwas wagen wollten? Und wenn er darin in ihre Geſinnungen oder in ihren Muth ein gänzliches Mißtrauen ſetzen müßte, welche beſſere Ausſicht öfnete, ſich ihm da, als: zu ſuchen, ſeinen Antheil mit an dem zu bekommen, deſſen Beſchützung ihm doch unmöglich fallen würde? — Nicht alſo wollen wir die Fürſten abmahnen, die zu Deutſchlands Beſchützung viel, ja für ihre Kräfte vielleicht zu viel thun! Vielmehr wollen wir den andern zurufen, ſelbſt denen die den Ueberſchuß ihrer Einkünfte lieber zu wirklich nützlichen Ausgaben beſtimmen, es zurufen: die erſte Sorge gebührt der Selbſterhaltung; Die erſte Wohlthat für die Deutſchen beſteht in Aufrechthaltung ihrer itzigen Verfaſſung! So mangelhaft dieſe auch iſt, ſo liefert ſie darum nicht minder zahlreiche Vortheile, die höchſt weſentlich für die Menſchheit, mit jener Einrichtung aber, die man an ihre Stelle ſetzen will, durchaus unverträglich ſind. Die wachſende Aufklärung, zu deren Verbreitung dieſe Verfaſſung ſo bequem iſt, wird ihre Fehler weit ſchneller verbeſſern, als die Vereinigung in eine große Monarchie es je thun könnte.

O! wenn wir von dieſer wichtigen Wahrheit nicht überzeugt wären, wenn die Preußiſche Monarchie nicht augenſcheinlich das Palladium der deutſchen Freiheit wäre, der wir den entſcheidenden Einfluß auf die Wohlfahrt Europas zuſchreiben,

Digitized by Google

ben, wäre es auch nur durch das Beiſpiel, und durch den täglich größern Flor des Menſchengeſchlechts in Deutſchland, — was kümmerte uns denn dies Land und ſeine Verfaſſung? Beide ſind für uns gleich fremd. Sollen ſie nicht Europa, nicht der Welt nützlich ſein; ſoll dies große und herrliche Reich der Meierhof eines oder zweier Deſpoten werden, und der Kampfplatz blutiger Spiele, welche ihre Leidenſchaften, oder gar nur die Ränke des Eigennutz und die Laune ihrer Weſſire dort ewig fort zum ſchreklichen Schauſpiele aufführen werden; ſo wendet ſich unſer Auge mit Verachtung, mit Abſcheu davon ab; und wir rufen das freie vereinigte Amerika an, die Menſchheit von den Frevelthaten ihrer Tyrannen zu entbinden. . . .

Ihr Bürger Deutſchlands, weß Ranges Ihr auch ſeid! würdigt einen Fremden anzuhören, der Euch ehrt, weil Ihr eine große, weiſe, aufgeklärte Nation bildet, die minder verderbt als andre Völker, und durch ihren Charakter ſowahl davon entfernt, als durch ihre Verfaſſung glüklicherweiſe unfähig iſt, Europa zu unterjochen, oder gar zu Grunde zu richten. Betrachtet die Standarte des Hauſes Brandenburg als das Panier Eurer Freiheit; vereinigt Euch mit ſeiner Macht; haltet es aufrecht, begünſtigt ſeinen gerechten Anwachs, freut Euch über ſein Gedeihen! Hindert, ſo viel nur in Euren Kräften ſteht, daß es nicht auf Irrwege gerathe; ſie ſind ihm tödtlich, weil

es

es außer ſeiner Geſchicklichkeit keine andre feſte Grundlage hat. — Als Bewunderer des großen Königs, dem mehr, als jedem andern, das Haus Brandenburg ſeine Macht verdankt, würde ich allerdings ſchon den lebhafteſten Antheil an dieſem — wahrhaft ſchönen, obgleich auf unhaltbarem Grunde aufgeführten — Gebäude nehmen: wenn auch nur als an einem Werke dieſes außerordentlichen Mannes. Aber, wäre Deutſchlands Wohlfahrt davon unabhängig; ſo würde ich Euch, mein Vaterland und ganz Europa, nicht beſchwören, die Preußiſche Monarchie zu unterſtützen, und ihr die Zeit zu ſichern, indeß Klugheit und Güte ihren Grund befeſtigen und erweitern. Die Mittel hiezu auseinanderzuſetzen, das war vornehmlich der Zweck der langen und mühvollen, auf dieſe Schrift gewandten, Nachtwachen. Und dieſe Mittel ſind keine andere, als Frieden und Freiheit! Bürgerliche Freiheit aller Unterthanen; Freiheit der Betriebſamkeit; Freiheit des Handels; Freiheit der Religion; Denkfreiheit und Preßfreiheit; Freiheit der Sachen und der Menſchen! . . . . Das iſt der Inbegrif der ganzen Regierungskunſt; darin liegt, wie in einem fruchtbaren Keime, das Glük der Staaten. Aber die Preußiſche Monarchie iſt mehr, als jede andre, vorbereitet, eine ſo ſchöne Aerndte zu gewinnen: alles iſt daſelbſt reif zu der großen Revolution; kein ſehr mächtiges Hinderniß ſteht ihr entgegen. . . . . . Möge der

waltende Schutzgeiſt Europas und des Menſchen-geſchlechts über ihr Geſchik wachen! Möge er ſie vor ihren eigenen Fehlern bewahren! ſie in den Gefahren, die ihr drohen, beſchirmen! und ſo ſie auf den Gipfel der Größe und der Macht erheben, zu welchem ſie nur durch Gerechtigkeit und Weisheit hinaufſteigen kann!

6.

Iſt Graf Mirabeau Verfaſſer einer gewiſſen berüchtigten Schrift?

An die Herren Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift.*)

Br—g d. 1. Dezemb. 1788.

Der Unſchuld Recht zu verſchaffen, oder Miſſethaten ans Licht zu bringen, es mag der Gegenſtand ſein wer er wolle, kann gewiß keinem Rechtſchaffnen verarget werden. Ich bitte Sie alſo, folgendem kurzen Aufſatze in Ihrem Journale einen Platz zu gönnen.

„Aus

*) Wir freuen uns, von einem ſo talentvollen Manne als wofür Graf Mirabeau allgemein erkannt wird, eine ſo poſitive Erklärung, wie in dem nachſtehenden

„Auszug aus einem Briefe des Grafen „von Mirabeau an einen Freund in „Deutſchland.

„Paris, d. 8. Novemb. 1788.

„Es iſt eine infame und ſchändliche Verläum„dung, daß ich der Verfaſſer der Noten und des „Vorberichts zu einer Franzöſiſchen Ueberſetzung „der Geheimen Briefe über die Preuſſiſche Staats„verfaſſung ſei. Das verſichre ich Sie heilig; und „wenn jemand im Stande iſt, den geringſten Be„weis davon zu geben, ſo thue ich auf die Achtung „aller Rechtſchaffnen Verzicht. Mehr kann ich „nicht ſagen. — —“

Es iſt mir ſelbſt viel zu ſehr daran gelegen, die Wahrheit oder Falſchheit dieſer Sache zu ergründen, als daß ich nicht dieſes Aktenſtük öffentlich bekannt machen ſollte. Für meine Perſon habe ich zwar nicht die geringſte Urſache, an der Wahrheit der

ſtehenden Aufſatze enthalten iſt, bekannt zu machen. Auch würden wir ſchwerlich einem noch ſo treflich geſchriebenen Abſatze ſeines Werkes einen Platz in unſrer Monatsſchrift eingeräumt haben, wenn er nicht durch dieſe freimüthige Erklärung ſich von dem Verdachte völlig gereinigt zu haben ſchiene, als könnte er ſeine großen Talente bis zu der Schändlichkeit eines ſo verachtungswürdigen Pasquills erniedrigen und mißbrauchen.

A. d. H.

der Ausſage des Grafen von Mirabeau zu zweifeln. Aber auf der andern Seite ſtehn ſo manche Schriftſteller (unter andern auch der Herr Ritter von Zimmermann), die theils verdeckt theils ziemlich gerade dezu den Grafen M. als Verfaſſer nennen, und deren einigen man doch auch nicht wohl zutrauen kann, daß ſie ſelbſt den ihnen verhaßteſten Menſchen ohne Grund verläumden wollten. Iſt Graf Mirabeau unſchuldig, ſo verdient er, gerechtfertigt zu werden; und es iſt, glaube ich, Pflicht — ich will nicht ſagen: eines Freundes, ſondern eines jeden Rechtſchafnen, das Seinige dazu beizutragen. Iſt er ſchuldig, und der Verfaſſer eines namenloſen Pasquills, das er ſo feierlich abläugnet; ſo verdient er verachtet, und jedermann vor ihm gewarnt zu werden.

7.

Ueber die Quelle von Vaukluſe.

(Man ſ. November 1788, S. 475.)

Vor wenig Monaten erhob ſich in Paris ein Streit über die Frage: ob ſich auf dem Grabe Virgils, auf dem Gebirge Poſilippo bei Neapel, auch wirklich ein Lorbeerbaum befinde, wie ſo oft Dichter und Reiſebeſchreiber geſagt hatten; oder nicht? So weit auch der Gegenſtand der Unterſuchung von dem Orte wo ſie angeſtellt ward, entfernt lag; ſo fanden

finden ſich doch in dem groſſen Paris, wo man oft froh iſt, wenn der Zufall eine Beſchäftigung anbietet, Leute genug, die ſich für den kleinen Zwiſt intereſſirten und Theil daran nahmen. Das Journal de Paris hatte ſich erboten, die Sache vermittelſt der Nachrichten auszumachen, die man darüber zur Belehrung des Publikums einſchikken würde; und nun erſchienen Briefe über Briefe, ſämmtlich von Reiſenden, die an Ort und Stelle geweſen waren, geſchrieben, und mit den wahren Namensunterſchriften bekräftigt: die aber doch alle nichts entſchieden, weil in ihnen zuſammen genommen die Meinungen vollkommen getheilt waren. Drei Herren, die eben aus Italien zurükkamen als dieſe Unterſuchung begann, erklärten feierlich: daß Virgils Aſche nicht nur von Lorbeern beſchattet werde, ſondern daß der darauf befindliche Baum ſehr groß und ſchön ſei; ja ſie verſicherten, ſelbſt Zweige davon ganz neuerlich abgebrochen, mit ſich genommen und noch in ihrem Beſitze zu haben. Die Herausgeber des Jurnals ſahen ſich endlich ſo ſehr mit Briefen überſchwemmt, daß dieſe nicht mehr alle gedrukt werden konnten; und ſie erwählten das Mittel, dieſe ſämmtlichen Papiere einem Gelehrten zu übergeben, der aus ihnen die wahrſcheinlichſten Gründe für das Ja oder Nein heraus ſuchen und bekannt machen mögte. Allein auch dieſer fand, daß das unmöglich ſei; und gab, ſtatt einer Entſcheidung, dem

Digitized by Google

Publikum Betrachtungen über das Sonderbare des Streits und der dabei vorfallenden Nebendinge. Endlich ſtanden zwei Leute auf, die dem ganzen Handel auf eine kurze und bündige Art ein Ende machten. Der eine von ihnen erklärte ganz beſtimmt: keinen Lorbeerbaum geſehen zu haben; und bot Jedem, der das Gegentheil beweiſen wollte, eine Wette von 50 Luisdor gegen Einen an. Der andre erzählte die in Neapel ganz bekannte und auch ſchon von einigen Reiſebeſchreibern erwähnte Geſchichte des Betrugs, den die dortigen Ciceroni mit dem Lorbeer ſich erlauben, indem ſie größere oder kleinere Reiſer davon friſch in die Erde ſtekken, um von den Fremden für die Erlaubniß, etwas davon als ein Heiligthum abknikken zu dürfen, Geld zu erhalten: von welchem Betruge der letzte Briefſteller Gelegenheit gefunden hatte, an Ort und Stelle ſich ſelbſt und ſeinen damaligen Cicerone zu überzeugen. Auf einmal hörten die Einſendungen an die Herausgeber des Jurnals auf; und vermuthlich haben auch die oben angeführten drei neuſten Reiſenden ihre Reliquien, die nun das Schikſal der meiſten Reliquien in der ganzen weiten Welt erfuhren, weggeworfen.

Durch Ideenverbindung fiel mir dieſe ganze Geſchichte ein, als ich kürzlich *) in der Berliniſchen

*) Schon aus dem Datum des Briefes des Herrn L. können wir ſagen; daß er Hrn. Dr. Girtanners

ſchen Monatsſchrift von Herrn Dr. Girtanner eine ſehr wohl geſchriebene, mir aber untreu ſcheinende Schilderung der Gegend um Baukluſe fand, die den Gedanken in mir erwekte, meine Meinung darüber zu ſagen; von welchem leztern Entſchluſſe mich aber jene Geſchichte beinahe wieder zurük gebracht hätte. Wenn in ſolchen Fällen ſo wenig darauf ankommt, dachte ich, ein Augenzeuge geweſen zu ſein; wenn es ſchwer iſt, die Sachen zu ſehen, wie ſie eigentlich ſind, und das entfernte Publikum doch im Grunde nicht weiß, wie es mit zwei Perſonen daran iſt, die gerade entgegengeſezte Fakta behaupten — warum ſollſt du einen würdigen Mann einer Ueberraſchung durch ſeine Einbildungskraft und ſeine Empfindungen beſchuldigen? und was kann dir überhaupt an einem Streite gelegen ſein?.... Jedoch ich befürchte auch nicht, daß einer entſtehen wird; und hoffe, daß dieſe Erörterung mit jener in Paris weiter nichts Aehnliches haben ſoll, als den Umſtand: daß zwei Perſonen einen Gegenſtand aus verſchiedenen Geſichtspunkten angeſehen haben. Was ich hier ſagen werde, ſoll kein Angriff auf Herrn Girtanner ſein, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, und der unſtreitig

M 5 zu

ners eigene Erklärung gegen ſeinen Aufſaz (ſ. Jan. S. 94) nicht konnte geleſen haben, als er den ſeinigen ſchrieb. Auch ſieht man wohl, daß er von aller Animoſität weit entfernt iſt. A. d. Her.

zu viel rühmliche Seiten hat, als daß ihm eine ſo kleine Uebereilung ſehr zur Laſt kommen könnte.

Ich ergreife bloß die Feder, um bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam zu machen: daß Reiſende nur dann durch ihre Erzählungen nützen, wenn ſie völlig treu erzählen; und daß nur richtige Schilderungen von Gegenden, Völkern und Sitten, einem Zeitalter angemeſſen ſind, in dem man ſich bei allem, was zu menſchlichen Kenntniſſen gehört, wenigſtens ſo ſehr um Erforſchung der Wahrheit bemüht. Sonſt, da das Reiſen noch nicht Mode war, und man jeden, der fremde Länder geſehen hatte, als einen Wundermann anſtaunte; da vergnügten ſich ſolche Leute bisweilen mit romanhaften Beſchreibungen, die ihnen in mancher Hinſicht ein gewiſſes Anſehn verſchaften, indem ſie entweder durch Schilderung großer Gefahren auf ihren Wegen, Entſetzen veruſachten, oder den Neid über die Herrlichkeiten erregten, die ſie geſehn zu haben vorgaben. Aber dieſer Hang der Menſchen findet auch noch itzt Statt; und ich habe ſelbſt dergleichen Leute gekannt, die viel gereiſt waren, und gern das rühmten, was ſie geſehen hatten. Sprachen ſie mit Perſonen, die nicht weiter in Italien als Genua gekommen, und von der prächtigen Lage dieſer Stadt entzükt waren; ſo behaupteten ſie, daß dieſe nichts in Vergleich mit der von Neapel ſei. Fanden ſie andre, die Neapel bewunderten; ſo ging nach ihrer Meinung

nichts

nichts über Liſſabon, Konſtantinopel, oder irgend einen andern noch entferntern Ort. Indeß wird aber itzt das Reiſen ſo allgemein, und ſo unzählige Perſonen ſehen in Europa die nehmlichen Gegenden und Oerter, daß man glauben ſollte, die Reiſenden würden dadurch von falſchen Beſchreibungen abgeſchreckt. Auch iſt es nicht bloß unbillig, den Theil des Publikums, der nicht reiſen kann, zu täuſchen; ſondern man ſchadet auch Reiſenden ſelbſt damit, die falſche Beſchreibungen zu Wegweiſern wählen. Wie manche verlorne Zeit habe ich bedauert, die ich auf Dinge verwendete, die gar nicht der Mühe des Sehens werth waren; und wie oft bin ich mit Kränkung von Orten weggegangen, von denen ich nach zu reizenden Schilderungen ganz etwas anders erwartete! Immer biete man alle ſeine Kräfte auf, um die Leſer durch muntre Beſchreibungen in himmliſchen Bildern und wohlgeſetzten Ausdrükken von Gegenden aus dem Lande Scheſchian oder aus jenem fabelhaften Lande zu vergnügen, deſſen die Monatsſchrift in eben dem Novemberſtük bei einer andern Gelegenheit (S. 470) erwähnt.* So bald man aber den Namen einer wirklich exiſtirenden Gegend über eine Beſchreibung ſetzt; nun ſo ſage man doch auch nichts, was nicht dort anzutreffen iſt. — Manche Reiſende ſehen auch darum die Dinge falſch, weil ſie ſie gern nur auf eine gewiſſe Art ſehen wollen. Man ſtrengt ſeine Einbildungskraft an

und

und erhöht ſeine Gefühle, wenn man ſich einem berühmten Orte nähert; und erfährt man dann etwa, was man bisweilen auch erfährt, wenn man einen weitberühmten Mann kennen gelernt hat: ſo thut es ſo weh, ſich von den vorher gegangenen ſchönen Empfindungen zu trennen, daß man den Dingen anzaubert was ihnen fehlt, nur um jene zu rechtfertigen. Der kalte ruhige Forſcher, der ſpäter hinkömmt, wird aber bald die wahren Gefühle, deren der Gegenſtand wirklich fähig iſt, von den ihm angedichteten unterſcheiden, und für dieſe leztern ihren Urhebern keinen Dank wiſſen.

Inzwiſchen bleiben allemal die Fehler, die aus zu viel Empfindung entſpringen, am verzeihlichſten; und nur eines ſolchen kann ich Herrn Girtanner anklagen. Seine Beſchreibung verräth einen denkenden und gelehrten Mann; ſie hat überdies einen angenehmen natürlichen Schmuk, der ſie eindringend macht: aber, um aller dieſer Vorzüge willen, die ich einer über den nehmlichen Gegenſtand zu verfertigenden nicht zu geben verſtünde, hätte ich ſie eben noch richtiger gewünſcht. Der Gedanke (S. 477): „ich erwartete im Hingehn, daß hier, wie mir ſehr „oft geſchehen war, bei dem endlichen Anblik „des ſo ſehnlich gewünſchten Gegenſtandes ſelbſt, „das Spiel meiner Einbildung ſich verlieren, „meine Erwartungen unbefriedigt bleiben würden“;

„den“; dieſer Gedanke war eines philoſophi- ſchen Kopfes würdig. Hätte ihn Herr S. recht feſt gehalten, ſo würde er ſchwerlich hinterdrein (S. 478) „alle ſeine Erwartungen befriedigt, alle „ſeine Vorſtellungen unendlich übertroffen“ gefun- den haben. Er würde die Gegend von Vaukluſe nicht eine reizende Gegend nennen, und nicht glauben, daß ein Aufenthalt darin, bei nur eini- ger dichteriſchen Anlage, einen zweiten Petrarka zu bilden fähig ſei; es müßte es denn die Liebe zu einer Laura, die er mit zu einer Bedingung macht, allein thun: wogegen ich nichts einzuwenden habe, da bekanntlich die Liebe auch unter ganz andern Himmelsſtrichen und in weit unwirthbarern Ge- genden dergleichen Wunder in Menge zu wirken pflegt.

Gegen das meiſte Detail der Erzählung und ge- gen die angenehme Darſtellung des wirklich reizen- den Weges von Avignon bis Vaukluſe, habe ich nichts einzuwenden; nur um die Quelle ſelbſt hören die lachenden Schönheiten auf. Herr S. benennt die Bäume, die den Fuß des Berges, aus dem ſie hervor kommt, ſchmükken, ſchildert male- riſch ihr abwechſelndes Grün, und fügt ſo viele andre Nebendinge hinzu, daß man wohl verleitet werden ſollte zu glauben: die Natur habe ſich bei der Quelle von Vaukluſe, die heilige Quelle beim delphiſchen Tempel, oder irgend ein Lieblingsbad der Diana, zum Muſter genommen; — und nur dagegen lehne ich mich auf. Das

Das Dorf Vaukläſe liegt nicht an einem einzelnen Berge, ſondern an einer kleinen Reihe von Bergen, die ſich ganz in Geſtalt eines Winkels herumziehen, zwiſchen deſſen Schenkeln ein kleines ſchmales Thal übrig bleibt. Zu beiden Seiten deſſelben kommen, wie H. S. richtig angiebt, mehrere ſtarke Quellen herab, welche — mit dem Waſſer der Hauptquelle, die ganz hinten im Thale an der Spitze des Winkels hervorbringt, vereinigt — den Fluß Sorgue bilden. Nur da, wo dieſer Fluß herauskommt, um ſich in die Ebne zu verbreiten, iſt die einzige Oefnung des Thals, das ſeinen Namen ſeiner Eingeſchränktheit zu danken hat (Vaukläſe, Valchiuſa, Vallis clauſa). Wenn man vor der Hauptquelle ſelbſt angekommen iſt, ſo hat ſich durch die Krümmungen der Hügel und Berge die Ausſicht auf den Eingang ſogar verloren: man ſieht ſich von ſteilen unwegſamen Bergen, von ungeheuer großen Felſenſtükken umgeben, die zum Theil einzeln und ganz abgeſondert da ſtehen, und einer ausſchweifenden Imagination Stoff zu allerhand Einfällen geben können. Die Berge ſind da, wo auch nicht der nakte Felſen hervorgukt, mit einer Art von grobem Sande, vielleicht verwitterter Lava, bedekt: kein Fußſteig führt an ihnen hinauf *); keine Spur menſchlichen Fleißes iſt auf ihnen

*) Mir ſei eine Betrachtung hier erlaubt. Wie, wenn dieſe Felſen Herrn Löhr nur darum ſo hoch und

hnen anzutreffen; kein Baum vorhanden, um ſich unter ſeinem Schatten gegen die Hitze der Sonne zu ſchützen. Die Vegetation findet hier ſo viele Hinderniſſe, daß ich im Monat Auguſt, da bei groſſer Trokkenheit die Quelle in ihrer Felſenkluft ausgeſchloſſen war, nichts von dem Mooſe und den

Pflan-

und ſchroff vorgekommen, und die ganze Gegend ihm nur darum ſo rauh und wild gebildet hätten, weil er, aus einem flachen Lande gebürtig, dergleichen Gegenſtände mit tieferm Eindruk ſah? da hingegen H. Girtanner, als ein geborner Schweizer, von Jugend auf an viel gröſſere Felsmaſſen gewöhnt iſt, und hier alſo noch nicht das Majeſtätiſche oder Wildromantiſche der Natur fand. — Dieſe Betrachtung raubt dem intereſſanten Gegenſtük, das H. L. uns hier liefert, gewiß nichts an ſeinem Werth; ſondern ſoll, ſeiner eigenen Abſicht gemäß, nur noch anſchaulicher machen: wie leicht verſchiedne Empfindungen zwei Beobachter verſchieden beſtimmen können, zumal, wenn wirkliche Verſchiedenheit des Gegenſtandes (z. B. der Jahrszeit) hinzukommt. Sicherlich läßt ſich, mit den gehörigen Einſchränkungen, auch auf die Unparteilichkeit der Naturbeſchreiber anwenden, was neulich über die Unparteilichkeit der Geſchichtſchreiber ein feiner und philoſophiſcher Kenner der Geſchichte und der Menſchen ſo vortreflich entwickelt hat (Berl. Monatsſchr. Dezembr. 1788, S. 516). — Intereſſant wird gewiß Jeder dies Gegenſtük des Herrn L. finden; ſo wie die Erzählung im Eingange über die hiſtoriſche Wahrheit der am dreiſteſten behaupteten und von Augenzeugen mit Namensunterſchriften bekräftigten Berichte mancher neuen zweifelhaften Dinge ſehr lehrreich iſt. B.

Digitized by Google

Pflanzen ſah, die Herrn G. zu einer andern Jahreszeit den Anblik verſchönerten, und die vermuthlich, bei reichlichem Zufluß des Waſſers, durch ſein Ueberſtrömen das Leben erhalten, dann aber, wann dieſer Zufluß abnimmt, auch wieder verſchwinden. Es war mir ſtatt deſſen ein andres Vergnügen beſchieden. Ich ſtieg den Hügel hinab, der vor der Berghöle liegt, die das Waſſer in ſich faßt, und ſtieg bis zu der Oberfläche deſſelben, kletterte dann in dem weiten Felſengewölbe auf hervorſpringenden Abſätzen und Steinen herum, und ergözte mich mit Rufen und mit dem Heineinwerfen ganz weiſſer Steine in den Waſſerbehälter, in dem ich ſie, wegen ſeiner großen Reinigkeit, einige Zeit fallen ſah. Man hat noch nicht ergründen können, wie tief das Waſſer hier ſei; vielmals ſind lange beſchwerte Schnuren in den Felſen hinabgelaſſen worden, ohne doch ſeine ganze Tiefe zu meſſen. Auch iſt dies Unternehmen der Unbequemlichkeit und Hinderniſſe wegen faſt unmöglich.

Man ſieht aus dem allen, daß die Natur an dieſem Orte ſehr wohl geſchikt ſei, neue und eigne Empfindungen zu erwekken: nur aber nicht ſolche, die einer ſchönen lachenden Natur, ſondern ſolche, die einer rauhen und wilden entſprechen. Allenfalls könnte noch das angenehmſte Gefühl aus der Betrachtung des Kontraſtes entſtehen, den die vollkommne Stille an dieſem Orte, die nicht einmal der Geſang eines Vogels ſtört, und die ruhige helle

Oberfläche

Oberfläche des Waſſers in der Felſenkluft, mit den übrigen da befindlichen grotesken Gegenſtänden macht. Zu der Jahrszeit, wenn das Waſſer der Quelle ſich in das Thal ergießt, fällt freilich der hier angemerkte Kontraſt weg; und dann iſt es immer noch die Frage: ob das plötzliche Herabſtürzen über Felſenſtükke, und das ſchäumende Gewühl durch die Steine, angenehme und heitre, oder ſchwermüthige und ſchrekkende Bilder in der Seele aufſteigen läßt. Die Natur, die ſo gern ſpielt, ſcheint wie aus Eigenſinn, mitten in die lachende muntre Ebne von Avignon jene rauhe Scene gezaubert zu haben, die ſie darum ſo enge einſchloß, um die Ueberraſchung deſto größer zu machen *). — Das Thal von Vaukluſe iſt am beſten mit Dovedale im nördlichen England zu vergleichen. Beide Gegenden haben den nehmlichen rauhen Charakter, in einer ſie umgebenden anmuthigen Natur, ohne allen

*) So wie es ihr gefiel, unſern von da, 8 ſtarke Stunden von Avignon, an die Gränze der Provence, einen einzelnen abgeſonderten Berg hinzuſetzen, deſſen nie von Schnee entblößter Gipfel dem heiſſen Braude der Sonnenſtralen, ſo wie dem heftigſten Sturme trozt. Man nennt ihn in der Landesſprache Mintrou; und ſein beſchneites Haupt läßt ſich wohl am beſten aus ſeiner Lage und Form erklären, vermöge welcher er den kälteſten Winden ausgeſezt iſt, und den warmen die wenigſte Fläche darbeut: denn ſeine Höhe iſt ſo außerordentlich nicht. A. d. Verf.

allen Uebergang; haben Eingeſchränktheit, Grotten, Quellen; einzelne wunderbare Steinmaſſen und andre Naturſpiele mit einander gemein. Nur wird Dovedale von höhern Bergen eingeſchloſſen, und bietet mehr Mannigfaltigkeit dar; da hingegen Vauklüſe von einer viel reizendern Gegend umgeben iſt, und ſeinen gröſten Vorzug in dem Reichthum an Waſſer hat.

Ich berufe mich zur Beſtättigung deſſen, was ich hier ſage, auf Herrn Prof. Fiſcher ſelbſt, an den H. Girtanner ſeinen Brief gerichtet hat, und deſſen Bekanntſchaft ich in Paris zu machen das Vergnügen hatte. Ich könnte vielleicht auch an den ſel. Sulzer appelliren, der, wenn ich nicht irre, Vauklüſe beſucht hat; allein ich habe ſeine Reiſe nach Nizza gerade nicht zur Hand. Hingegen führe ich noch als Augenzeugen, meinen Begleiter auf der kleinen Reiſe von Avignon nach Vauklüſe an: Herrn de Leſſac, einen ſehr unterrichteten, verſtändigen Mann, Verfaſſer des Buchs: de l'esprit militaire, das in Deutſchland ſehr verſchrieen worden, das man eigentlich nur bei einer genauen Bekanntſchaft mit der Verfaſſung Frankreichs, ohne die vieles darin nicht zu verſtehen iſt, beurtheilen ſollte, und das, aller ſeiner Fehler und Mängel ungeachtet, in Frankreich groſe Senſation gemacht hat. Ich lernte ihn in Avignon kennen, wo er ſich eine kurze Zeit aufhielt, und beredete ihn zu der Partie nach Vauklüſe, über der wir einen aus-

nehmend

während vergnügten Tag zubrachten, deſſen Andenken mir unvergeßlich ſein wird. Wir waren beide von gleichem Eifer beſeelt, uns was wir ſehen würden, recht tief einzuprägen; und wir bemerkten ſogar alle Ritzen der Felſen, von denen es, noch außer den Löchern die zu Höhlen führen, hier recht große mit unter giebt. Aber wir überzeugten uns doch unter einander ganz feſt, daß hier der Ort nicht ſein könne, den Petrark in ſeinem 26 und 27ſten Liede ſchildert. Ich las ſie meinem Begleiter vor; als wir aber an die himmliſchen Verſe kamen:

Da' be' rami ſcendea
(Dolce nella memoria)
Una pioggia di fior ſovra'l ſuo grembo,
Ed ella ſi ſedea
Umile in tanta gloria,
Coverta già del amoroſo nembo.
Qual fior cadea ſul lembo,
Qual ſulle trecce bionde,
Ch' oro forbito e perle
Eran quel dì a vederle;
Qual ſi poſava in terra, e qual ſull' onde;
Qual con un vago errore
Girando parea dir: Qui regna Amore! *)

*) Nach Meinhards treflicher Ueberſetzung: „Rei„zendes Bild im Gedächtniß! Von den ſchönen „Zwei

da ſahen wir uns nach Bäumen um, von denen der Blüthenregen hätte herabkommen können: — und fanden keine; ſuchten lachende und muntre, aber zugleich bedekte und heimliche Pläze, die Lauren zum Baden hätten einladen und Petrarka ſolche ſüße Melodieen eingeben können: — und ſahen nichts als rauhe Gegenſtände einer wilden Natur.

Aber ich habe noch mehrere Zeugen auf meiner Seite. Um in keinem Betracht unvorbereitet nach Bau-

„Zweigen fiel ein Regen von Blüthen in ihren „Schooß; ſie aber ſaß demüthig in ſolcher Pracht, „mit dem verliebten Regen ganz bedekt. Bald „fiel eine Blüthe auf ihr Kleid; eine andere ſezte „ſich auf ihre blonden Haare, die damals gleich „geſchliffenem Golde mit Perlen verziert glänzten; „eine ſenkte ſich auf die Erde, und eine andere „auf die Fläche des Waſſers; eine andre drehte „ſich in einer verliebten Irre langſam um ſie her, „und ſchien zu ſagen: Hier herrſcht die Liebe!“ — Den Anfang dieſer berühmten Canzone:

Chiare, freſche e dolci acque,
Ove le belle membra
Poſe colei, che ſola a me par donna;

überſezt zwar Meinhard: „Heitre Quelle, kühle und „ſanfte Gewäſſer, an denen meine Schöne ruhte, „die allein dieſes Herz beherrſcht!“ Allein, die mehrſten Ausleger und Ueberſezer, auch die von Meinhard ſelbſt angeführten und gerühmten zwei Ueberſezer ins Franzöſiſche und Lateiniſche, Voltäre und Flaminio, verſtehen es nicht von einem Ruhen am Ufer des Waſſers, ſondern von einem wirklichen Baden. Und ſo nimmt es auch Hr. L., wie man ſieht. D.

Vauklüſe zu kommen, ſuchte ich ſchon zu Marſeille in den öffenlichen Bibliotheken die beſten Ausgaben vom Petrark auf; und fand unter andern dort auch die Memoires pour la vie de François Petrarque, Amſterdam, 3 Bände in 4, deren Verfaſſer ſich ebenfalls gegen die Quelle von Vauklüſe erklärt, und behauptet: daß Petrark ſeine Lieder an eine Andre, nahe bei Avignon, mit dem Namen Fontaine Triade, gerichtet habe. Freilich iſt die Nähe der Stadt ſchon ein Umſtand, der zu einer ſolchen Hypotheſe verleiten kann; denn Niemand wird es wahrſcheilich finden, daß Laura vier ſtarke Stunden weit gegangen ſei, um ſich zu baden. Indeß kann ich doch auch dieſer Meinung nicht beitreten. Dieſe Quelle befindet ſich eine kleine halbe Stunde von der Stadt, am Wege nach Aix, und wird in Avignon nur la Fontaine couverte genannt, weil über der Quelle ſelbſt eine Art ſteinerner Piramide gebaut iſt, damit ſie gegen Verunreinigungen geſchützt ſei; ganz unten auf der Erde iſt an dieſer Piramide ein kleines eiſernes Gitter angebracht, zu dem das Waſſer heraus läuft, und dann einen ſchmalen Kanal bildet. Es kommt mir alſo vor, als ob der Urheber jener Meinung die Sache nur von einer Seite betrachtet habe: nehmlich von Seiten der Nachbarſchaft dieſer Quelle bei Avignon; denn übrigens finde ich nichts an derſelben, was zum Baden einladen könnte. Rings in der Nähe herum iſt kein Hügel, aus dem ſie etwa entſpringt, ſon-

 dern

dern ſie befindet ſich ganz in der Ebne und quillt aus der platten Erde hervor; ſie hat nur ſo viel Waſſer, daß es kaum einer Hand hoch über der Erde läuft; ſie bildet kein Baſſin, ſondern läuft gleich ganz gerade fort. Uebrigens iſt der Bach ganz frei auf dem Felde, und hat weiter keine Bäume um ſich, als die Alleen, mit denen hier überall die Wege eingefaßt ſind. Wenn ich mir auch gleich vorſtelle, daß das Alles ehmals ganz anders war; ſo ſehe ich doch nicht ein, was mich berechtigt, mir eine romantiſchere Anordnung der Natur dafür hinzudenken.

Nein, wenn anders Petrark je ſeine Laura, mit der er doch nur eine platoniſche Liebe unterhielt, im Bade überraſcht hat, und durch dieſen Anblik zu jenen reizenden Geſängen entzükt worden iſt; ſo giebt es in der herrlichen Gegend um Avignon viele Oerter, an deren einem es geſchehen ſein kann. Auch weiß man, wie gern die Dichter verſchönern; und ſo wird man nicht alle ſeine Worte ſo genau nehmen. Im übrigen kann uns nicht ſo viel daran liegen, die eigentliche Stelle zu kennen; genug, daß wir die Ausgüſſe der Empfindungen jenes großen Mannes noch beſitzen: die gerade ſo votreflich ſind, um auch nach Jahrhunderten eine ſolche Unterſuchung intereſſant zu machen.

Leipzig. A. E. Löhr.

8. Han

8.

Hannöveriſches Denkmal eines deutſchen Weltweiſen.

Der Geſellſchaft von Verehrern großer Männer, die ſich itzt bemühet, vier deutſchen Weltweiſen der neueren Zeiten in Berlin ein Denkmahl zu errichten, kann es nicht unlieb ſein zu erfahren, daß ein Monument zu einem ähnlichen Zwekke itzt in Hannover aufgeführt wird. — Lange hatte Hannover den Vorwurf einer anſcheinenden Gleichgültigkeit gegen die Verdienſte des Größten der neueren Philoſophen tragen müſſen. Leibnitz, der den größten Theil ſeines Lebens in Hannover zugebracht hatte, deſſen vorzüglichſte Schriften dort entſtanden, lag in Hannover begraben, ohne daß nur ein Leichenſtein ſeine Aſche dekte. Oft hatte man daran gedacht, den Vorwurf der Vernachläßigung des großen Mannes von Hannover abzuwälzen; allein es blieb beim Wünſchen. — Im Frühjahr 1786 ward die Idee aufs Neue lebhaft rege; und, einiger wichtigen Beiträge im voraus verſichert, ließen im Jahr 1787 der Herr Kriegsrath von Reden, die Herren Kommerzräthe Patje, Ramberg und Höpfner, und der Herr Geheime Kanzleiſekretär Brandes, einen Plan zu Errichtung eines Monuments für Leibnitz öffentlich bekannt machen, nachdem des Königs Majeſtät, auf den von Königlicher Kriegskanz-

lei an Sie deſsfalls geſchehenen Antrag, die Errich-tung des Monuments überhaupt und den dazu gewählten Platz beſonders gnädigſt genehmigt hatten. Man hat zur Errichtung des Monuments eine Anhöhe, die das point de vûe des Paradeplatzes ausmacht, neben der Esplanade, als dem einzigen Platze von einigem Umfange in Hannover, erwählt. Hier ſoll eine offene Rotonda mit einer Kuppel, die 12 Joniſche Säulen tragen, errichtet werden. In der Mitte der Rotonda wird die in Rom von Hewetſon, einem der geſchickteſten Bildhauer, nach einem Orginalgemälde über Lebensgröße verfertigte Büſte Leibnitzens auf ein erhabenes Piedeſtal von Marmor aufgeſtellt werden. Die Höhe des ganzen Gebäudes wird gegen 40 Fuß, die der Säulen 22 Fuß betragen, und der Durchmeſſer der Rotonda 32 Fuß betragen. Die Ankündigung des Monuments ward in Meiners und Spittlers Hiſtoriſchem Magazine und Jakobi's und Kraut's Annalen der Kurlande, von den Herren Herausgebern, die die Sache lebhaft unterſtützten, bekannt gemacht. Die Koſten zur Ausführung wurden auf 4000 Rthlr. berechnet. Nur in den Hannöveriſchen Kurlanden und von auswärtigen Hannoveranern nahm man Beiträge an. Die Subſkriptionen, die ſowohl aus der Haupſtadt als den übrigen Städten und dem Lande einliefen, überſtiegen faſt alle Erwartungen. Seine Königliche Hoheit der Herzog von York unter-

zeichneten

Digitized by Google

zeichneten 30, und Seine Excellenz der Herr Graf von Bernſtorff zu Gartow 20 Piſtolen. Anſehnliche Beiträge gaben, nebſt des Herrn Feldmarſchalls von Reden Excellenz, alle Herren Miniſter, die in Hannover anweſende Herren Generale, und mehrere der dortigen Großen. Die Königlichen Bediente in den Städten und auf dem Lande, die Königlichen Prinzen und die Herren Profeſſoren in Göttingen trugen reichlich bei; Auch geruhten Seine Excellenz der Herr Staatsminiſter Graf von Bernſtorff zu Koppenhagen, ganz unaufgefordert, als ein geborner Hannoveraner, einen anſehnlichen Beitrag einzuſenden. Die große Anzahl der Subſkribenten, die demnächſt ſammt der Rechnung öffentlich bekannt gemacht werden wird, zeigt aufs deutlichſte, wie ſehr die Sache als eine Angelegenheit des Landes betrachtet worden, und wie viele Verehrer der Wiſſenſchaften es in den Hannöveriſchen Landen giebt. Da die erforderliche Summe größtentheils ſchon zuſammen gebracht iſt, ſo hat man ſich bereits im Stande geſehen, in dieſem Jahre ein ſehr koſtbares aber nothwendiges Fundament legen zu laſſen. — 1789 werden die Säulen errichtet und 1790 wird der ganze Bau vollendet ſein. Die Büſte iſt bereits fertig und findet den allgemeinſten Beifall bei allen Kennern in Rom.

Hannover.

9.

Probe aus einer poetiſchen Ueberſetzung von Virgils Gedicht vom Landbau B. I. V. 328 — 382.

Aus der Nacht der Gewitter ſchleudert der Vater der Götter
Mit der feurigen Rechte den Bliz, daß unter dem Krachen
Die Feſte der Erden erbebt; das Wild entflieht, und den Völkern
Schlägt die zagende Furcht die ſterblichen Herzen danieder.
Auf Athos wirft er den flammenden Bliz, oder Rhodopen, oder
Den hohen Keraunos herab: der ſtrömende Regen, der Sturm ächzt;
Nun heulen die Wälder, nun heulen die Küſten vom wilden Orkane.
Merke, fürchteſt du das, auf des Himmels Monden und Sterne
Und die Pfade des kalten Saturns und die Kreiſe des Himmels,
Welche das Feuergeſtirn Merkurs durchwallet. Vor allen
Ehre die Götter jedoch, und bringe der mächtigen Ceres
Ein Opfer, ein Jahresgeſchenk, geweiht auf lachenden Raſen,
Wenn der Winter entweicht und der heitere Frühling erſcheinet.
Nie ſind feiſter die Lämmer, und nimmer ſo milde die Weine;
Süß iſt der Schlummer alsdann im dichtern Schatten der Berge.

All

All dein ländliches Volk laß dann verehren die Ceres!
Ihr vermische mit Milch und Honig die Gaben des Bachus!
Dreimal wandle rings um das junge Saatengefilde,
Begleitet vom jauchzenden Chor der Freunde, das glükliche Opfer;
Es ruf' ihr Jubelgeschrei die Ceres unter dein Obdach!
Keiner schlag' in die reifen Halmen eher die Sichel,
Bis er, Ceres zu Ehren, das Haupt mit Eichenlaub kränzte,
Festliche Lieder ihr sang und kunstlose Reigen ihr tanzte.
Aber aus sicheren Zeichen dies alles vernehmen zu können,
Hiz' und Regen und frostverbreitende Stürme — bestimmte
Jupiter selber, was jede Gestalt des Mondes verkünde,
Auf welches Zeichen der Süd sich lege, nach welcher Erscheinung
Der Landbewohner sein Vieh den Ställen näher zu halten.
Drohen Stürme: — sieh! es beginnen die Wogen des Meeres
Zu schwellen, und von den Bergen ertönt ein dumpfes Geprassel;
Oder du hörest weit um dich von wilder Wogen Geräusche
Wiederhallen den Strand, hörst wachsen das Sausen der Wälder.
Kaum noch schonet alsdann des geschweiften Kieles die Woge,
Wenn der Höhe des Meeres die flüchtigen Taucher entfliegen
Und dem Strande mit lauten Geschrei sich nahen; im Troknen
Die Wasserhühner ihr Spiel beginnen; bekannte Moräste
Der Reiger verläßt und über hohe Gewölke daher fleucht.

Auch

Auch wirſt du, ſtehet ein Sturm bevor, oft Sterne vom Himmel
Herunterſtürzen und langedehnte Züge von Flammen
Durch die Schatten der Nacht auf ihren Ferſen erglänzen,
Oft leichtfliegende Spreu verflattern und fallende Blätter,
Oder die Fläche des Bachs von ſchwimmenden Federn umtanzt ſehn.
Blitzt es aber in Boreas Gegend, erdonnert die Feſte
In Oſt und Weſten: ſo ſchwimmt die ganze Flur, ſo ergießen
Sich die Graben, ſo ſammelt ein jeder Pilot auf dem Meere
Die feuchten Seegel. Denn nur den Achtloſen ſchadet der Regen.
Entſteigt er dem Thale: ſo flieht ihn der aetherliebende Kranich,
Oder es ſchnaubet die Kuh, gen Himmel über ſich blickend,
Mit offenen Nüſtern die Luft, oder ſchwätzige Schwalben umfliegen
Den Teich, und im Sumpf beginnt der Froſch ſein ewiges Klaglied.
Auch tragen die Ameiſen oft aus dem Innerſten ihrer Behauſung
Die Eier, und wallen den ſchmalen Pfad; auch trinket des Himmels
Weiter Bogen; auch hebt ſich der Raben gewaltige Heerſchaar
Von dem Futter hinweg mit dichter Flügel Geräuſche.

M. B.

Digitized by Google

10.

Berechnung der unter Direktion des Königl. Berliniſchen Armendirektoriums im Jahr 1788 verpflegten Armen.

Im Maiſon de Charité (im Lazaret 2215, Accouchement 352, Hoſpital 342)	Summa 2909
Im Koppenſchen Armenhauſe	23
Im Dorotheenhoſpital	17
Im Irrenhauſe	122
Im Friedrichshoſpital (in der Koſt 370, im Hauſe 192)	562
Bei der Armenkaſſe, an kranken, alten, abgelebten und hülfsbedürftigen Leuten, ſo Geld empfangen (a. bürgerl. Armen 4229, b. Soldatenarmen 1154)	5383
Desgleichen auf Kinder, ſo Brot erhalten; (bürgerl. Kinder 3505, Soldatenkinder 434)	3939
Im Arbeitshauſe (Hoſpitalklaſſe 367, Strafklaſſe 670)	1037
Summa Summarum	13992

Perſonen. *)

Freien

*) Wenn man nach dieſer Summe den Schluß ziehen wollte (wie außer Mirabeau auch wol von andern geſchehen), daß alſo ungefähr der 10te Menſch in Berlin ein Gegenſtand der öffentlichen Armenpflege ſei, ſo würde man offenbar falſch rechnen, indem wahrſcheinlich mancher Arme unter mehr als einer Rubrik vorkömmt. So war vielleicht mancher zu Anfang des Jahrs in der Charité, und kam, nachdem er ſie verlaſſen, unter die Zahl derer, die von der Armenkaſſe Unterſtützung empfangen. Wenn wirklich 13992 Perſonen lauter beſondre Perſonen wären, ſo wäre das Elend in Berlin freilich ſehr fürchterlich; aber wenn man voraus ſetzt, daß manche Perſonen

bei

Digitized by Google

Freien Schulunterricht haben empfangen:	Knaben	Mädchen	Summa
In der Berliniſchen Inſpektion	480	378	858
In der Kölniſchen Inſpektion	235	210	445
Auf dem Werder und Neuſtadt ſ	54	43	97
In den evangeliſch-reformirten Schulen			65
		Summa Summarum	1465 Kind.

Bei der Armenkaſſe iſt an milden Beiträgen eingenommen worden:

	Rtl.	Gr.	Pf.
An Beſtand aus vorjähriger Rechnung	768 Rtl.	10 Gr.	3 Pf.
1. Aus den monatlichen Armenbüchſen	50 ſ	7 ſ	ſ
2. Aus freiwilligen kleinen Allmoſenbüchern, ſtatt der monatlichen Armenbüchſe:			
a) von Berlin	630 Rtl.	9 Gr ſ	Pf.
b) von Altkölln	561 ſ	20 ſ	ſ ſ
c) vom Friedrichswerder	822 ſ	18 ſ	6 ſ
d) von der Neuſtadt	121 ſ	4 ſ	ſ ſ
e) von der Friedrichsſtadt	2431 ſ	5 ſ	ſ ſ
f) von Neukölln	171 ſ	11 ſ	6 ſ
g) von der Kölniſchen Vorſtadt	166 ſ	15 ſ	ſ ſ
h) von der Spandauer Vorſtadt	428 ſ	3 ſ	ſ ſ
i) von der Königsſtadt	140 ſ	20 ſ	ſ ſ
k) von der Stralauer Vorſtadt	155 ſ	14 ſ	ſ ſ
	5630 Rtl.	ſ Gr.	ſ Pf.

Des=

bei mehreren dieſer Anſtalten, wenn gleich nicht zu gleicher Zeit, doch ſucceſſive Unterſtützung erhalten, ſo wird die Zahl wahrſcheinlich hier um ein beträchtliches geringer.

Digitized by Google

desgleichen ſo durch den Inſpektor Semich eingehoben worden	1914 Tlr.	14 Gr.		
	7544 Rtl.	14 Gr.	ſ	Pf.
3) An Neujahrs=Kollektengelder	3374 ſ	21 ſ	ſ	ſ
4) Aus den Kirchenbüchſen	2192 ſ	21 ſ	ſ	ſ
5) An freiwilligen Allmoſen	320 ſ	ſ	ſ	ſ
6) Von Komödianten und Glüksbüdnern	343 ſ	ſ	ſ	ſ
7) An Agio	450 ſ	15 Gr.	3	Pf.
8 Aus Vermächtniſſen	215 ſ	ſ	ſ	ſ
9) Unbeſtimmte Einnahme	1194 ſ	21 Gr.	10	ſ
Aller Einnahme Summa	16454 Rtl.	14 Gr.	4	Pf.

Ausgabe an hieſige Stadtarmen.

1) An 3939 Perſonen vertheilt 7715 Stück Brodte, koſten	3593 Rtl.	12 Gr.	5	Pf.
2) Für arme Begräbniſſe	221 ſ	5 ſ	ſ	ſ
3) An arme Durchreiſende	37 ſ	8 ſ	ſ	ſ
4) Extr. an Arme u. Kranke	1083 ſ	1 ſ	ſ	ſ
5 An 5383 arme Perſonen, ſo nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände ein Gewiſſes monatlich erhalten	20000 ſ	16 ſ	ſ	ſ
6 Extraord. Ausgaben	423 ſ	18 ſ	11	ſ
7 Zu Schreibmater. worunter Buchdruckerkoſten befindlich	365 ſ	16 ſ	ſ	ſ
8) Insgemein, worunter gröſtentheils die Bruchbänder gehören	188 ſ	19 ſ	6	ſ
aller Ausgabe Summa	25914 Rtl.	ſ Gr.	10	Pf.

Bilance. Die Einnahme iſt:

16454 Rtl. 14 Gr. 4 Pf.

Ausg. 25914 ſ - ſ ſ 10 ſ

Iſt mehr ausgegeben

9459 Rtl. 10 Gr. 6 Pf.

Anmerkung. Dieſe mehrere Ausgabe wird theils von den auf Königl Kaſſen allergnädigſt angewieſenen Geldern, theils von den Zinſen des von des Höchſtſel. Königs Friedrich Wilhelm I. Majeſtät glorwürdigſten Andenkens zum Fond der Berliniſchen Ar-

men-

Digitized by Google

menkaſſe am 1. Oktober 1738 allerhuldreichſt geſchenk-
ten 100000 Rthlr. theils aber auch von denen von des
Höchſtſel. Königs Friedrichs II. Majeſtät, beſon-
ders den 6. Julius 1784 geſchenkten Kapital der 6000
Rthlr. wovon die Zinſen à 300 Rthlr. zu Freiholz un-
ter die Armen jährlich vertheilt werden, imgleichen
von denen im Jahre 1785 allergnädigſt geſchenkten
10000 Rthlr. ſo wie auch durch die Zinſen der von
verſchiedenen Wohlthätern Berlins zum Beſten der
Armen geſchenkten Kapitalien beſtritten, wie folget:

1) Aus Königl. Kaſſen	15737 Rtl.	19 Gr.	1 Pf.
2) An Pächten	398 „	„	„
3) An Zinſen, und zwar von 118500 Rtl. Kapital Königl. Fond u. Legatengeldern 4043 Rtl. 3 Gr. von 6000 Rtl Königl. Geſchenk, wovon die Zinſen zu Freiholz beſtimmt ſind 300 Rtl.	4343 Rtl.	3 Gr.	„
Summa der Einnahme	20478 Rtl.	22 Gr.	1 Pf.
Hievon ſind nachſtehende Ausgaben beſtritten:			
1) An Königl. Neujahrgeld	4000 Rtl.	„	„
2) Zuſchuß, Behufs der Freiſchulen	1152 „	„	„
3) Der Montis pietatis Kaſſe Behufs der reformirten Freiſchulen	150 Rtl.	„	„
4) An die hieſige Hausvoigtei	500 „	„	„
5) Für angekauftes Holz, ſo die Armen ganz frei erhalten	300 „	„	„
6) An Bau- u. Reparaturkoſten	147 „	21 „	6 „
7) Für das benöthigte Brenholz anzufahren, nebſt übrigen Koſten	39 „	15 „	„
8) Traktem. a. d. Armenwächter	1022 „	„	„
9) Insgemein	2602 „	17 „	„
Summa	9914 Rtl.	5 Gr.	6 Pf.
Bilance. Die Einnahme iſt	20478 Rtl.	22 Gr.	1 Pf.
„ Ausgabe	9914 „	5 „	6 „
bleibt	10564 Rtl.	16 Gr.	7 Pf.
hievon die mehrere Ausgabe für die Stadt-Armen	9459 Rtl	10 Gr.	6 Pf.
bleibt Beſtand für die Stadt-Armen	1105 Rtl.	6 Gr.	1 Pf.

Digitized by Google

Berliniſche Monatsſchrift

1789.

Drittes Stük. März.

1.

Die beiden Führerinnen.

Schlank von Geſtalt, mit hoher Gebehrde, mit eilendem Schritte
Sah ich Wolfia gehn. „Führe mich," bat ich. Sie ſprach:
„Komm; mein Pallaſt erhebt ſich auf einem Felſen. „Gewißheit
„Heißt der Felſen; umher ſchwebet erquikkendes „Licht.
„Unermeßlich iſt mein Gebiet, und fruchtbar. Auf allen
„Feldern, wohin du nur ſchauſt, blühet die „Wahrheit hervor."

Und ich folgte. — Da kam mit dem Stabe fühlend
(ſo ſchien es)
Eine Blinde daher; ob ſie ſcharfſehend gleich
war.
„Lieber, folge du mir! Wir kommen in's Dunkle;
„die Wege
„Werden gefährlich: ſie gehn längs an Abgrün-
„den hinan.
„Kantia nenn' ich mich." So ſprach ſie. Und ſiehe!
das Dunkle
Nahte ſich uns, und die Nacht dekte die Wege
vor uns.
Kantia, da vertraut' ich dem Stabe, den du mir
reichteſt. — —
Ehret, Freunde, den Stab, bis uns der Tag
einſt erſcheint!

L. Ch.

---

2. Ueber

2.

Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs.

(Man ſ. Februar S. 120.)

XIV.

Der König von Frankreich hat durch den Schluß des Staatsraths vom 27 Dezember vor. J. in Abſicht auf die Form des Reichstages *) folgendes entſchieden:

1) Die Zahl aller Deputirten zum Reichstag ſoll wenigſtens tauſend ſein;

2) Die Zahl der Deputirten von jeder einzelnen Amtmannſchaft wird durch deren Bevölkerung und Vermögen beſtimmt;

3) In Abſicht der drei verſchiednen Stände iſt feſtgeſetzt, daß immer zwei Deputirte aus dem Bürgerſtande gegen einen aus dem Adel und einen aus der Geiſtlichkeit kommen.

Nekker hat alſo im Staatsrath die Oberhand behalten. Die von ihm den Notabeln zur Entſcheidung vorgelegten Fragen ſind nicht nach dem Gutachten des großen Theils der Notabeln, ſondern

*) Daß hier, ſo wie auch ſchon in den vorigen Abſchnitten, Reichstag ſtatt: Verſammlung der allgemeinen Stände, der Kürze wegen, geſagt iſt; wird hoffentlich Niemanden anſtößig ſein.

Digitized by Google

dern nach ſeiner Meinung entſchieden worden. — Dieſer Streit über die Form des Reichstags iſt eigentlich nicht der Gegenſtand, über den ich meine Bemerkungen anſtelle; und ich will daher nur einige allgemeine Betrachtungen darüber mittheilen.

1) Mich dünkt, daß Nekker bei dem von ihm erwählten Gang ganz aus der Sphäre eines Finanzminiſters getreten iſt. Die Aufgabe, welche er aufzulöſen hatte, war: das Defizit in den Königl. Finanzen durch kluge und zwekmäßige Anordnung zu dekken. Man kann aus verſchiednen Datis ſchließen, daß er dies dadurch leiſten will, daß Adel und Geiſtlichkeit, die bisher ſteuerfrei waren, mit zur Steuer gezogen werden. Sobald er alſo berechnet hatte, daß die von dem Adel und der Geiſtlichkeit zu erhebenden Steuern das bisherige Defizit dekten; und, ſobald er den Adel und die Geiſtlichkeit vermocht hatte, ſich dieſer Steuer zu unterwerfen: ſobald hatte er ſeine Aufgabe aufgelöſet. Nun haben ſich der Adel ſowohl als die Geiſtlichkeit ganz bereitwillig erklärt, ihren Vorrechten in Abſicht der allgemeinen Auflagen zu entſagen, und die allgemeine Laſt gemeinſchaftlich zu tragen. Hatte Nekker alſo, als Finanzminiſter, nicht ſeine Abſicht erreicht? . . . . Warum miſcht er dann nun eine ganz andere Frage in ſeine Auflöſung? warum veranlaßt er eine nach obiger Erklärung der beiden erſten Stände ganz unnöthige und im Ganzen gewiß nachtheilige Spaltung unter den

ver-

verſchiednen Ständen des Reichs? warum will er erſt den Adel und die Geiſtlichkeit durch das Ueber-gewicht der Stimmen des Bürgerſtandes zu einem Entſchluß bringen, den ſie ſchon vorher freiwillig gefaßt hatten? — Ich tadle die Grundſätze nicht, die Nekker in ſeinem Bericht an den König vorträgt; ich gebe vielmehr ohne alle Widerrede zu, daß die von ihm vorgeſchlagne Form des Reichstages beſſer iſt, als die bisherige. Wenn Nekker aber nicht be-weiſet, daß dieſe von ihm vorgeſchlagne und von dem Könige nunmehr genehmigte Form nothwen-dig erwählet werden mußte, um das Defizit der Finanzen zu dekken; ſo kann er dem Vorwurfe nicht entgehn, in die Auflöſung ſeiner Aufgabe etwas Fremdes und Ueberflüſſiges gebracht zu haben. Dieſer Beweis wird ihm aber ſchwer werden, da Adel und Geiſtlichkeit das Weſentliche ſchon zuge-ſtanden hatten.

1) Wenn Nekker ſchon vorher entſchloſſen war, dieſe nunmehr feſtgeſetzte Form des Reichs-tages zu beſtimmen; ſo mußte er, meinem Bedün-ken nach, die Notabeln nicht zuſammen kommen laſſen: oder er hätte dann vorher von dem Beitritt der Notabeln zu ſeiner Meinung überzeugt ſein müſſen. Denn itzt halten ſich die Notabeln für verachtet; und, wenn ſie nunmehr als Deputirte auf dem Reichstage erſcheinen, ſo bringen ſie böſen Willen oder doch eine gewiſſe Abneigung mit: Ge-müthsſtimmungen, wodurch große Hinderniſſe bei

Digitized by Google

Abfaſſung gemeinnütziger Reichsſchlüſſe in den Weg gelegt werden.

3) Vorausgeſetzt, daß Nekker eine neue Form des Reichstages erwählen wollte, ſo mußte er den König dahin bringen, daß dieſe Form ſogleich vollſtändig anbefohlen ward. Ich finde aber, daß in dem oben angezeigten Schluß des Staatsraths zwei weſentliche Punkte der Nekkerſchen Form unentſchieden geblieben ſind. Einmal iſt nicht befohlen: daß die Deputirten eines jeden Standes aus deſſen Mitte ſein müſſen; folglich iſt es dem Bürgerſtande noch erlaubt, Deputirte zu erwählen, die für ihre Perſon zum Adel oder zur Geiſtlichkeit gehören, oder doch in ihren perſönlichen Verhältniſſen und Amtsverrichtungen ganz von dieſen beiden Ständen abhängen. Zweitens iſt nicht beſtimmt: daß bei Zuſammentretung der Stände die einzelnen Stimmen der Deputirten gezählt werden ſollen; vielmehr wird angezeigt, daß erſt auf dem Reichstage die große Frage entſchieden werden ſoll: ob, bei einer allgemeinen Zuſammentretung des ganzen Reichstages, nach den Ständen, oder nach den einzelnen Stimmen (viritim), beſchloſſen werden ſoll? Geſetzt nun, es wird auf dem Reichstage feſtgeſetzt: nach Ständen zu votiren; ſo hat der Adel eine Stimme, die Geiſtlichkeit eine, und der Bürgerſtand eine. Was hilft es dann in dieſem Falle, daß die Deputirten des Bürgerſtandes der Zahl nach den Deputirten der beiden erſten Stände

zuſam-

zuſammengenommen, gleich ſind; wenn ſie gegen die verbündeten beiden erſten Stände doch immer die Minorität haben müſſen?

4) Geht Nekkers ganzer Plan, ſo viel man bis itzt davon theils weiß, theils muthmaßen kann, durch; ſo wird die bisherige Konſtitution des Franzöſiſchen Reichs weſentlich geändert. Die neue Konſtitution kann allerdings ſchön und vortreflich ſein; aber welche Gährung wird nicht im Reiche obwalten, ehe ſie zu Stande kommt? Iſt es wohl der Klugheit gemäß, dieſe Erſchütterung zu einer Zeit zu veranlaſſen, da die Finanzen in Verwirrung ſind? Nekker ſetzt den Staat und ſeinen König in den Fall, daß keine Hülfe für die Finanzen eher Staat findet, als bis die große Frage wegen der Konſtitution entſchieden iſt. Und wenn nun über die Entſcheidung dieſer Frage innerliche Unruhen, bürgerlicher Krieg und Aufruhr ausbrechen; wie wird es dann wohl mit den armen Finanzen ausſehen? — Ich wünſche Nekkern zum voraus viel Glük, wenn ihm alles gelingt; aber immer werde ich behaupten: daß er ein ſehr gewagtes Spiel unternommen hat, und das ſehr leicht zum gänzlichen Ruin Frankreichs hätte ausſchlagen können.

5) Bedenkt man überdies, daß ganz Europa ſich anitzt in einer außerordentlichen Gährung befindet, wo alſo die Klugheit jedem Regenten und Staatsmann wohl anräth, Ruhe im Hauſe zu haben,

ben, um bei den andern Mächten einiges Gewicht zu behalten; was ſoll man dann zu der Staatskunſt ſagen, die gerade itzt Frankreich in die Lage vielleicht bringen wird, daß es ſich von ſeinen äuſſern Nebenbuhlern und Feinden alles muß gefallen laſſen? Kann man glauben, daß auswärtige Mächte das im Innern des Landes ſelbſt erregte Feuer nicht unterhalten und vermehren werden? — Doch, dieſe Betrachtungen liegen außer meiner Sphäre.

6) Ich mache nicht gern Anmerkungen, die bloß die Perſon und derſelben Charakter betreffen, wenn von Geſchäften die Rede iſt. Aber wer kann ſich enthalten, eine Anmerkung über Nekkern zu machen, wenn man das Ende ſeines Berichts an den König lieſet; worin er demſelben auf den Fall, daß der von ihm vorgeſchlagene Plan nicht ausgeführt werden könnte, keinen andern Rath zu geben weiß, als: — daß der König ſeinen Miniſter, der ihm dieſen Plan entworfen hat, verabſchiede! —— Kajus hat zur Wiederherſtellung ſeiner Uhr, deren innere Zuſammenſetzung ganz zerrüttet iſt, ſchon drei bis vier Uhrmacher gebraucht; die aber, ſtatt den Fehlern abzuhelfen, das Werk noch mehr verdorben. Er nimmt daher itzt ſeine Zuflucht zu dem berühmteſten Uhrmacher ſeines Ortes, Titius. Dieſer ſieht die zerrüttete Uhr an, und ſagt dem Kajus: deine Uhr hat zwar weſentliche Mängel und Gebrechen; meiner Kunſt und Wiſſenſchaft

aber

aber wird es nicht ſchwer fallen, die Maſchine wieder herzuſtellen und in Gang zu bringen. Kajus giebt hierauf dem Titius den Auftrag zur Ausbeſſerung der Uhr, und verlangt von ihm den Plan und die Mittel zu wiſſen, wie er dabei zu Werke gehen will. Titius überreicht ſeinen Plan, und ſetzt am Ende folgendes hinzu: „Wenn nun alles das, was ich vorſchlage, nicht helfen will, um die Uhr in Gang zu bringen; ſo weiß ich dir, mein Kajus, keinen andern Rath zu geben, als daß du mich eben ſo wie die bisherigen Uhrmacher verabſchiedeſt, und dich nach einem andern umſiehſt.“ — Was würde man wohl im gemeinen Leben von dieſem Uhrmacher, der ſich anfänglich mit ſeiner Kunſt ſo ſehr überhob, ſagen?

XV.

Für die itzige Interimsverwaltung hat Nekker indeſſen einen reellen Vortheil durch die Bekanntmachung des oben angezeigten Schluſſes des Staatsraths erhalten.

Die Kaufleute aus Nantes haben ihm ein Darlehn von ſieben Millionen Liver angeboten; — und in der letzten Verſammlung der Theilhaber an der Caiſſe d'Eſcompte iſt einmüthig beſchloſſen worden, dem Staat auf 15 Monate fünf und zwanzig Millionen Liver gegen fünf vom Hundert an jährlichen Zinſen vorzuſchießen. Dieſe beiden Summen werden wahrſcheinlich hinreichen, um alle lau-

O 5 fende

fende Ausgaben bis zum feſtgeſetzten neuen Finanzplan zu beſtreiten.

Bei der Caiſſe d'Eſcompte bemerke ich jedoch: daß Nekker die widerſinnige Befugniß, die das vorige Miniſterium am 19 Auguſt vor. J. dieſer Anſtalt ertheilt hatte: ihre Billete nehmlich mit Effekten zu realiſiren *), — bis zu Ende des Junius des itztlaufenden Jahres, oder wie andere ſchreiben, bis nach geendigter Verſammlung der Stände, verlängert hat. Dies läßt mich vermuthen: daß das beſchloßne Darlehn von 15 Millionen bloß in Billeten beſtehen wird; daß man, vermöge dieſer großen Menge neuer in Umlauf gebrachter Billete, einen ſehr ſtarken Ueberlauf zum Realiſiren vermuthet; und daß die itzige Bilanz von Frankreich keinen hinlänglichen Ankauf von metalliſchem Vermögen verſtattet, um die Nachfrage der Billetinhaber zu befriedigen. Dies ſind aber gewiß Umſtände, die einem Finanzminiſter manche unruhige Stunde verurſachen können.

Berlin, den 25 Jänner 1789.

3. Bei-

*) Man ſ. Berl. Monatsſch. 1788 November S. 406.

3.

Beitrag zur Kriegsgeſchichte des Marſchalls von Türenne, und des Generals Montecuculi.

Das Gefecht bei Sasbach (den 27 Julius 1675), in welchem der große Türenne blieb, iſt durch den Tod dieſes vortreflichen Feldherrn in der Geſchichte unvergeßlich geworden. Jeder noch unbekannte Beitrag, der die vollſtändige Aufklärung einer ſolchen merkwürdigen Begebenheit befördern kann, muß dem Geſchichtſchreiber, in welcher Abſicht er auch die Geſchichte bearbeite, willkommen ſein; und ſo wird man auch das Schreiben, welches ich hier liefere, aufnehmen. Die unzubezweifelnde Authentizität deſſelben wird aus der Art erhellen, wie es mir zu Händen gekommen iſt. — Doch erſt liefere ich das Schreiben ſelbſt wörtlich genau. Es iſt von dem Kaiſerlichen General Dünewald *), der in dem Treffen auf dem

*) Johann Heinrich Graf von Dünewald, Herr auf Sabor in Schleſien, ward 1675 von Kaiſer Leopold in den Grafenſtand erhoben. 1686 ward er vor Ofen verwundet; 1687 eroberte er Butſchin; und trug 1691 viel zum Siege bei Salankemen bei. Während des letztern Treffens entzweiete er ſich mit dem Prinzen Ludwig von Baden, ward auch

Digitized by Google

dem Poſten befehligte, von welchem eine Kanon⸗kugel dem Franzöſiſchen General das Leben raubte; am Tage nach der Schlacht geſchrieben, und an ſeinen Schwager, den Kurbrandenburgiſchen Geheimenrath, Freiherrn von Blumenthal gerichtet.

„Im Feldlager bei Sasbach, vier Stunden „von Strasburg, den 28 Jul. 1675:

„Hoch⸗ und Wohlgeborner Freiherr,

„Hochgeehrteſter Herr Schwager!

„Nachdem unſre Armee vorgeſtern, als den „26ſten dieſes, wegen Mangel der Furage, ſich aus „vorigem Lager beim Renchenlocher Paß *) bis

„nach

auch deshalb nach Wien vor den Kriegsrath gefordert; ſtarb aber unterweges. Er hatte ſich mit Barbara, einer Tochter des berühmten Generals Ernſt Rüdiger Graf von Stahrenberg, verehlicht, und verſchiedene Kinder erzeugt: worunter einer, Namens Ludwig, Sächſiſcher Generalmajor geworden. — Dünewald hatte mit andern Kaiſerlichen Generalen öfter Streit, beſonders mit Bournonville und Rapara. Kurfürſt Friedrich Wilhelm ſchätzte ihn ſehr: in dem Gefecht bei Mühlhauſen 1674 hielt er ſich ſehr tapfer; und unterſtützte die Diſpoſition des Kurfürſten bei Türkheim, die Bournonville nicht befolgte, wodurch der Rückzug der Verbündeten verurſacht ward.

*) Das Lager, wovon hier die Rede iſt, ward eigentlich das Lager bei Scherzen genannt. Renchenloch lag vor der Fronte deſſelben am Fluß Rench oder Renchen; dieſen hatte Montecuculi vor ſich, und auf der rechten Flanke den Rhein.

Digitized by Google

„nach Bilow *) zurükgezogen; als hatte ſich fol„genden Morgens der Feind eine Stunde von dar, „bei dem Dorfe Sasbach, mit Kavallerie, Infan„terie, und Stükke ſehen laſſen: Vorhabens, „den in izt bemeldetem Dorf mit hohen Mauren „umgebnen Kirchhof, ſo von einem Hauptmann „und 100 Musketier bereits beſezt war, übern „Haufen zu werfen. Welches er, Hauptmann, Sr. „Excellenz dem Hrn. Generallieutenant **) eiligſt „zu wiſſen gemacht; worauf derſelbe den Furagie„rern zur Warnung drei Kanonenſchüſſe thun laſ„ſen. Ueber welches ich Spornſtreichs zu meiner „Vorwacht hinausgerannt, um zu vernehmen, „wo das Lärmen herkomme; die mich berichtet, „daß der Feind hinter Sasbach ſtehe: woſelbſt ich „auf der Höhe des Berges etliche Franzöſiſche „Offiziere, welche aller Apparenz nach, die dortige „Situation in Augenſchein nahmen, anſichtig „worden. Dieſe habe ich gleich ſchargirt; ſodann „gedachtem Hrn. Generallieutenant ein ſolches be„richtet,

*) Bilow war alſo allem Vermuthen nach das Hauptquartier. Man findet es auch unter den Namen Bihel, Bihl. Es iſt dem Anſchein nach ein guter Poſten, wo Fronte und Flanken gedekt ſind; und im Rükken lagen die Berge, welche ſich bis gegen Baden erſtrekken.

**) Generallieutenant, Graf (nachheriger Reichsfürſt) Montecuculi, der damals die Kaiſerlichen und Verbündeten befehligte.

„richtet, und um Sukkurs gebeten: welcher mir
„das Schaulnagiſche Tragonerregiment von 300
„Pferden, wie auch gleich ein Bataillon vom Gra-
„niſchen Regiment geſchikt. Inzwiſchen habe ich
„etliche Tragoner abſteigen, und die im Thal hin-
„ter den Hekken gelegene Muskerier puſſiren laſſen,
„und dadurch den uns ſehr dienlichen Berg be-
„hauptet; den ſonſten der Feind zu ſeiner Avan-
„tage, auch um uns von dem Kirchhof abzuſchnei-
„den, gern gehabt hätte: zu welchem Ende der-
„ſelbe hinter dem Dorfe bei 14 Stükken aufge-
„führt, und den Kirchhof ſtark beſchoſſen, in Mei-
„nung, die Mauren gleich darnieder zu legen, und
„hinein zu rumpeln. Allein ich that den Haupt-
„mann von einer Zeit zur andern öfter rekurraſi-
„ren, und ermahnen, ſich brav zu halten: die
„Armee ſei gegenwärtig, und könne der Feind nicht
„ſogleich hineinlaufen; deme er dann treulich nach-
„kommen, ohnerachtet der Feind darauf ſtark kano-
„niret, wie auch das Dorf von allen Ekken in
„Brand ſtekte, worüber die im Kirchhof ziemlich
„warm worden. In währenden Flammen kam
„hochgedachter Herr Generallieutenant ſelbſt, und
„beſah die Gelegenheit, mit ſonderlichem Vergnü-
„gen, daß ich mehr berührten Berg eingenommen.
„Zuvor aber ließ ich gleich etliche Stükke auf die
„Höhe des Berges pflanzen, und ebenfalls auf
„den Feind brav Dampf geben; worüber Mr.
„Turenne Nachmittags um 5 Uhr von einer 6
„Pfund

Digitized by Google

„Pfund Stükkugel mitten durch, zur Linken „hinein und zur Rechten wieder hinaus, erſchoſ- „ſen worden. Welches ein Feldſcheer, von Unga- „riſch Skaliz aus Mähren gebürtig, in deſſen „Armen er, Türenne, geſtorben ſeie, alſobald „herüberlaufend, mit Verpfändung ſeines Lebens, „vergewiſſert; ſodann hiemit auch durch andere „mehr konfirmiret wird *). Nun muß dieſes groſ- „ſen Hauptes Fall bei der Franzöſiſchen Armee „außer Zweifel große Alteration und Veränderung „geben. Im übrigen will ſelbte nicht recht außerm „Wald ins Feld kommen; und weilen der Feind „uns mit Infanterie überlegen, ſo kann man den- „ſelben in den Büſchen und Sträuchern nicht wohl „angreifen: weſſentwegen man nur bis dato bei- „derſeits auf einander mit Stükken ſpielet. Jzi- „ger Kommandant wird zweifelsohne ſeinen Valor „wollen ſehen laſſen; hingegen iſt unſer General- „lieutenant äußerſt bemühet, ihm einen guten

„Streich

*) In den Nachrichten von dieſem Gefecht im Theatrum Europäum Th. XI. wird ebenfalls erwähnt, daß Gen. Dünewald eine Höhe beſezt hatte; auch findet man daſelbſt, daß die erſte Nachricht von dem Tode des Marſchalls von Türenne durch einen Feldſcheer von dem Königl. Dragonerregiment der Kaiſerlichen ſei überbracht worden. Feuquierez in ſeinen Mémoires Liv. II Chap. xxxi ſagt: ſie hätten ſelbige durch einen Kammerdiener des Herrn von Bouflears, der ein Deutſcher von Geburt war, zuerſt erfahren.

Digitized by Google

„Streich zu geben: ſo ſich nicht ſo eilfertig thun
„läßt, und wirds die Zeit bald geben. Wovon
„mit nächſtem ein Mehreres. Indeſſen verbleibe

„Meines Hochgeehrten Herrn Schwagers

„dienſtſchuldiger treuer Diener,

„Dünewald.“

Dieſes Schreiben des Generals Dünewald beſtätigt, daß die Abſicht des Franzöſiſchen Generals geweſen, einen Poſten zu gewinnen, der ihm den Uebergang über die Sasbach öfnete und ſicherte. Es würde ihm auch gewiß geglükt ſein, wenn Dünewald minder thätig und entſchloſſen in Beſetzung der Höhe, welche den Kirchhof kommandirte, geweſen wäre. Ein Beweis von einem ſehr richtigen militariſchen Augenmaaß dieſes Generals. Nicht minder macht die Diſpoſition, welche er zur Vertheidigung dieſes Poſtens in Ausübung brachte, ſeiner Einſicht viel Ehre, und erwarb ihm das Lob eines der größeſten Feldherrn der damaligen Zeit. Er zeigte hier, daß es hauptſächlich bei Behauptung der Höhen darauf ankömmt, den Fuß derſelben zu vertheidigen: daher ließ er ſeine Dragoner abſitzen, und poſtirte ſie am Fuß des Berges, um den Feind von ſelbigem zu entfernen, pflanzte die Artillerie auf der höchſten Höhe, und ſtellte ſeine übrige Infanterie und Reuterei in der Reſerve. Durch dieſe gute Diſpoſition erhielt er einen Poſten, welcher dem kommandirenden General äuſerſt

wichtig

Digitized by Google

wichtig war, weil er unter der Protektion deſſelben ſeine Truppen formiren, und dem Feinde die Spitze bieten konnte. Dem Kriegsmann giebt dies Gefecht ein Beiſpiel: wie ſchwer es ſei, auch nur einen ſchlecht befeſtigten Poſten, wenn er in der Nähe unterſtützt werden kann, wegzunehmen; und daß kleine Beſatzungen in dergleichen Poſten ganzen Armeen widerſtehen können. Es lehrt denjenigen, welcher einen ſolchen Poſten unterſtützen will, hauptſächlich ſich auf einem ſolchen Terrän zu formiren, von wo er die Bewegungen, welche der Feind gegen den Poſten macht, entdekken, ihm in der Ferne ſowohl als in der Nähe Abbruch thun, und wo möglich der gegen den Poſten aufgefahrnen Artillerie in die Speichen ſchießen kann.

Die meiſten Franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſind der Meinung: daß Türenne willens geweſen ſei, dem General Montecuculi bei Sasbach eine Schlacht zu liefern. Aus dem Schreiben des Gen. Dünewald erhellet wenigſtens, daß der Kaiſerliche General dieſes nicht vermuthete, weil er einen Theil ſeiner Armee auf Furagirung geſchikt hatte. Es bleibt auch außerdem aus den Bewegungen des Franzöſiſchen Generals ſehr wahrſcheinlich, daß er hier dieſelbe Maxime hat befolgen wollen, die er den ganzen Feldzug über gegen Montecuculi in Ausübung brachte, und ſeinen Gegner vielmehr durch geſchikte Bewegungen fortzudrängen, als durch

Digitized by Google

eine entſcheidende Schlacht über den Haufen zu werfen ſuchte.

Dieſe wenigen Bemerkungen werden hinlänglich ſein zu zeigen, daß das abgedrukte Schreiben des Generals Dünewald manches zur Vollſtändigkeit und Aufklärung der Erzählung von dieſem berühmten Gefecht beiträgt. Ich habe dies Schreiben im Königlichen Archiv gefunden. Der Kurfürſtliche Geheimerath Freiherr von Blumenthal, deſſen Geſchlecht noch itzt in der Preußiſchen Monarchie blühet, und wovon Abkömlinge die erſten Ehrenſtellen des Staats bekleiden *), hatte es dem Kurfürſten, der damals bei Schwan in Meklenburg mit der Armee ſtand, zugeſchikt. Es iſt hernach vermuthlich mit andern Briefen in das Archiv gekommen.

Ich erhielt hiezu die Gelegenheit durch die gnädige Unterſtützung, welche der würdige, gelehrte, und in ſo vieler Abſicht um das Wohl des Staates ſo verdiente Staats- und Kabinetsminiſter, Herr Graf von Herzberg Excellenz, allen denen wieder-

*) Se. Excellenz Herr Joachim Chriſt. Graf von Blumenthal, wirklicher Geheimer Staats- und Kriegesrath, Vicepräſident und dirigirender Miniſter bei dem General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirektorium, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, Amtshauptmann zu Treptow an der Rega, Erbherr auf Steinhöfel, Chef des Departements von Pommern und der Neumark, iſt von dieſer Familie.

verfahren läßt, welche ſich bemühen, irgend einen Zweig der vaterländiſchen Geſchichte zu bearbeiten. Seit 15 Jahren hatte ich ſchon Materialien zu einer Geſchichte der lezten Feldzüge Kurfürſt Friedrich Wilhelms des Großen geſammlet, und zum Theil ſchon an der Geſchichte ſelbſt gearbeitet. Ich wagte es, eine Probe davon dieſem großen Kenner der Brandenburgiſchen Geſchichte vorzulegen. Sie hatte das Glük, deſſen Beifall zu erhalten, und Er ertheilte mir die gnädige Erlaubniß, aus dem Königl. Archiv Nachrichten zu ziehen. Der Reichthum, den ich daſelbſt an Tagebüchern, die von Augenzeugen bei dieſen Feldzügen aufgeſezt waren, an Korreſpondenzen mit den Generalen, an Rapporten, Diſpoſitionen, Briefen, und andern unbekannten und merkwürdigen Aktenſtükken fand, verurſachte: daß ich faſt alles ausſtrich, was ich aus allen nur bekannten Geſchichtſchreibern, die von dieſer Periode geſchrieben haben, zuſammen getragen hatte; und dieſe Geſchichte nach den neuen Materialien umzuarbeiten anfing. So entſtand ein ganz neues Werk, von welchem ich nun ohne Ruhmredigkeit glaube ſagen zu dürfen: daß es dieſe Kriegsbegebenheiten mit ſolcher Genauigkeit und Wahrheit darſtellt, wie man ſie in keiner bisher gedrukten Schrift finden kann; denn noch kein militariſcher Schriftſteller, der von den Feldzügen des Großen Kurfürſten handelt, hat die archivaliſchen Nachrichten gebraucht, die ich gebrauchen konnte.

Unter dieſen Nachrichten fand ich auch ni
wenige, welche viel Licht über die damalige Br
denburgiſche und über die Kriegsverfaſſung and
in dieſem Kriege verwikkelten Mächte verbrei
konnte; ich habe ſie nicht unbenutzt gelaſſen, ſo
dern ſie zu einer Ueberſicht der Kriegsverfaſſu
der damaligen kriegführenden Mächte zuſa
men getragen, und faſt auf eben die Art bearbeit
als das Tableau militaire, welches ich zu des
von Francheville Ueberſetzung der letzten Feldz
Guſtav Adolfs entwarf. Dieſe Ueberſicht u
die Geſchichte von dem Feldzuge des Kurfürſten a
Rhein 1674 machen den erſten Theil meines W
kes aus. Mein langer Aufenthalt in Rheinsb
brachte mich in die Nähe bei der Gegend, wo d
Kurfürſt 1675 ſo viel Ruhm erwarb. Oft habe i
meine Arbeit und die Relationen mit dem Terr
ſelbſt verglichen; und bin dem Kurfürſten in ſeinen
Zügen von Ratenau, Rauen, Fehrbellin, und
Wittſtok bis ins Meklenburgiſche gefolgt. In A
ſehung Ratenaus und Fehrbellin habe ich eben das
gethan, was ich in der Geſchichte Guſtav Adolfs
mit den Schlachtfeldern bei Breitenfeld und Lützen
unternommen. — Der Feldzug von 1675 macht
den zweiten Theil dieſer Kriegsgeſchichte aus.
Im dritten und vierten Theile wird die Ge-
ſchichte des Groſsen Kurfürſten bis 1679 fortgeſetzt.

Was mich aber vorzüglich ermuntert, und alle
meine Kräfte auffordert, die letzte Hand an dies

Werk

Werk zu legen, iſt die beſonders gnädige Aufnahme, welcher Se. Majeſtät der itztregierende König eine Probe von dieſer Arbeit, die ich Höchſtdenſelben zu überreichen die Ehre hatte, gewürdigt, und die huldreiche Erlaubniß, welche mir Dieſelben gewährt haben, dieſe Kriegsgeſchichte Allerhöchſtdenſelben zuzueignen. Auch iſt der Namen Friedrich Wilhelm II, vor einer Kriegsſchichte des Großen Kurfürſten, nicht leere Dekoration; ſondern ein Wink für den denkenden Leſer auf die Thaten des Monarchen, womit Er die erſten Schritte ſeiner Regierung auf eine ſo hervorſtechende Art bezeichnet hat. Der Große Kurfürſt knüpfte mit Holland das erſte Band der Freundſchaft, welches ſich nach ſeinem Ableben bei dem Preußiſchen Hauſe erhielt; aber nach mehr als hundert Jahren, unter der Regierung ſeines Urenkels, ärndteten die Vereinigten Niederlande erſt die Früchte deſſelben, durch die Großmuth Friedrichs Wilhelms II in vollem Maaße ein. Denn dieſer König ſtellte in der Republik Ruhe und Freiheit wieder her. Hielt der Kurfürſt durch ſeine tapfern Brandenburgiſchen Hülfsvölker von den Gränzen der Republik Hollands auswärtige Feinde ab; ſo wagte König Friedrich Wilhelm II, unter der Anführung eines ſieggewohnten Helden aus dem edlen Braunſchweigiſchen Stamme, das Blut ſeiner ſiegreichen Preußen, um das Bürgerblut alter Freunde zu ſchonen. Große, unvergeßliche, edelmüthige That! die einen

ewigen Eichenkranz um die Scheitel des geliebten Monarchen windet; bei den Batavern aber das Andenken des Großen Stifters dieſer Freundſchaft erneuert; ſo daß, bei dem Dankopfer, welches ſie Friedrich Wilhelm II. bringen, ſie auch noch der Aſche des Großen Kurfürſten Weihrauch ſtreuen!

Meine erwähnte **Geſchichte der letzten Feldzüge Friedrich Wilhelms des Großen** wird in Herrn Fr. Nikolai's Verlage erſcheinen. Es hat derſelbe bereits vor mehr als zwei Jahren angefangen, die Plane durch den geſchikten Kupferſtecher Hrn. Ludwig Schmidt in Berlin ſtechen zu laſſen. Dieſer Künſtler wendet daran einen rühmlichen Fleiß. Beſonders eine zum erſten Theil gehörige Operationskarte beider Armeen im Elſaß zeigt, daß er unter die wenigen deutſchen Kupferſtecher gehört, welche die bisher in Deutſchland ſeltne Kunſt Situationskarten zu ſtechen, auf einen ziemlichen Grad der Vollkommenheit gebracht hat. Ferner gehören zum erſten Theil: das Treffen bei Türkheim, und die Belagerung von Waſſeln. Alle dieſe ſind bereits fertig, und können als eine Probe der Sorgfalt, welche der Verleger auf die zu meinem Werke gehörigen Karten wendet, bei Hrn. Nikolai vorgezeigt werden. Herr Schmidt arbeitet itzt an den Planen zum zweiten Theil, welche in den Operationskarten der Brandenburger und Schweden in der Mark, einem Plan von der Ueberrumplung von Ratenau, und einem von der Schlacht bei Fehrbellin beſtehen.

Zu

Zu den übrigen Theilen werden noch vier Plane hinzukommen. Der Abdruk dieſes Werks, welches, ſo viel ich bis itzt abſehen kann, drei oder vier Bände in groß Quart betragen wird, ſoll nicht eher angefangen werden, bis die Plane ganz fertig ſind. Es wird auf dieſe Art bei demſelben nichts übereilt, ſondern ſowohl beim Stich als bei der Illumination (wo ſie nöthig iſt) die gröſſeſte Sorgfalt angewendet werden. Ich hoffe, daß man in zwei Jahren damit fertig werden kann. Für mich erwächſt durch dieſen Aufſchub noch der beſondere Vortheil: daß, da ſonſt meine itzige Lage mich von der Beſchäftigung mit militariſchen Arbeiten, wo nicht ganz, doch gröſtentheils abbringet, ich nun die wenigen Stunden, die mir viele Amtsarbeiten übrig laſſen, noch dazu anwenden kann, die letzte Hand an dieſes Werk zu legen: welches nicht zu ſehr durchgedacht und gefeilet werden kann, wann es einigermaßen der Gröſſe des Gegenſtandes entſprechen ſoll. Ich glaube, dieſe vorläufige Nachricht werde Brandenburgiſchen Patrioten und militariſchen Leſern nicht unangenehm ſeyn. Gegen die Zeit des Abdruks meines Werks behalte ich mir vor, von demſelben dem Publikum noch eine etwas ausführlichere Nachricht zu geben.

Berlin. Hennert.

4.

Ueber Rechnungsmünze, Geld, und wirkliche Münzen.

Wenn ich in dieſer Abhandlung von dem Werth der Dinge rede, ſo verſtehe ich darunter blos den Kaufwerth, das iſt, den Werth, um welchen ich die in dem Beſitz eines Andern befindliche Sache in meinen Beſitz bringen kann. Daß dieſer Kaufwerth einer Sache ein ganz ander Ding iſt, als der innere Werth, brauche ich wohl nicht erſt anzuzeigen. Waſſer und Luft haben für den Menſchen einen großen innern Werth, aber ihr Kaufwerth iſt in gewöhnlichen Fällen Null. Ein geſchikter Schullehrer hat in Abſicht auf das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft offenbar einen weit größern Werth, als der vollkommenſte Sänger unter den Kaſtraten; aber, dem Kaufwerth nach, überwiegt der Kaſtrate mehrentheils den verdienteſten Schullehrer.

Den Maaßſtab für den Kaufwerth der Dinge nennen wir die Rechnungsmünze. Es iſt alſo die Rechnungsmünze nichts anders als eine Einheit, wodurch ich die Größe des Kaufwerths von verſchiedenen Sachen meinem Verſtande deutlich darſtellen kann. Eine dergleichen Rechnungsmünze iſt bei uns der Thaler, bei den Holländern der Gulden, bei den Franzoſen der Liver, bei den Engländern

Digitized by Google

dern das Pfund Sterling; u. ſ. w. Was alſo der Begrif eines Fußes in der Geometrie für die Längen iſt, das iſt die Rechnungsmünze für den Werth der Dinge. Soll ich die Größe einer Linie beſtimmen, ſo ſage ich, daß ſie ſo und ſo viel Fuß lang iſt. Soll ich die Größe des Kaufwerths von einer Sache anzeigen, ſo ſage ich, daß ſie ſo und ſo viel Thaler, Gulden, Liver, Pfund Sterling, u. ſ. w. wehrt iſt. Damit wir in Zukunft nur Ein Exempel von Rechnungsmünze behalten, will ich bloß von der bei uns üblichſten, nehmlich von dem Thaler, reden.

So wie man den Fuß in der Geometrie, der Bequemlichkeit wegen, in eine gewiſſe Anzahl von gleichen Theilen eintheilet; ſo thut man dies auch bei der Rechnungsmünze, das iſt in unſerm Beiſpiel, bei dem Thaler. Man theilt ihn zum Beiſpiel in 24 gleiche Theile ein, und nennt einen dergleichen Theil einen Groſchen; man theilet ferner den Groſchen in 12 gleiche Theile, u. ſ. w.

Hierdurch erhalten wir ein vollkommnes Schema zu einem Maaßſtab für den Kaufwerth aller Dinge; und, wenn wir den Kaufwerth von zwei und mehrern Dingen durch dieſen Maaßſtab und deſſen Theile andeuten, ſo erhält unſer Verſtand dadurch einen deutlichen Begrif von dem Verhältniß des Kaufwerths dieſer verſchiedenen Dinge. Wenn ich ſage: ein Pfund Butter iſt ſechs Groſchen, ein Scheffel Roggen iſt zwei und zwanzig Groſchen; eine Fla-

ſche Wein iſt ſechszehn Groſchen, ein Loth Gold iſt zwölf Thaler werth; ſo iſt nichts leichter als das Verhältniß des Kaufwerths dieſer verſchiedenen Waaren, vermittelſt dieſer Beſtimmungen der Rechnungsmünze, auf eine deutliche und vollſtändige Art ſich vorzuſtellen.

Jede Reihe, die uns von dem Kaufwerth verſchiedener Dinge gegeben wird, beſtimmt nun auch den jedesmaligen Werth der Rechnungsmünze. So iſt in unſerm vorigen Beiſpiel ein Thaler gleich dem Kaufwerth von vier Pfund Butter, gleich dem Kaufwerth von $1\frac{1}{11}$ Scheffel Roggen, gleich dem Kaufwerth von $1\frac{1}{2}$ Flaſche Wein, gleich dem Kaufwerth von $\frac{1}{12}$ Loth Gold. So bald ſich in dieſer Reihe der Kaufwerth von einer Sache ändert, ſo wird auch die Aequation für den Thaler, die von dieſer Sache hergenommen ward, geändert. Wenn z. B. das Pfund Butter auf acht Groſchen geſetzt würde, ſo wäre nunmehr ein Thaler gleich dem Kaufwerth von drei Pfund Butter.

Wenn man auf dieſe Art (durch das Verhältniß verſchiedner Waaren gegen einander) die Rechnungen in der Handlung, in Erhebung der Staatseinkünfte, in Kapitalzahlungen, und im gemeinen Leben, abſchließen wollte; ſo würde man zwar philoſophiſch zu Werke gehen, bei der Ausführung aber in unendliche Schwierigkeiten verfallen. Man würde das Unveränderliche des eigentlichen Maaßſtabes erhalten, das Steigen und Fallen der Waa-

ren

ſen im Kaufwerth würde keinen Einfluß auf die wahre Größe des Maaßſtabes haben; aber, wenn man ſaldiren ſollte, ſo würden theils Zweifel über den wahren jedesmaligen Kaufwerth der Waaren entſtehen, womit man ſaldiren wollte, theils würden ſich ſchwerlich Gläubiger und Schuldner jedesmal über die Waare vereinigen, womit zu ſaldiren wäre. Urſache genug, daß man dadurch bewogen iſt, die Rechnungsmünze unabänderlich mit einem gewiſſen wirklichen Körper und deſſen Kaufwerth in Verbindung zu ſetzen. Indem man nun dies thut, wird die Rechnungsmünze Geld genannt. Geld heißt alſo die Rechnungsmünze, in ſofern ſie mit dem Kaufwerth eines gewiſſen wirklichen Körpers in eine unveränderte Verbindung gebracht wird. Dadurch wird die Rechnungsmünze körperlich, und dadurch erhält ſie eine abſolute Größe.

Die Theorie beſtimmt nicht, welchen Körper man zu Geld machen ſoll; und die Geſchichte zeigt uns ſehr verſchiedene Gattungen von Geld. So iſt bei den Bewohnern der Küſten an der Hudſonsbai ein Bieberfell und deſſen Kaufwerth die Größe, womit die Rechnungsmünze verbunden iſt. In Island machen die Kabeljaue das Geld aus; in einigen Gegenden von Aſia und Afrika iſt eine gewiſſe Art von Muſcheln das Geld; u. ſ. w. Hauptſächlich aber hat man dazu die Metalle erwählt. Metalliſches Geld heißt alſo die Rechnungsmünze, in ſofern ſie mit dem Kaufwerth einer gewiſſen

Quan-

Digitized by Google

Quantität eines gewiſſen Metalls unzertrennlich verbunden iſt. So vielerlei Metalle wir alſo haben, ſo vielerlei metalliſches Geld läßt ſich gedenken. Die Rechnungsmünze wird alſo zu Kupfergeld, zu Silbergeld, zu Goldgeld, in ſofern ſie auf eine unveränderliche Weiſe an eine gewiſſe Quantität von Kupfer, von Silber oder von Gold angepaßt wird. Da man itzt in Europa ſich bloß auf Silbergeld und auf Goldgeld eingeſchränkt hat, ſo will ich auch bloß von dieſen beiden Geldarten reden.

Silbergeld heißt alſo die Rechnungsmünze, in ſofern ich ſie mit dem Kaufwerth einer gewiſſen Quantität Silber unzertrennlich verbinde. So haben die Hamburger in ihrer Bank Silbergeld, indem ſie beſtimmen, daß eine Köllniſche Mark feinen Silbers 27 Mark 12 ß gelten ſoll. Die Hamburgſche Rechnungsmünze in Marken und Schillingen iſt hierdurch unzertrennlich mit einer gewiſſen Quantität feinen Silbers verbunden. Eine Mark feinen Silbers kann nunmehr nach dieſer Beſtimmung in der Hamburgſchen Bank niemals mehr noch weniger gelten als 27 Mark 12 ß, und dadurch wird die Hamburgſche Rechnungsmünze wirkliches Silbergeld. Im Preußiſchen gehen 14 Reichsthaler auf eine feine Mark Silber; und durch dieſe Beſtimmung wird die Rechnungsmünze eines Thalers Preußiſches Silbergeld.

Goldgeld heißt die Rechnungsmünze, in ſofern ſie auf den Kaufwerth einer gewiſſen Quantität

Goldes

Digitized by Google

Goldes unveränderlich angepaßt wird. Wenn z. B. im Preußiſchen durch das Geſetz beſtimmt iſt, daß 175 Reichsthaler an Gold 21 Karat 9 Grän fein enthalten ſollen; ſo wird die Preußiſche Rechnungsmünze des Thalers dadurch zu Goldgeld.

Dieſe Operation, die Rechnungsmünzen körperlich zu machen, das iſt, in Geld zu verwandeln, iſt im Grunde die nehmliche, welche man bei dem Längenmaaß beobachtet. Man verbindet in der Ausübung die Idee des Fußes an eine gewiſſe beſtimmte Länge; und ſo erhält man den Rheinländiſchen, den Franzöſiſchen, den Engländiſchen Fuß, u. ſ. w. Eben ſo verbindet man die Idee des Thalers mit einer gewiſſen Quantität Silber oder Gold; und ſo erhält man den Silber-, den Goldthaler.

Aber, ſo einfach und ſicher dieſe Operation in der Geometrie wird, ſo verwikkelt und unſicher wird ſie in der Münzwiſſenſchaft.

In der Geometrie hat die wirkliche Länge, die ich an die Idee des Fußes ankette, eine beſtimmte unveränderliche Größe; und der Idealmaaßſtab des Fußes wird durch die Anwendung auf eine beſtimmte Länge keinesweges veränderlich gemacht. Wenn ich aber die Idee eines Thalers auf den wirklichen Kaufwerth irgend einer Sache anwende, giebt es da wohl einen unabänderlichen Kaufwerth? Das wird Niemand behaupten; denn Theorie ſowohl als Erfahrung lehren uns, daß der Kaufwerth von allen und jeden Sachen und Waaren eine veränderliche

liche Größe iſt. Iſt das; ſo wird alſo mein Maaßſtab, der Thaler, ſobald ich ihn an den Kaufwerth irgend einer Sache und Waare anfeſſele, ſelbſt auch etwas Veränderliches: und er kann mir eigentlich nicht mehr die Dienſte leiſten, die ich von ihm als Maaßſtab erhalten wollte.

Geſetzt, daß ich die Idee des Thalers mit Silber verbinde, und z. B. feſtſetze, ein Thaler ſoll dem Kaufwerth von dem vierzehnten Theil einer Mark fein gleich ſein: ſo kann ich durch dieſen Maaßſtab das Verhältniß des Kaufwerths von allen möglichen Dingen gegen den Kaufwerth von Silber auf das deutlichſte anzeigen; und ſobald ich vorausſetze oder erweislich darthun kann, daß der Kaufwerth von Silber ſich nicht ändert, ſo hat mein Maaßſtab, der Thaler, eine beſtändige unabänderliche Größe. Sobald ſich aber der Kaufwerth des Silbers ſelbſt ändert; ſobald verändert ſich auch bei unſrer Vorausſetzung der Maaßſtab in ſeiner Größe; und in dieſem Falle würden wir alſo den Kaufwerth der Dinge bald mit einem gröſſern, bald mit einem kleinern Maaßſtab meſſen. Es wird uns in dieſem Falle gehn, wie einem Menſchen, der die Größe aller Längen durch die Länge ſeiner Spanne beſtimmen wollte. Die Größe der Spanne iſt, nach dem Wachsthum des Körpers, in ſich veränderlich; es wird alſo dieſer Menſch zwar immer im Stande ſein, das Verhältniß aller Längen gegen die jedesmalige Größe ſeiner Spanne anzugeben;

geben; aber wird man wohl dieſer Spanne den Namen eines allgemein brauchbaren Maaßſtabes geben können?

Iſt denn aber wohl der Kaufwerth von Silber eine veränderliche Größe? Die Beantwortung dieſer Frage kann bei einem aufmerkſamen Beobachter wenig Schwierigkeit haben. Es iſt wahr, daß eine Mark Silber immer und ewig eine Mark Silber bleibt; das heißt, daß in einer Mark Silber jederzeit eine gleiche Anzahl von Silbertheilchen enthalten iſt: aber dies macht nicht den Kaufwerth vom Silber aus, ſondern dieſer wird durch die größere oder geringere Menge von Waaren, womit man eine Mark Silber eintauſcht, beſtimmt. Sobald mir alſo für eine Mark Silber bald mehr bald weniger Waaren gegeben werden, und in ſofern die Urſache dieſer Verſchiedenheit im Silber ſelbſt liegt: ſo iſt der Kaufwerth des Silbers eine veränderliche Größe. Daß aber dies der Fall bei dem Silber iſt, läßt ſich leicht zeigen. Ich will hier nicht einmal von der großen Revolution reden, die ſich mit dem Kaufwerth des Silbers nach Entdeckung der amerikaniſchen Bergwerke zugetragen hat, weil man ſagen könnte, daß nunmehr ſich der Preis des Silbers wieder fixirt hätte; ſondern ich will bloß Fälle anführen, die ſich beinahe alle Jahre ereignen. Wenn die Ausrüſtungen der nach China beſtimmten Däniſchen und Schwediſchen Schiffe vor ſich gehn ſoll, ſo wird zu ihrer Ladung eine

gewiſſe

Digitized by Google

gewiſſe Menge von Piaſtern erfordert. Dadurch ſteigen die Piaſter im Kaufwerth; und da die Piaſter nach dem Gewicht gekauft werden, ſo ſteigt dadurch in der That der Werth des Silbers. Die Urſache dieſes Steigens liegt aber nicht in dem verminderten Kaufwerth andrer Waaren; ſondern es iſt ein inneres Steigen des Werthes vom Silber. Sobald hernach die Bedürfniſſe der Chineſiſchen Ausrüſtungen befriedigt ſind, fällt der Preis der Piaſter auch wieder. Mithin haben wir hier einen offenbaren Beweis von der Veränderlichkeit des Kaufwerthes vom Silber.

Man nehme nun dies zuſammen, um ſich einen Begrif von der hierdurch entſtehenden Schwierigkeit zu machen. Der Thaler ſoll mein Maaßſtab für den Kaufwerth aller nur möglichen Dinge ſeyn. Er muß alſo als Maaßſtab eine beſtändige unveränderliche Größe haben. Wenn ich aber dieſen Maaßſtab körperlich machen will, und ich ihn deshalb mit dem Kaufwerth irgend einer Sache, z. B. des Silbers, in Verbindung bringe; ſo finde ich, daß der Kaufwerth aller und jeder Dinge, und folglich auch des Silbers, in ſich dem Steigen und Fallen unterworfen iſt. Mithin wird mein Maaßſtab, dadurch, daß ich ihn körperlich machen will, zu einer veränderlichen Größe. Er hört alſo eigentlich auf, ein Maaßſtab zu bleiben.

Wollte man den Maaßſtab immer von einerlei Größe erhalten, ſo müßte er unabhängig von dem Kauf-

Digitized by Google

Tauſchwerth irgend einer einzelnen Sache ſein. Mithin würde man den Thaler mit keiner beſtimmten Menge von Silber, von Gold, u ſ. w. ausdrükken: ſondern, man würde zwar in jedem gegebenen Falle wiſſen, wie viel Gold, Silber, Korn, oder andere Waare, anizt ein Thaler werth wäre; aber dieſe Quantität von Gold, Silber, Korn, die die Größe des Thalers bezeichnete, würde bei jeder Schwankung des relativen Verhältniſſes verändert werden.

Dies würde der Theorie nach recht gut ſein. Auch würde es dem großen Kaufmann ſehr zu Paſſe kommen, daß ſein nach Thalern gezähltes Vermögen ſich immer ſo verhielte, als die Zahl der Thaler, die es ausdrükten. Dies haben die Kaufleute zu Amſterdam durch ihre Bank auf gewiſſe Weiſe in Ausführung gebracht: indem der Holländiſche Bankgulden einen ganz unabhängigen Werth von Gold und Silber hat, jedesmal aber doch durch Gold, Silber und alle andere Waaren ausgedrükt werden kann. Allein, wenn man dies im gemeinen Leben einführen wollte; welche Verwirrung würde nicht daraus entſtehen! Sollte man alle 8 oder alle 14 Tage, oder alle Monate beſtimmen, wie viel nun Aſſe feinen Silbers oder Aſſe feinen Golds auf einen Thaler zu rechnen wären; wie viel Verwirrung würde in allen kleinen Zahlungen einreißen?

Digitized by Google

Ich glaube daher: daß man, um größere Uebel zu vermeiden, in der Ausführung recht thut, die Idee des Thalers an den Kaufwerth einer einzelnen Sache zu binden; nur daß man die Vorsicht brauche, eine ſolche Materie zum Maaßſtab zu erwählen, deren Kaufwerth keinen außerordentlich großen und ſprungweiſe erfolgenden Abwechſelungen unterworfen ſei. Dieſe Eigenſchaft findet hauptſächlich bei den edeln Metallen, dem Gold und Silber, Statt. Folglich iſt es rathſam, eines von dieſen beiden Metallen, und den Kaufwerth davon, zum Maaßſtab des Werths von allen übrigen Dingen anzunehmen und feſtzuſetzen.

Der auf ſolche Art beſtimmte Maaßſtab wird nun zwar nicht eine unveränderliche Größe haben, ſondern wird allen den Schwankungen unterworfen ſein, denen der Kaufwerth des zum Maaßſtab angenommenen Metalls ausgeſetzt iſt. Weil dieſe Schwankungen aber nicht ſprungweiſe geſchehen, weil ſie zuweilen nur von außerordentlichen Urſachen herrühren, mithin der vorige Preis gleich wieder hergeſtellt wird, ſobald dieſe Urſachen zu wirken aufhören, und weil ein beſtändig fortdaurendes Steigen und Fallen des Kaufwerths dieſer Metalle erſt nach einem gewiſſen, bald längerm bald kürzern, Zeitraum merklich wird; ſo ſind die Nachtheile, die von dem ſchwankenden Maaßſtabe erfolgen, nicht ſo groß, als wenn man die Idee des

Maaß-

Maaßſtabes beſtändig fort an verſchiedene Quantitäten von Gold und Silber anketten wollte.

An welches Metall ſollen wir nun aber unſern Thaler anknüpfen? Soll dies an Gold oder an Silber geſchehen? .... Dies iſt an und für ſich ſehr gleichgültig; denn aus der Theorie wird man keinen Grund angeben können, warum es beſſer wäre, den Kaufwerth aller Dinge und Waaren durch den Kaufwerth von Gold zu beſtimmen, als durch den vom Silber. Iſt daher in einem gewiſſen Lande und Staate ſchon ein gewiſſes Metall angenommen, durch welches der Kaufwerth ausgedrükt wird; ſo laſſe man es ja dabei, und mache keine Veränderung. Hat man indeſſen noch die Freiheit, entweder Gold oder Silber zu erwählen; ſo finden verſchiedene Gründe Statt, warum wir dem Silber den Vorzug geben. Erſtlich ſcheint es, als wenn ſich der Kaufwerth vom Silber in einer gröſſern Gleichheit erhalte, als der Kaufwerth des Goldes. Wenigſtens hat es nach den in Europa faſt durchgehends eingeführten Ausdrükken das Anſehen, als wenn man den Kaufwerth des Silbers für unveränderlich, und den Kaufwerth des Goldes für ſchwankend halte. Man ſagt z. B. das Pari von Gold und Silber iſt 14, 15, 16. Hier wird Silber allemal für Eins, für das Unveränderliche angenommen; der Kaufwerth des Goldes aber iſt veränderlich, bald 14, bald 15, bald 16. Ich weiß, daß dieſes Räſonnement bei genauer

Digitized by Google

Unterſuchung nicht Statt hält, und daß im Grunde der Kaufwerth von Gold ſowohl als von Silber veränderlich iſt; aber vorausgeſetzt, daß man nun den Kaufwerth des einen von dieſen beiden Metallen als feſt annehmen ſoll: ſo findet man doch, daß die allgemeine Denkungsart in Europa für das Beſtändige des Silberwerths iſt. Zweitens haben wir von der Erwählung des Silbers den Vortheil, daß wir die kleinern Theile unſers Maaßſtabes weit beſſer durch verhältnißmäßige Stükchen Silber vorſtellen können, als wenn wir Gold angenommen hätten. Thaler, Groſchen, Pfennige, laſſen ſich im Preußiſchen recht gut durch Stükchen Silber darſtellen. Wenn wir aber Stükchen Gold darbringen wollten, die den Werth eines Groſchen und Pfennigs enthalten ſollten; ſo würde der praktiſche Nutzen von dieſen Goldſtükchen wegfallen. Drittens glaubte man ſonſt, daß Silber im Steigen, Gold dagegen im Fallen wäre; und daraus folgte ein neuer Grund, die Rechnungsmünze eines Landes mit Silber zu verbinden. Denn man nehme bei dieſer Hypotheſe zwei Länder, deren eines nach Gold, das andere nach Silber rechnet. Wird nicht das ganze Vermögen jenes Landes im Verhältniß gegen das Vermögen dieſes Landes abnehmen? Jedoch iſt auf der andern Seite wahr, daß ſeit dem Ende des letzten Amerikaniſchen Kriegs das Gold im Steigen, und das Silber im Fallen iſt. Man würde alſo aus der itzigen Lage des Gold-

und

Digitized by Google

und Silberwerths auf die Erwählung des Goldmaaßſtabes ſchlieſsen. Folglich kann dies Argument von dem vormaligen beſtändigen Steigen des Silbers nicht nicht gebraucht werden.

So viel von der erſten Schwierigkeit, die ſich in der Münzwiſſenſchaft dadurch zeigt, daß die Rechnungsmünze, wenn ſie unzertrennlich mit dem Kaufwerths irgend einer wirklichen Sache verbunden wird, unmöglich eine unveränderliche Gröſse erhalten kann. Nun kommt aber noch eine neue Schwierigkeit, die ich anzeigen und erörtern will.— In der Geometrie, kann ich den Maaßſtab des Fußes mit jeder wirklichen Länge verbinden, und wenn ich das Verhältniß dieſer verſchiedenen Längen weiß, ſo kann ich die durch eine von dieſen Längen ausgedrükte Gröſse auch durch jede andere dieſer mir bekannten Längen anzeigen. Wir haben in der Praxis eine große Menge von Fußen, z. B. den Pariſer, den Rheinländiſchen, den Londner etc. Wenn mir aber das Verhältniß von dieſen verſchiedenen Fußen bekannt iſt; ſo kann ich die mir nach dem einen Fuß gegebene Länge unbedenklich auch nach einem andern beliebigen Fuß angeben. Da nun das Verhältniß von dieſen verſchiedenen Fußen immer einerlei bleibt; ſo kann in die deutliche Vorſtellung von allen gegebenen Längen nichts ſchwankendes kommen, welchen wirklichen Fuß ich mir auch eigentlich zum Maaßſtab erwählen mag. Ganz anders aber wird es mit der Rech-

nungsmünze und dem Gelde ausſehen. Ich kann an und für ſich meine Thaler auf den Kaufwerth von allen nur möglichen Sachen anwenden, und erhalte dadurch ſo vielerlei Geld, als ich verſchiedene Anwendungen mache. Z. B. ich erhalte durch die Anwendung auf Gold, Goldgeld, durch die Anwendung auf Silber, Silbergeld. Wenn ich aber mein Goldgeld durch Silbergeld oder mein Silbergeld durch Goldgeld ausdrükken ſoll; ſo finde ich bald, daß ich kein beſtimmtes Verhältniß zwiſchen dem Kaufwerth dieſer beiden Metalle angeben kann. Ich finde, daß dies Verhältniß ſchwankend iſt; und folglich iſt es unmöglich, eine gewiſſe Menge Silbergeld immerfort durch einerlei Zahl in Goldgeld auszudrükken. Eine gewiſſe Menge von Rheinländiſchen Fußen iſt immer und ewig eine gewiſſe beſtimmte Menge von Pariſer Fußen, und umgekehrt; aber nicht ſo iſt es mit Silber- und Goldgeld. Der Preußiſche Silberthaler iſt beſtimmt, wie wir im Vorigen geſehen haben; und eben ſo iſt der Preußiſche Goldthaler beſtimmt. Wenn wir aber ſagen ſollen, wie viel der Preußiſche Silberthaler in Gold werth ſei; ſo kann dies unmöglich durch einerlei Zahl, die zu allen Zeiten gelten ſollte, ausgedrükt werden.

Dieſer Umſtand würde nun keine ſonderliche Schwierigkeit verurſachen, wenn es nur nicht den Geſetzgebern eingefallen wäre, das ſo ſchwankende Ver-

Verhältniß zwiſchen Gold und Silber durch Macht-
ſprüche fixiren zu wollen. Der Geſetzgeber kann in dieſer Materie eigentlich nichts weiter thun, als: 1) den Unterthanen einen deutlichen Begrif von dem Maaßſtab und deſſen Eintheilungen geben, wodurch der Kaufwerth der Dinge ausgedrukt werden ſoll. So kann den Unterthanen ganz deutlich gezeigt werden, was Thaler, Groſchen, Pfennige ſind, und wie ſich dieſe Maaße gegen einander verhalten; 2) den Unterthanen einen deutlichen Begrif von den verſchiedenen Arten von Geld machen, die in dem Lande eingeführt ſind. So kann der Geſetzgeber z. B. beſtimmen, daß 14 Rthlr. eine Mark fein Silber enthalten ſollen, und daß 175 [illegible] an Gold 21 Karat 9 Grän enthalten ſollen. Wenn aber der Geſetzgeber weiter gehen, und [illegible] in unſerm Beiſpiele, beſtimmen wollte: wie [illegible] die 14 Rthlr. Silbergeld nach dem Goldgelde [illegible] 175 Rthlr. gelten ſollten; ſo würde dadurch [illegible] wahre Verwirrung im Geldweſen einreißen. Gold und Silber ſind nicht Waaren, die nur in Einem Staat zu finden ſind, und worüber ſich alſo irgend ein Staat ein Monopol anmaßen könnte. Es iſt daher unmöglich, daß ein Staat eine Gold- und Silbertaxe machen könne; ſondern man muß das Verhältniß von dem Kaufwerth dieſer beiden Metalle der Konkurrenz überlaſſen.

Da nun aber doch in ſehr vielen Staaten eine ſolche unrichtige Beſtimmung des relativen Werths

von Gold und Silber durch die Geſetze Statt fin-
det; ſo entſtehet natürlich die Frage: wodurch wo
Staatsmänner und Geſetzgeber bewogen worden
dergleichen in der That ungereimte Verfügunge
zu treffen? Hiervon kann man folgenden Au
ſchluß geben. 1) Es liegt in der Natur des Me
ſchen, daß er zu einem Maaßſtab eine unveränder
liche Größe haben will. Mithin muß der Maa
ſtab für den Kaufwerth der Dinge auch eine beſtä
dige Größe haben. Alſo Rechnungsmünze, u
in unſerm Beiſpiel, der Thaler dürfen von Rech
wegen keine veränderliche Größe ſein. 2) Da ma
die Rechnungsmünze gern körperlich machen wollte,
und man den Kaufwerth von den meiſten Waa
ſo ſehr verſchieden fand, hergegen bei dem K
werth der edlen Metalle eine größere Stäti
bemerkte; ſo war es ſehr natürlich, daß ma
Begrif von Geld zuletzt an den Kaufwerth der e
Metalle ankettete. Dadurch erhielten wir alſo
Arten von Geld: Goldgeld und Silbergeld.
Wenn jemand nun ſein Vermögen nach Silbergeld
rechnet, ſo kann doch der Fall eintreten, daß er
einen Theil davon in Goldgeld realiſiret. Dieſes
geſchiehet nach dem dermaligen Verhältniß dieſer
beiden Metalle. Das Vermögen iſt alſo dadurch
nicht verändert. Wenn aber durch irgend einen
Umſtand das Verhältniß des Goldes gegen das
Silber zum Nachtheil des erſten verändert wird;
ſo erleidet derjenige, der ſtatt Silbergeld Goldgeld
genom-

Digitized by Google

genommen hat, dadurch einen Verluſt. Dieſen will er nicht leiden, weil er den Begrif eines unverrükten Maaßſtabes auf beide Metalle anwendet. Es erfolgen alſo daraus Klagen, Beſchwerden und Prozeſſe. Man will dieſen Klagen von Seiten des Staats abhelfen; anſtatt aber die Begriffe des Publikums über dieſe Materie zu berichtigen, fällt man darauf, die Sache durch einen Machtſpruch zu entſcheiden, und wider die Natur zu befehlen: daß Silber in Gold ſo viel, und Gold in Silber ſo viel, nicht mehr und nicht weniger, werth ſein ſolle.

Die Nachtheile aus einer ſolchen unrichtigen Beſtimmung eines eingebildeten unveränderlichen gleichen Werths von Gold und Silber ſind ſehr mannigfaltig. Wir wollen einen Staat annehmen, wo das Pari von Gold und Silber auf 14 geſetzt iſt, das heißt, wo das Geſetz beſtimmt, daß eine Mark feinen Golds ſo viel werth ſein ſoll, als 14 Mark feinen Silbers. Wir wollen nun dieſes Land in Vergleichung bringen mit einem andern Lande, wo die Beſtimmung des Pari der Konkurrenz überlaſſen iſt. Hier ſind nun folgende Fälle. Entweder iſt der Marktpreis dieſes Landes einerlei mit dem geſetzmäßigen Werth jenes Staats; oder er iſt verſchieden. Iſt er gleich, ſo kann aus der geſetzmäßigen Beſtimmung des Pari kein Nachtheil erfolgen. Iſt aber der geſetzmäßige Werth eines Staats von dem Marktpreis verſchieden; ſo

Digitized by Google

verliert der Staat, der den Werth durch das Geſetz beſtimmen will, jederzeit das Metall, welches er zu niedrig angeſetzt hatte. Denn geſetzt, das kaufmänniſche Pari zwiſchen Gold und Silber ſei 15, da es in jenem Staat durch das Geſetz auf 14 beſtimmt worden; ſo iſt folgende Operation nicht nur möglich, ſondern ſie erfolgt gewiß. Ich kaufe in jenem Lande, das ich A. nennen will, mit 14 Mark Silber 1 Mark Gold; ich gehe mit dieſer Mark Gold nach dem Lande, wo kein Geſetz das Verhältniß beſtimmt hat, und welches Land ich B. nennen will; und kaufe daſelbſt für meine eingehandelte Mark Gold 15 Mark Silber. Iſt es nicht klar, daß ich durch dieſe ganz einfache Operation eine Mark Silber gewonnen habe? Iſt es nicht augenſcheinlich, daß ich dieſe Operation zwiſchen dem Lande A. und B. ſo oft wiederholen werde, als es mein Vermögen erlaubt, und die angenommenen Verhältniſſe des Kaufwerths von Gold und Silber in beiden Ländern Statt finden? Iſt es alſo nicht klar, daß am Ende der Operation das Land A. alles Goldes entblößet ſein wird? Und liegt nun der Grund davon nicht darin, daß das Geſetz den Kaufwerth des Goldes zu niedrig beſtimmt hatte? Denn war nicht dieſe ganze Operation unmöglich, ſobald der Kaufwerth des Goldes gegen den Kaufwerth des Silbers lediglich der Konkurrenz überlaſſen war? — Nehmen wir auf der andern Seite an, das geſetzmäßige Pari

in

dem Lande A. ſei 14, und das kaufmänniſche Pari in dem Lande B. 13; ſo läßt ſich auf ähnliche Art zeigen, daß A. alles Silber verliert, und die Ausfuhr des Silbers nicht eher aufhört, als wenn das Gleichgewicht zwiſchen dem Pari in A. und in B. hergeſtellt iſt.

Wir wollen nun auch zwei Länder in Verbindung bringen, in welchen beiden das Pari durch Geſetz beſtimmt wird; aber dabei den Fall annehmen, daß das Pari in beiden Ländern verſchieden geſetzt iſt. Und damit die Sache deſto anſchaulicher gemacht werde, ſo will ich ein paar Beiſpiele aus unſerm Jahrhundert beibringen.

Als im J. 1764 das Preußiſche Münzweſen wieder in Ordnung gebracht werden ſollte: ſo ward durch das Geſetz beſtimmt, daß ein Friedrichsdor 5 Rthlr. 6 g. Gr. in Kurrent gelten ſolle. Das heißt, das Pari ward durch das Geſetz $14\frac{98}{203}$ beſtimmt. Außer dieſem geſetzmäßigen Pari fand in den Preußiſchen Staaten noch ein kaufmänniſches Pari in Abſicht der Dukaten Statt. Denn das Geſetz hatte den Werth der Dukaten in Silber nicht beſtimmt; weil aber die Dukaten wegen des Handels mit Polen eine ſehr begehrte Waare im Preußiſchen waren, ſo ſetzte ſich nach weniger Zeit der Werth eines Dukaten auf 3 Rthlr. Silbergeld, und dadurch entſtand ein Pari zwiſchen Gold und Silber von $14\frac{378}{457}$. Um die Brüche zu vermeiden, ſo will ich dieſes gedoppelte Pari

nach

Digitized by Google

nach der Preußiſchen Rechnungsmünze ausdrü
Es galt alſo die Mark feinen Goldes nach dem G
ſetz 202 Rthlr. 18 Gr. 2½ Pf., und nach dem d
den Dukatenhandel beſtimmten Marktpreis 20
Rthlr. 20 Gr. Der Unterſchied von dieſem ve
ſchiedenen Werth einer und eben derſelben Waa
(des Goldes) auf einem und eben demſelben Mar
platz iſt ſchon auffallend; und wenn man
daß der Preis der Friedrichsdore beſtimmt
der Preis der Dukaten aber veränderlich: ſo
man ſchon aus meinen vorigen Bemerkungen
Möglichkeit eines vortheilhaften Spiels zwiſch
Friedrichsdor und Dukaten ein. Allein wir
das itzt noch bei Seite ſetzen, und nunmeh
Polen ſehen, wo zu eben dieſer Zeit Silber
angenommen ward, das 5 Prozent beſſer
das Preußiſche, und wo man doch den Werth
Dukaten auf 3 Rthlr. in dieſem beſſern Gelde
Dadurch ward alſo in Polen ein geſetzmäßiger
von $15\frac{108}{355}$ angenommen. Wenn alſo ein
ſiſcher Kaufmann 203 Rthlr. 20 Gr. Silbergel
nahm, dafür Dukaten einkaufte, dieſe nach Polen
ſchikte, dort Polniſches Silbergeld dafür eintau-
delte, und dieſes in Preußiſch Kurrent umprägen
ließ; ſo wurden dadurch 214 Rthlr. Preußiſch Sil-
bergeld hervorgebracht. Davon ging freilich ein
Theil für den Kaufmann verloren: theils der ge-
wöhnlichen Handlungs- und Transportkoſten, theils
des Preußiſchen Schlagſchatzes wegen. Die Ge-

winn

Digitized by Google

…n war aber noch immer anſehnlich genug, um …Liebhaber zu reizen; und der Erfolg dieſer Ope- …tion für Preußen und Polen mußte folgender …n. 1) Die Dukaten mußten im Preußiſchen …igen, das iſt, ſie mußten mehr gelten als 3 Rthlr. Preußiſches Silbergeld. 2) Da die Friedrichsdore …en beſtimmten geſetzmäßigen Werth im Preußi- …hatten, und dieſer durch das erfolgte Stei- …der Dukaten zu ſehr von dem Marktpreiſe des …es abwich; ſo mußten die Friedrichsdore aus …Preußiſchen fortgeſchikt werden, um dafür Dukaten einzukaufen. 3) Polen mußte alles ſei- …ſilbergeldes beraubt werden.

… dieſe Folgen entſtanden auch; und ſie wur- …ch Verlauf von einigen Jahren ſo fühlbar, …an darauf aufmerkſam ward, und die Frage …, wie dem einreißenden Goldmangel abzu- … ſei? Auf den wahren Grund fiel man nicht; …glaubte vielmehr, daß das einzige wahre …mittel wäre, durch gekünſtelte Operationen …n Marktpreis des Goldes auf den geſetzmäßigen herunter zu bringen.

Ein anderes Beiſpiel ſei von Frankreich und Spanien hergenommen. Dieſe beiden Länder hat- ten einerlei geſetzmäßiges Pari zwiſchen Gold und Silber; es fiel aber den Spaniern ein, im J. 1779 den relativen Werth des Goldes geſetzmäßig um 6? vom Hundert zu erhöhen. Die natürliche Folge hievon mußte alſo ſein: daß das Gold aus

Frank-

Digitized by Google

Frankreich nach Spanien geſchikt ward, um daſ
Silber einzukaufen; da aber die Spaniſche V
ordnung zu einer Zeit gemacht ward, wo we
des Amerikaniſchen Krieges keine friſche Zuf
in Spanien ankommen konnte: ſo war dieſe natü
liche Folge nicht gleich zu verſpüren. Als aber de
Amerikaniſche Krieg geendigt war, und die Sp
niſchen Schiffe große Quantitäten von Silber a
Amerika herzuführten; mußte auch die Folge m
lich werden. Kurz, man ſchikte ſo viel Gold
möglich nach Spanien, und kaufte dafür Si
ein. Endlich ſpürte man den Mangel von G
in Frankreich; und Calonne wußte ſich nicht a
ders zu helfen, als daß er alle Franzöſiſche G
münzen umprägen, und ſie 6½ Prozent ſchle
machen ließ. Der Kaiſer befürchtete, auch
Gold zu verlieren, und erhöhete durch ein
den Zahlwerth des Goldes.

Durch dieſe Operationen iſt nun zwar d
Gleichgewicht zwiſchen Frankreich, Spanien u
den Kaiſerlichen Staaten wieder hergeſtellt; aber
in Abſicht auf die Länder, wo man kein geſetzmäßi-
ges Pari kennet, bleibt alles ſchwankend; und
wenn alſo im Marktpreis Veränderungen vorge-
hen, ſo bleiben die obigen Staaten allen den Revo-
lutionen ausgeſetzt, die wir vorhin angezeigt haben.

Nehmen wir nun alles bisher geſagte zuſam-
men, ſo folgen daraus, in Abſicht des Geldes, fol-
gende praktiſche Regeln.

1) Um

1) Um die Rechnungsmünze eines Landes kär-
lich zu machen, verbinde man ſie unzertrennlich
dem Kaufwerth irgend einer Waare.

2) Man hat überwiegende Gründe: zu dieſer
Waare, deren Kaufwerth man unveränderlich be-
ſtimmen will, eines von den beiden edlen Metallen
zu erwählen.

3) Hat man nun den Kaufwerth des einen Me-
talls mit der Rechnungsmünze unabänderlich ver-
bunden, ſo hüte man ſich, den Kaufwerth des an-
dern Metalles ebenfalls fixiren zu wollen. Iſt
Silber zum Maaßſtab erwählt, ſo muß Gold
[illegible] bleiben. Hat man das Gold zum Maaß-
ſtab angenommen, ſo muß Silber die veränderliche
[illegible] bleiben.

4) Es giebt verſchiedene Gründe, die uns
[illegible] anrathen, den Kaufwerth des Silbers
zum unveränderlichen Maaßſtab anzunehmen, wo-
nach wir den Kaufwerth aller übrigen Dinge, und
auch des Goldes, ausmeſſen.

So viel vom Gelde. Nun noch etwas von den
Münzen. Unter einer Münze iſt eigentlich nichts
anders zu verſtehen, als ein Stückchen Metall, an
dem man vermittelſt eines obrigkeitlichen Stem-
pels oder Gepräges das Gewicht und den Gehalt
des dazu gebrauchten Metalles ſehen kann. Wenn
nun das Metall, woraus die Münze geprägt iſt,
durch das Geſetz unabänderlich mit der Rechnungs-
münze verbunden iſt; ſo folgt von ſelbſt, daß eine
jede

jede Münze alsdann mit einem gewiſſen Theil der Rechnungsmünze zuſammenhängt. Und daher kommt es, daß man die Münzen mit den Benennungen der Rechnungsmünze belegt. Zum Beiſpiel, man macht im Preußiſchen Münzen, die gerade den vierzehnten Theil einer Mark feinen Silbers enthalten. Da nun in dieſem Staat der Begriff eines Thalers dadurch körperlich gemacht wird, daß man ihn mit dem Kaufwerth des vierzehnten Theiles einer Mark Silber unabänderlich verbindet, ſo nennt man auch jene Münze, die dieſe Quantität von Silber enthält, einen Thaler.

Wenn die Münzen eines Staats wahres Geld für dieſen Staat ſein ſollen, ſo müſſen ſie aus einem Metall geprägt ſein, deſſen Kaufwerth in dieſem Staat unzertrennlich mit deſſen Rechenmünze verbunden iſt; und ſie müſſen gerade ſo viel von dieſem Metall enthalten, als der Theil des Maaßſtabes, den ſie vorſtellen ſollen, nach dem Geſetz in ſich enthalten ſoll. Finden dieſe beiden Bedingungen nicht Statt, und gelten die fehlerhaften Münzen in einem Staat doch eben ſo gut, als wenn ſie richtig wären; ſo ſind es nur Zeichen vom Gelde. Z.B. Eine ſilberne Münze, die gerade den vierzehnten Theil einer Mark feinen Silbers enthält, iſt wahres Preußiſches Geld, und gilt nach der Rechenmünze einen Thaler. Wenn man aber eine ſilberne Münze hätte, die nur den ſechszehnten Theil einer Mark Silber enthielte, und die aus irgend

end einer Urſache den Werth eines Preußiſchen lers im Umlauf hätte; ſo wäre dieſe Münze wahres Preußiſches Geld, ſondern nur ein chen vom Preußiſchen Gelde.

Hieraus ſiehet man, daß ſehr große Genauigkeit dazu gehöret, um durch die Münzen wahres Geld zu bekommen und zu erhalten. Und wenn die Sache genau unterſuchen, ſo werden wir finden, daß dieſe mathematiſche Genauigkeit, der Begriff des Geldes bei den Münzen erfor-t, eine für die Ausübung unmögliche Sache iſt.

Das Metall, woraus die Münze geprägt wird, von einem gewiſſen beſtimmten Gehalt ſein. ſer Gehalt wird nun durch die Probe des ver-eten Wardeins erhärtet. Wie viel Schwanken-iſt aber nicht hierin? Und erhält man nicht Handlung ſehr oft verſchiedene Angaben dem Gehalt eines Metallbarren, nachdem man Barren an verſchiedenen Orten von verſchie-en Wardeinen oder auch nur zu verſchiedenen Zeiten probiren läßt?

Jede Münze muß ein beſtimmtes Gewicht haben; welche mechaniſche Kunſt iſt aber wohl hinreichend, dieſes mit mathematiſcher Genauigkeit zu bewirken?

Die Münzgeſetze fordern indeſſen den richtigen Gehalt und das richtige Gewicht mit äußerſter Strenge, und erklären jede von dem Münzmeiſter gangene Abweichung von der Vorſchrift als ein

Kapitalverbrechen. Würde nun darnach pünktlich erkannt, ſo wären alle Münzbediente ohne Rettung verloren. Das Geſetz verſtattet daher den Münzbedienten einige Abweichung vom Buchſtaben des Geſetzes, und dieſe erlaubte Abweichung heiſt das Remedium. Das Remedium in der Feine erlaubt einige Abweichung in dem Gehalt der Münzen; das Remedium in der Stüklung verſtattet einige Abweichung im Gewicht. Durch dieſe Remedien verlieren alſo ſchon die Münzen die Eigenſchaft des wahren Geldes. Oft wird aus dieſen Remedien ſogar eine Finanzoperation gemacht, und dadurch weichen die Münzen deſto mehr von dem wahren Gelde ab.

Eine andere Unrichtigkeit bei den Münzen entſtehet aus der ungleichen Stükkelung. Wenn ein Münzmeiſter 100,000 Stük Münzen von einem gewiſſen Gehalt und Gewicht abliefern ſoll, und man verlangt in Abſicht des Gewichts weiter nichts von ihm, als: daß die 100,000 Stük zuſammengenommen das vorgeſchriebene Gewicht haben ſollen: ſo folgt aus dem Beweis, den er deshalb ablegt, noch lange nicht, daß nun auch jede einzelne Münze den 100,000ſten Theil dieſes Gewichts wieget. Vielmehr können einzelne Stükke weit mehr, andre weit weniger wiegen, und das Gewicht im Ganzen trift doch zu. Dieſer Fall traf bei der ehemaligen mangelhaften Einrichtung der Münzen faſt beſtändig ein; und wer hat nicht von der ehemals ſo

bekann-

Digitized by Google

kannten Klaſſe von Menſchen reden gehört, die man Wipper nannte, und deren Gewerbe darin beſtand, daß ſie die einzelnen ſchwerern Stükke ausſuchten und einſchmelzten, die leichtern aber nur im Umlauf ließen? Dadurch werden nun unſtreitig die Münzen unrichtig, und hören auf, wahres Geld zu ſein. Izt iſt man ſorgfältiger, und wägt alle einzelne Stükke, ehe man ſie prägen läßt. Hierdurch höret nun alſo auch das Gewerbe der Wipper auf.

Noch erfolget eine Unrichtigkeit bei den Münzen durch das Abſchleifen. Iſt eine Münze eine lange Zeit hindurch im Umlauf; ſo gehet dadurch etwas von ihrer Subſtanz verloren, welches am Ende merklich wird. Münzen daher, die anfänglich das volle Gewicht hatten, haben es nach Verlauf einer gewiſſen Reihe von Jahren, in denen ſie immer von Hand in Hand gegangen ſind, nicht mehr.

Dies alles ſind natürliche, unvermeidliche Mängel bei den Münzen, denen wir mit allem Fleiß und mit aller Kunſt nicht gänzlich abhelfen können. Von den vorſätzlichen Verfälſchungen der Münze rede ich gar nicht.

Da nun doch ſo viel darauf ankommt, den Begriff von Rechnungsmünze und von Geld unveränderlich zu erhalten; ſo fragt es ſich, wie das bei einer ſolchen unvermeidlichen praktiſchen Unrichtigkeit der Münzen möglich iſt? Die Stadt Ham-

Digitized by Google

burg hat bei ihrer Bank in den neueſten Zeiten ein ſehr gutes Mittel erwählt. Nehmlich ſie hat alle Münzen abgeſchafft, und verbindet ihre Rechnungsmünze bloß mit dem Kaufwerth des Silbers. Der Kaufwerth von einer Mark feinen Silbers iſt in der Hamburgiſchen Bank unabänderlich auf 27 Mark 12 ß. geſetzt. Die Bank bezahlt aber nicht mit Münzen, ſondern mit feinen Barren. Es giebt wohl noch Bankthaler: aber dieſe machen itzt eigentlich das Bankgeld nicht aus; ſondern das ſind die feinen Barren. Dadurch fallen alle vorhin angezeigte Münzgebrechen weg, und es bleibt nichts ſchwankendes übrig, als das Probiren der feinen Barren.

Dieſe Methode läßt ſich aber in einem ganzen Staat nicht anbringen; und wenn man alſo bei dem Münzgeſchäfte ſo wenig als möglich von der Wahrheit abweichen will, ſo beobachte man folgende Regeln:

1) Man ſorge für geſchikte und ehrliche Wardeine, damit bei Beſtimmung der Feine keine merkliche Unrichtigkeit vorgehe.

2) Man abſtrahire von allen Finanzvortheilen, die aus den Remedien erwachſen können.

3) Man laſſe jedes auszuprägende Stük Münze einzeln vor der Ausprägung wägen, und gebe jedem Stük Münze einen Rand.

4) Man nehme nicht zu feinhaltiges Metall zu den Münzen, weil ſich Silber und Gold deſto mehr abſchleifen, je reiner der Gehalt davon iſt.

5)

5). Wenn die Münzen durch die Länge der Zeit zu viel von ihrem Gewichte verloren haben, ſo laſſe man ſie einſchmelzen, und neue vollwichtige in den Umlauf kommen. Ich entſcheide hier nicht, wer den bei dieſer Operation unvermeidlichen Verluſt tragen ſoll.

So viel von den Schwierigkeiten, die wir finden, durch wirkliche Münzen wahres Geld zu erhalten. Wenn man indeſſen auf die Erfahrung ſiehet; ſo wird man bald gewahr, daß man im gemeinen Leben nicht ſo eigenſinnig iſt, als es unſere Begriffe von Rechnungsmünze, Geld und Münze erfordern. In allen Staaten ſind eine Menge Münzen im Umlauf, die nichts weniger als wahres Geld ſind, und doch die Stelle des wahren Geldes ohne merklichen Nachtheil vertreten. Den Aufſchluß über dieſes Phänomen gebe ich folgendergeſtalt.

Ein Hauptnutzen, den wir von den Münzen haben, iſt, daß wir dadurch unſre Rechnung mit unſern Gläubigern und Schuldnern abſchließen können. Wenn alſo Zeichen von der Rechnungsmünze in einem Staat geſetzmäßig eingeführt ſind; ſo kann man vermittelſt dieſer Zeichen eben ſo gut ſaldiren, als wenn man wahres Geld erhalten oder gegeben hätte. So lange ich nun mit dieſen Zeichen in dem Wirkungskreis der geſetzgebenden Macht bleibe, läßt ſich daraus kein Nachtheil entdecken. Denn wenn ich im Beſitz der geſetzmäßi-

R 3 gen

Digitized by Google

Frankreich nach Spanien geſchikt ward, um dafür Silber einzukaufen; da aber die Spaniſche Verordnung zu einer Zeit gemacht ward, wo wegen des Amerikaniſchen Krieges keine friſche Zufuhr in Spanien ankommen konnte: ſo war dieſe natürliche Folge nicht gleich zu verſpüren. Als aber der Amerikaniſche Krieg geendigt war, und die Spaniſchen Schiffe große Quantitäten von Silber aus Amerika herzuführten; mußte auch die Folge merklich werden. Kurz, man ſchikte ſo viel Gold als möglich nach Spanien, und kaufte dafür Silber ein. Endlich ſpürte man den Mangel von Gold in Frankreich; und Calonne wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er alle Franzöſiſche Goldmünzen umprägen, und ſie $6\frac{2}{3}$ Prozent ſchlechter machen ließ. Der Kaiſer befürchtete, auch ſein Gold zu verlieren, und erhöhete durch ein Geſetz den Zahlwerth des Goldes.

Durch dieſe Operationen iſt nun zwar das Gleichgewicht zwiſchen Frankreich, Spanien und den Kaiſerlichen Staaten wieder hergeſtellt; aber in Abſicht auf die Länder, wo man kein geſetzmäßiges Pari kennet, bleibt alles ſchwankend; und wenn alſo im Marktpreis Veränderungen vorgehen, ſo bleiben die obigen Staaten allen den Revolutionen ausgeſetzt, die wir vorhin angezeigt haben.

Nehmen wir nun alles bisher geſagte zuſammen, ſo folgen daraus, in Abſicht des Geldes, folgende praktiſche Regeln.

1) Um

1) Um die Rechnungsmünze eines Landes fix[lich] zu machen, verbinde man ſie unzertrennlich [mit] dem Kaufwerth irgend einer Waare.

2) Man hat überwiegende Gründe: zu dieſer Waare, deren Kaufwerth man unveränderlich beſtimmen will, eines von den beiden edlen Metallen zu erwählen.

3) Hat man nun den Kaufwerth des einen Metalles mit der Rechnungsmünze unabänderlich verbunden, ſo hüte man ſich, den Kaufwerth des andern Metalles ebenfalls fixiren zu wollen. Iſt Silber zum Maaßſtab erwählt, ſo muß Gold [illegible] bleiben. Hat man das Gold zum Maaßſtab angenommen, ſo muß Silber die veränderliche Waare bleiben.

4) Es giebt verſchiedene Gründe, die uns [illegible] anrathen, den Kaufwerth des Silbers [zum] unveränderlichen Maaßſtab anzunehmen, wodurch wir den Kaufwerth aller übrigen Dinge, und [auch] des Goldes, ausmeſſen.

So viel vom Gelde. Nun noch etwas von den Münzen. Unter einer Münze iſt eigentlich nichts anders zu verſtehen, als ein Stückchen Metall, an dem man vermittelſt eines obrigkeitlichen Stempels oder Gepräges das Gewicht und den Gehalt des dazu gebrauchten Metalles ſehen kann. Wenn nun das Metall, woraus die Münze geprägt iſt, durch das Geſetz unabänderlich mit der Rechnungsmünze verbunden iſt; ſo folgt von ſelbſt, daß eine jede

Digitized by Google

jede Münze alsdann mit einem gewiſſen Theil der Rechnungsmünze zuſammenhängt. Und daher kommt es, daß man die Münzen mit den Benennungen der Rechnungsmünze belegt. Zum Beyſpiel, man macht im Preußiſchen Münzen, die gerade den vierzehnten Theil einer Mark feinen Silbers enthalten. Da nun in dieſem Staat der Begriff eines Thalers dadurch körperlich gemacht wird, daß man ihn mit dem Kaufwerth des vierzehnten Theiles einer Mark Silber unabänderlich verbindet, ſo nennt man auch jene Münze, die dieſe Quantität von Silber enthält, einen Thaler.

Wenn die Münzen eines Staats wahres Geld für dieſen Staat ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie aus dem Metall geprägt ſeyn, deſſen Kaufwerth in dieſem Staat unzertrennlich mit deſſen Rechenmünze verbunden iſt; und ſie müſſen gerade ſo viel von dieſem Metall enthalten, als der Theil des Maaßſtabes, den ſie vorſtellen ſollen, nach dem Geſetz in ſich enthalten ſoll. Finden dieſe beiden Bedingungen nicht Statt, und gelten die fehlerhaften Münzen in einem Staat doch eben ſo gut, als wenn ſie richtig wären; ſo ſind es nur Zeichen vom Gelde. Z. B. Eine ſilberne Münze, die gerade den vierzehnten Theil einer Mark feinen Silbers enthält, iſt wahres Preußiſches Geld, und gilt nach der Rechenmünze einen Thaler. Wenn man aber eine ſilberne Münze hätte, die nur den ſechszehnten Theil einer Mark Silber enthielte, und die aus

irgend

gend einer Urſache den Werth eines Preußiſchen lers im Umlauf hätte; ſo wäre dieſe Münze wahres Preußiſches Geld, ſondern nur ein chen vom Preußiſchen Gelde.

Hieraus ſiehet man, daß ſehr große Genauigkeit dazu gehöret, um durch die Münzen wahres Geld zu bekommen und zu erhalten. Und wenn die Sache genau unterſuchen, ſo werden wir finden, daß dieſe mathematiſche Genauigkeit, der Begriff des Geldes bei den Münzen erfor, eine für die Ausübung unmögliche Sache iſt.

Das Metall, woraus die Münze geprägt wird, von einem gewiſſen beſtimmten Gehalt ſein. ſer Gehalt wird nun durch die Probe des verten Wardeins erhärtet. Wie viel ſchwanken iſt aber nicht hierin? Und erhält man nicht Handlung ſehr oft verſchiedene Angaben dem Gehalt eines Metallbarren, nachdem man Barren an verſchiedenen Orten von verſchienen Wardeinen oder auch nur zu verſchiedenen Zeiten probiren läßt?

Jede Münze muß ein beſtimmtes Gewicht haben; welche mechaniſche Kunſt iſt aber wohl hinreichend, dieſes mit mathematiſcher Genauigkeit zu bewirken?

Die Münzgeſetze fordern indeſſen den richtigen Gehalt und das richtige Gewicht mit äußerſter Strenge, und erklären jede von dem Münzmeiſter begangene Abweichung von der Vorſchrift als ein

Digitized by Google

Kapitalverbrechen. Würde nun darnach pünktlich erkannt, ſo wären alle Münzbediente ohne Rettung verloren. Das Geſetz verſtattet daher den Münzbedienten einige Abweichung vom Buchſtaben des Geſetzes, und dieſe erlaubte Abweichung heißt das Remedium. Das Remedium in der Feine erlaubt einige Abweichung in dem Gehalt der Münzen; das Remedium in der Stükkelung verſtattet einige Abweichung im Gewicht. Durch dieſe Remedien verlieren alſo ſchon die Münzen die Eigenſchaft des wahren Geldes. Oft wird aus dieſen Remedien ſogar eine Finanzoperation gemacht, und dadurch weichen die Münzen deſto mehr von dem wahren Gelde ab.

Eine andere Unrichtigkeit bei den Münzen entſtehet aus der ungleichen Stükkelung. Wenn der Münzmeiſter 100,000 Stük Münzen von einem gewiſſen Gehalt und Gewicht abliefern ſoll, und man verlangt in Abſicht des Gewichts weiter nichts von ihm, als: daß die 100,000 Stük zuſammengenommen das vorgeſchriebene Gewicht haben ſollen: ſo folgt aus dem Beweis, den er deshalb ablegt, noch lange nicht, daß nun auch jede einzelne Münze den 100,000ſten Theil dieſes Gewichts wieget. Vielmehr können einzelne Stükke weit mehr, andre weit weniger wiegen, und das Gewicht im Ganzen trift doch zu. Dieſer Fall traf bei der ehemaligen mangelhaften Einrichtung der Münzen faſt beſtändig ein; und wer hat nicht von der ehemals ſo

bekann-

kannten Klaſſe von Menſchen reden gehört, die man Wipper nannte, und deren Gewerbe darin beſtand, daß ſie die einzelnen ſchwereren Stükke ausſuchten und einſchmelzten, die leichtern aber nur im Umlauf ließen? Dadurch werden nun unſtreitig die Münzen unrichtig, und hören auf, wahres Geld zu ſein. Itzt iſt man ſorgfältiger, und wägt alle einzelne Stükke, ehe man ſie prägen läßt. Hierdurch höret nun alſo auch das Gewerbe der Wipper auf.

Noch erfolget eine Unrichtigkeit bei den Münzen durch das Abſchleifen. Iſt eine Münze eine lange Zeit hindurch im Umlauf; ſo gehet dadurch etwas von ihrer Subſtanz verloren, welches am Ende merklich wird. Münzen daher, die anfänglich das volle Gewicht hatten, haben es nach Verlauf einer gewiſſen Reihe von Jahren, in denen ſie immer von Hand in Hand gegangen ſind, nicht mehr.

Dies alles ſind natürliche, unvermeidliche Mängel bei den Münzen, denen wir mit allem Fleiß und mit aller Kunſt nicht gänzlich abhelfen können. Von den vorſätzlichen Verfälſchungen der Münze rede ich gar nicht.

Da nun doch ſo viel darauf ankommt, den Begriff von Rechnungsmünze und von Geld unveränderlich zu erhalten; ſo fragt es ſich, wie das bei einer ſolchen unvermeidlichen praktiſchen Unrichtigkeit der Münzen möglich iſt? Die Stadt Ham-

Digitized by Google

burg hat bei ihrer Bank in den neueſten Zeiten ein ſehr gutes Mittel erwählt. Nehmlich ſie hat alle Münzen abgeſchafft, und verbindet ihre Rechnungsmünze bloß mit dem Kaufwerth des Silbers. Der Kaufwerth von einer Mark feinen Silbers iſt in der Hamburgiſchen Bank unabänderlich auf 27 Mark 12 ß. geſetzt. Die Bank bezahlt aber nicht mit Münzen, ſondern mit feinen Barren. Es giebt wohl noch Bankthaler: aber dieſe machen izt eigentlich das Bankgeld nicht aus; ſondern das ſind die feinen Barren. Dadurch fallen alle vorhin angezeigte Münzgebrechen weg, und es bleibt nichts ſchwankendes übrig, als das Probiren der feinen Barren.

Dieſe Methode läßt ſich aber in einem ganzen Staat nicht anbringen; und wenn man alſo bei dem Münzgeſchäfte ſo wenig als möglich von der Wahrheit abweichen will, ſo beobachte man folgende Regeln:

1) Man ſorge für geſchikte und ehrliche Wardeine, damit bei Beſtimmung der Feine keine merkliche Unrichtigkeit vorgehe.

2) Man abſtrahire von allen Finanzvortheilen, die aus den Remedien erwachſen können.

3) Man laſſe jedes auszuprägende Stük Münze einzeln vor der Ausprägung wägen, und gebe jedem Stük Münze einen Rand.

4) Man nehme nicht zu feinhaltiges Metall zu den Münzen, weil ſich Silber und Gold deſto mehr abſchleifen, je reiner der Gehalt davon iſt.

5)

5). Wenn die Münzen durch die Länge der Zeit zu viel von ihrem Gewichte verloren haben, ſo laſſe man ſie einſchmelzen, und neue vollwichtige in den Umlauf kommen. Ich entſcheide hier nicht, wer den bei dieſer Operation unvermeidlichen Verluſt tragen ſoll.

So viel von den Schwierigkeiten, die wir finden, durch wirkliche Münzen wahres Geld zu erhalten. Wenn man indeſſen auf die Erfahrung ſiehet; ſo wird man bald gewahr, daß man im gemeinen Leben nicht ſo eigenſinnig iſt, als es unſere Begriffe von Rechnungsmünze, Geld und Münze erfordern. In allen Staaten ſind eine Menge Münzen im Umlauf, die nichts weniger als wahres Geld ſind, und doch die Stelle des wahren Geldes ohne merklichen Nachtheil vertreten. Den Aufſchluß über dieſes Phänomen gebe ich folgendergeſtalt.

Ein Hauptnutzen, den wir von den Münzen haben, iſt, daß wir dadurch unſre Rechnung mit unſern Gläubigern und Schuldnern abſchließen können. Wenn alſo Zeichen von der Rechnungsmünze in einem Staat geſetzmäßig eingeführt ſind; ſo kann man vermittelſt dieſer Zeichen eben ſo gut ſaldiren, als wenn man wahres Geld erhalten oder gegeben hätte. So lange ich nun mit dieſen Zeichen in dem Wirkungskreis der geſetzgebenden Macht bleibe, läßt ſich daraus kein Nachtheil entdekken. Denn wenn ich im Beſitz der geſetzmäßi-

 gen

Digitized by Google

gen Zeichen hin, ſo thun mir dieſe da, wo das Geſetz gilt, die nehmlichen Dienſte, als wirkliche Münzen, die wahres Geld wären. Hieraus läßt ſich das Spiel mit Banknoten, mit Scheidemünze u. ſ. w. ſehr deutlich erklären.

Sobald ich aber dieſe Zeichen zur Bezahlung da nutzen will, wo das Geſetz nicht mehr wirken kann, höret auch der unnachtheilige Gebrauch dieſer Zeichen auf. Däniſche Banknoten ſind im Däniſchen vollgültige Zeichen vom Gelde; wenn aber der Däne damit in Hamburg und London bezahlen will, ſo giebt er eigentlich ſeinen Gläubigern nicht mehr als eine Anweiſung auf die Bank in Kopenhagen, und die Bezahlung iſt wirklich nicht eher erfolgt, als wenn entweder der Hamburger und Londner einen Däniſchen Gläubiger damit befriediget, oder wahres Däniſches Silbergeld aus der Bank in Kopenhagen erhalten hat. Hieraus läßt ſich der Verfall, der aus unrichtiger Anwendung von Banknoten, von Scheidemünze u. ſ. w. erwachſet, begreifen.

Wir haben in den meiſten Staaten goldene und ſilberne Münzen, und wenn die Geſetze bekannt ſind, nach welchen ſie geprägt werden, ſo ſind beides richtige Münzen, in ſofern die Vorſchriften des Geſetzes bei ihnen beobachtet ſind. Verbinden wir aber damit die obigen Begriffe von Rechnungsmünze und Geld; ſo werden wir bald gewahr werden, daß in einem Staat nur Eine von dieſen bei-

den

[de]n Münzarten wahres Geld ſein kann. Denn [we]nn der relative Werth von Gold und Silber ſo ver[än]derlich iſt; ſo kann zwar, wenn Silber das Geld [iſt], für alle ſilberne Münzen der entſprechende Theil der Rechnungsmünze gefunden werden: aber für die goldenen Münzen kann unmöglich immerfort ein und der nehmliche Theil der Rechnungsmünze gelten. Umgekehrt gilt dies von den ſilbernen Münzen, wenn der Kaufwerth von Gold der unveränderliche Maaßſtab ſein ſoll. Wir haben z. B. im Preußiſchen ſilberne und goldene Münzen. Beide ſind durch die Münzgeſetze beſtimmt, alſo wahre und richtige Münzen. Im Preußiſchen iſt das Silber zum Gelde angenommen, folglich iſt die Rechnungsmünze unabänderlich mit dem Kaufwerth des Silbers verbunden. Folglich iſt eine Münze, die den vierzehnten Theil einer Mark feinen Silbers enthält, allemal Einen Thaler nach unſrer Rechnungsmünze werth. Aber nach dieſer Rechnungsmünze können wir keinen beſtändigen Werth eines Friedrich = Wilhelmsdor angeben; ſondern der Kaufwerth davon iſt ſchwankend, nachdem das Verhältniß zwiſchen dem Kaufwerth von Gold und Silber ſtehet. Wollte das Geſetz doch einen fixen Werth davon beſtimmen, ſo entſtehen daraus alle die nachtheiligen Folgen, die wir oben bei dem Gelde geſehen haben.

Jedoch ich breche ab, und will nur noch zwei Worte von dem ſogenannten Schlagſchatz ſagen.

 Viele

Digitized by Google

Viele Finanzbediente träumen davon als von einer wirklichen Auflage auf das Volk; dies kann aber der Schlagſchatz eigentlich nicht ſein, da die Münzen von Rechtswegen den Gehalt und das Gewicht haben müſſen, welches das Geſetz beſagt. Meinem Begriffe nach iſt der Schlagſchatz nichts anders als der Unterſchied zwiſchen dem Preis des Barren und der Münze. Z. B. Wenn die Preußiſchen Münzen die Mark fein Silber mit 13 Rthlr. 16 Gr. bezahlen, und ſie zu 14 Rthlr. ausprägen, ſo iſt der Schlagſchatz im Preußiſchen 8 Gr. auf die Mark. Ob nun ein Landesherr einen Schlagſchatz in ſeinen Münzen haben kann, kommt vornehmlich auf die Lage des Staats in Abſicht ſeiner Bilanz an. Iſt die Zahlungsbilanz für den Staat, ſo gelten die Barren gewiß weniger als die Münzen; und ſo hat die Münze einen erlaubten Erſatz für die Koſten und vielleicht noch einigen Gewinn. Iſt die Bilanz aber gegen den Staat, ſo kommen die Barren auf den Münzpreis, vielleicht noch über den Münzpreis; und dann kann ohne Zwang, ohne Machtſprüche, ja ohne widerrechtlichen Druk des Unterthanen, kein Schlagſchatz erhalten werden.

5. Verb

5.

Verba valent ſicut numi; oder von der Wortmünze.

Ohne Zweifel wird die voranſtehende Abhandlung allen Leſern, die für die Metaphyſik der Finanzen und überhaupt für politiſche Spekulationen Sinn und Intereſſe haben, eine angenehme und lehrreiche Lektur gewähren. Mit praktiſchem Scharfſinn unterſucht der würdige Verfaſſer den eigentlichen Werth des Geldes; und er hat vornehmlich, wie mich dünkt, ſehr gründlich bewieſen, daß das Verhältniß zwiſchen Gold und Silber durch keine Geſetze und durch keinen Münzfuß beſtimmt werden könne noch müſſe.

Der Finanzier ſprach vom Werthe des Geldes, und wer ließe ſich nicht gern von ihm belehren? Navita de ventis &c. So ſei es denn auch dem Grammatiker vergönnt, vom Werth der Worte zu ſprechen, und zu unterſuchen: ob und in wiefern die Regierungen auf die Beſtimmung des Werths der Worte einen Einfluß haben können. In der That gehen beide Unterſuchungen zum Theil von den nehmlichen Prinzipien aus. Verba valent ſicut numi.

Das Geld ward erfunden, um die Kommunikation der körperlichen Bedürfniſſe zu erleichtern; die Sprache zur Kommunikation der geiſtigen Be-

dürfniſſe. Das menſchliche Geſchlecht entbehrte lange Zeit des Geldes. Es entbehrte auch lange eines wichtigen Theils der Sprache, nehmlich deſſen, der zur Bezeichnung unkörperlicher Ideen des Verſtandes beſtimmt iſt, und begnügte ſich lange mit hörbaren Zeichen der ſinnlichen Objekte. Der Fortſchritt der Kultur machte das Geld nothwendig, eben derſelbe auch Wörter für intellektuelle Begriffe.

Wenn es noch Völker giebt, bei denen Muſcheln oder Biberfelle die Stelle des Geldes vertreten, ſo giebt es auch noch Völker, die alle ihre Ideen nicht anders mittheilen können als durch grobe körperliche Ausdrükke. Bei dieſen, ſo wie bei jenen, hat das Aequivalent zu viel körperliche Maſſe, und iſt eben darum unbequem. Und ſo wie in den älteſten Zeiten ſich gleichſam jeder ſein Aequivalent ſelbſt prägte, ſo prägt noch itzt jedes rohe Volk, oder vielmehr jeder einzle rohe Menſch auch unter kultivirten Nationen ſich für geiſtige Begriffe ſeine eigne Sprache. So wie indeſſen der wahre Reichthum einer Nation nicht in der Menge des Geldes beſteht, ſo iſt auch die Menge der Begriffe nicht nothwendig von der Zahl der Wörter in einer Sprache abhängig.

Wörter haben wie Münzen ihr Schrot und Korn. Sie ſind oft zu leicht, oft zu ſchwer; und ihr äußerer Werth, den der Sprachgebrauch beſtimmt, ſteht ſehr oft mit dem innern Gehalt, den

der

der Sprachwardein durch Etymologie und Analogie kennen lernt, in Widerſpruch. Die Wörter für die Verſtandsideen ſind gleich den Münzen bald mehr bald weniger legirt, bald mehr bald weniger mit ſinnlichen Ideen gleichſam beſchikt. Die ganz feine Mark ohne allen Beiſatz geringerer Metalle iſt in der Sprache eben ſo ungewöhnlich als in der Münze. Und ſo wie man dem Münzmeiſter ein Remedium zu verſtatten pflegt, durch welches man ein Minus im Schrot und Korn bis zu einem gewiſſen Grade autoriſirt, ſo iſt auch bei Beſtimmung der Bedeutung der Wörter völlige Genauigkeit und Präciſion und völlige Kompenſation der Idee durch das dafür gebrauchte Wort unmöglich, und ein unbeträchtliches Mehr oder Weniger iſt oder ſcheint auch hier unſchädlich, und kömmt nicht in Anſchlag.

Auch iſt dieſe Genauigkeit in der Sprache um ſo weniger möglich, da die Münzung und Ausprägung der Wörter kein Regale iſt noch ſein kann. Demungeachtet iſt der Münzfuß in der Sprache noch veränderlicher als der des Geldes. Denn nur allein der Sprachgebrauch iſt hier der wahre einzige Geſetzgeber; und dieſer Sprachgebrauch iſt wenigſtens eben ſo veränderlich und ſchwankend, als es der Preußiſche Münzfuß zur Zeit des ſiebenjährigen Kriegs war. — Dazu kömmt: daß das Gepräge mancher Wörter ſich allmälig verwiſcht, vornehmlich wenn es gleich Anfangs zu flach war. Und

auch

Digitized by Google

auch für die Sprache giebt es Kipper und Wipper, die den innern Gehalt mancher, vornehmlich neuen, Wörter abſichtlich verfälſchen; oder mit falſcher Münze, die bloß das Gepräge und äußre Anſehen und keinen innern Gehalt hat, den lehrbegierigen Zuhörer oder Leſer betrügen.

Manches Wort von ächtem Schrot und Korn kömmt demungeachtet öfters außer Kurs, entweder weil es förmlich abgeſetzt wird, oder weil es von Leuten, die ſeinen wahren Werth nicht kennen oder ihn abſichtlich verkennen wollen, als falſche Münze verrufen wird, und es würde vielleicht ganz und gar verloren gehen, wenn nicht irgend ein Sammler es in ſeinem Raritätenkabinet gleich einer ſeltenen Medaille aufbehielte.

Unſre intellektuelle Sprache iſt ganz metaphoriſch, Aber das genaue Verhältniß zwiſchen der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung iſt eben ſo ſchwer feſtzuſetzen als das zwiſchen Gold und Silber, und daher eben ſo veränderlich. Daher fallen und ſteigen keine Wörter mehr als gerade die für unkörperliche Ideen beſtimmte. — Manche, die ſonſt gäng und gebe waren, ſind itzt faſt ganz aus dem Umlauf gekommen. Man nehme z. B. die theologiſchen Wörter Wiedergeburt, Buße, Durchbruch, u. ſ. w. Dieſe Worte ſind itzt faſt überall, ſelbſt in den Schriften der meiſten Orthodoxen, bis zum Werth der Scheidemünze herabgeſunken, und die Wörter: Tugend, Rechtſchaffenheit, Beſſerung — die eine lange

lange Zeit hindurch von den Theologen als Fabrikate ſocinianiſcher und naturaliſtiſcher Falſchmünzer verſchrieen worden — haben ſtatt jener Kurs bekommen. Dagegen hat es manchen Wörtern von urſprünglichem gutem ächten Korn nicht gelingen wollen, den äußern Werth durch den Sprachgebrauch zu erhalten, den ſie nach ihrem innern Gehalte verdienten. Dahin gehören z. B. die Wörter Freigeiſt und Freidenker. — Ihr innerer Gehalt, nach Etymologie und Analogie, berechtigt ſie, wenigſtens für eben ſo gute Münze angeſehen zu werden, als manche andre mit Frei zuſammengeſetzte Wörter: um ſo mehr, da eben dieſe Wörter in einer nur etwas veränderten Form überall als gute Münze paſſiren. Niemand findet ſich beleidigt, wenn man von ihm ſagt: er denke frei, oder er forſche mit freiem Geiſt nach Wahrheit. Aber Freidenker und Freigeiſt will niemand heißen. Alles Salviren des Wardeins iſt vergeblich. Beide Wörter ſind einmal verrufene Münze, in der niemand bezahlt ſein, und niemand bezahlen zu wollen, das Anſehen haben will. So despotiſch ſchaltet der Sprachgebrauch zwar nicht über den eigentlichen Werth, aber doch über den Kurs der Wörter. Und man könnte in der That für viele Wörter einen Kurszettel anfertigen, der für den Denker vielleicht eben ſo intereſſant ſein dürfte, als für den Kaufmann und Bankier ein Kurszettel über die Münzen iſt.

Das

Digitized by Google

Das Steigen und Fallen des Kurſes der Wörter hängt mehrentheils von ſehr zufälligen Umſtänden ab, meiſtens von der Aſſociation gewiſſer Nebenideen, die Mißbrauch, Ueberſpannung, Mißverſtand, Spötterei, u. ſ. w. hineintrugen. So hat z. B. das ſonſt ſo ehrenvolle Wort Genie, ſubjektive und ohne Beiſatz gebraucht, das Unglück gehabt, durch Nebenbegriffe ſo verunſtaltet zu werden, daß es beinahe zur Injurie geworden iſt, einen andern ein Genie zu nennen. Es war eine Zeit, wo Empfindſamkeit viel galt und überall als gute Münze paſſirte: Gelehrte und Nichtgelehrte, Jünglinge und Mädchen, ließen Empfindſamkeit gleich einer pralenden Medaille vor ihrer Bruſt hängen; aber itzt — braucht man ſie beinah nicht weiter als zur Spielmarke; vor 10 Jahren noch war die Münze der Empfindſamkeit eine moraliſche Guinee, mit der ſich ſelbſt mancher kluge Mann beſtechen ließ, itzt — iſt ſie kaum zum Trinkgeld noch brauchbar, da ſie bis zum Werthe der Petermännchen und Fettmännchen *) herabgeſunken, deren Namen ſchon lächerlich ins Ohr fällt.

Dage-

*) Im Trierſchen gehn 54 Petermännchen, wovon 3 einen Petermann machen, auf den Thaler; in Aachen 72. — Fettmännchen ſind am Niederrhein, beſonders zu Köln, ferner in Jülich und Berg üblich. Es gehn 120 auf einen Thaler.

Digitized by Google

Dagegen iſt es auch manchem lange verfolgten, verſchwärzten Worte gelungen, ſich durchzuarbeiten, wovon die oben angeführten Worte: Rechtſchaffenheit und Beſſerung, Beweiſe ſind. Das Wort Philoſophie hat ſich noch immer in ſeinem Werth erhalten, wenn es gleich von vielen in Frankreich als ein Synonym des Atheismus verſchrieen ward. Und wie in der Münze ſelbſt die Krätze vornehmlich durch Amalgamation zu gute gemacht werden kann, ſo kann auch ein unſchuldig in Verachtung und Haß gefallenes Wort durch geſchikte ſchriftſtelleriſche Amalgamation, oder, wie es Horaz nennt, durch die callida junctura, oder kluge Zuſammenſtellung mit andern Worten, wieder zu Ehren gebracht werden.

Die Regierungen haben ſeit jeher nur geringen und überhingehenden Einfluß auf die Sprache und Veränderung des Sprachgebrauchs, der ſich ſelten um hohe Autoritäten bekümmert, gehabt. Auch haben ſie ſich nur ſelten dieſen Einfluß angemaßt. Kaiſer Siegismund hätte immerhin in einem Edikt befehlen mögen, künftig Schisma Schismae zu dekliniren; Friedrich der Einzige hätte ſein lebena und gebena, das er als Schriftſteller ſtatt leben und geben, vorſchlug, immerhin durch eine Kabinetsorder ſanciren mögen. Dennoch würden ihre grammatiſchen Münzen ſchwerlich je in Umlauf gekommen ſein; ſo wie gewiß der Baier noch itzt ſich nicht ſcheuen wird, ſeinen Kurfürſten mit einem K

zu

Digitized by Google

zu ſchreiben, wenn gleich Karl Theodor dieſen Gebrauch des K im Geſchäftsſtyl förmlich verboten.

Mir iſt es hier vornehmlich um das Wort Aufklärung zu thun. Es iſt bekannt, was für Mißdeutungen, Verunglimpfungen, Verfolgungen, Verhöhnungen dies arme Wort ſeit ein Paar Jahren erfahren, ſo daß es vielleicht bald dahin kommen kann, daß man es ſogar für eine bürgerliche Injurie halten muß, ein Aufklärer genannt zu werden!

Daß das Wort Aufklärung ſo verrufen worden, daran ſind mancherlei zufällige Umſtände Schuld. Zum Theil liegt die Urſache aber auch in dem Worte ſelbſt, das allerdings manche nicht zu verkennende Unbequemlichkeiten hat, wovon die größte die iſt, daß es noch immer kein beſtimmtes Gepräge oder beſtimmten Werth hat, und daß der Begriff Aufklärung noch immer höchſt ſchwankend und in mancher Rückſicht ungewiß iſt. Das Wort wird theils objektive theils ſubjektive, theils aktive theils paſſive gebraucht, bald als Fertigkeit, gewiſſe Klaſſen der Begriffe auf eine gewiſſe Art zu behandeln, bald als vorhandene Maſſe von Begriffen, bald als Handlung, bald als Zuſtand. Das ſchlimmſte iſt, daß das Wort, daß in der gegenwärtig gewöhnlichen Bedeutung wirklich noch neu in der Sprache iſt, noch halb eigentlich, halb metaphoriſch gebraucht wird; und dieſer Zuſtand des Helldunkeln iſt für die deutliche beſtimmte Feſt-

ſetzung

ſezung der Bedeutung eines Worts immer ſehr nachtheilig. Erſt muß die eigentliche urſprüngliche Bedeutung ganz verdunkelt werden, und ganz der Gebrauch des Worts aus der Seele verſchwinden, ſo daß die metaphoriſche Bedeutung gewiſſermaßen die eigentliche wird, ehe es genau fixirt werden kann. Denn ſolange Ausdrükke noch halb eigentlich halb metaphoriſch ſind, ſo lange bleiben ſie immer ſchwankend, und jeder Schriftſteller drükt ihnen ſein eignes, wenn gleich immer dem vorigen ähnliches, Gepräge auf. Indeſſen iſt das nicht immer der Fall. Oft iſt das Gepräge einer und derſelben Münze durchaus widerſprechend. Wie ſehr dies der Fall mit dem Worte Aufklärung iſt, und welche ganz heterogene Bedeutungen dies Wort ſelbſt bei ſonſt in vieler Rükſicht homogenen Schriftſtellern habe, davon mag unter andern folgende Stelle aus einem Briefe des Herrn Profeſſor Bökmann zu Karlsruh, der in einer Schwediſchen Zeitung *) abgedrukt iſt, und worin er eine kurze Geſchichte von der Ausbreitung des Magnetismus liefert, ein auffallender Beweis ſein: „An der Spize der Gegner [des Magnetismus] ſtehen

„vor-

*) Upfoſtrings Sälſkapets Almänna Tidningar. Nr. 36. Stockholm den 23. Nov. 1787. Bref, ifrån Hr. Joh. Lor. Boekmann Hofrad, ſamt Phyſic. och Matheſ. Profeſſor i Carlsruhe, til Hr. Bar. Carl Jör. Silfverhielm, Capitaine vid Kongl. Lif-Gardet i Stockholm; dat. Carlsruhe d. 1. Sept. 1787.

„vorzüglich Hr. Nicolai, die Herausgeber der Ber„liner Monatsſchrift, Hr. Gedike und Bieſter, die „allgemeine Litteraturzeitung in Jena, Hr. Becker „in Gotha, Verfaſſer der deutſchen Zeitung, die „aber insgeſammt eigentlich nur für Eine „Stimme zu zählen ſind *), da jedermann die „Ver-

*) Es iſt doch wirklich ſeltſam, daß ein Profeſſor der Mathematik nicht beſſer rechnen, nicht wenigſtens fünf zählen kann. Indeſſen er kennt ja die Verhältniſſe. Denn Jedermann kennt die Verhältniſſe, aber nicht Jedermann kann rechnen. O Mathematik! O Phyſik! O Logik! — Heiliger wohlthätiger Magnetismus ſey uns geſegnet! Du machſt Mathematik, Phyſik, Logik, und die ganze Philoſophie, die vor dir, wie dein Apoſtel Lavater ſagt (Berlin Monatsſchr. 1785. Novemb. S. 438), ehrfurchtsvoll den Finger auf den Mund legt, Medizin, Rechtsgelehrſamkeit (denn man hat wirklich ſchon im Ernſt vorgeſchlagen, von dem Orakel des Magnetismus in den Gerichtsſtuben, beſonders bei Kriminaluntersuchungen Gebrauch zu machen) kurz alle — alle Wiſſenſchaften machſt du überflüſſig und entbehrlich. Es kömmt nur darauf an, ſich eine *Somnambule Clairvoyante* von Karlsruh her zu verſchreiben, und man weiß alles — ſogar in welchen Verhältniſſen die berüchtigten Berliner mit den Herausgebern der Litteraturzeitung und der deutſchen Zeitung ſtehen. Die alte Pythia auf ihrem Dreifuß und die Kumäiſche Sybille ſind armſelige Hexen im Vergleich mit der *Somnambule Clairvoyante*, die dem Herrn Böckmann dieſe Verhältniſſe und Verbindungen entdeckte. Es lebe der Somnambulismus! Es lebe die Kunſt, mit geſchloſſenen Augen und im Schlaf ſo klar zu ſehen.

„Verhältniſſe kennt, in welchen ſie gegenſeitig „ſtehen. Gar viele wittern in dieſer phyſiſchen „Sache Roſenkreuzerei und Jeſuitismus, und wer„fen Gasner, Kaglioſtro, Mesmer und Puyſegur „in einen Topf. . . . Wahrlich ein trauriger Zu„ſtand unſrer Litteratur! Kaum fing Licht an „ſich wohlthätig über uns zu verbreiten, ſo ſtehen „Rieſen oder Zwerge auf, die dieſe Fakkel ge„waltthätig auslöſchen, wenigſtens der Lampe ihr „Oel rauben wollen, indem ſie fürchterliche Geſpen„ſter vor Fürſtenthronen hinſtellen, um ſolche gegen „Aufklärung zu gewinnen.“ — Nun, da wiſſen wir ja nun auf einmal, was Aufklärung iſt. Nichts anders als — Magnetismus. Und ſo wären denn die Aufklärer niemand anders als Mesmer, Lavater, Swedenborg und ſeine Jünger, und die ganze lange Liſte von Magnetiſören, die Herr Bökmann in dieſem Briefe aufzählt. Herr von Zimmermann hatte alſo ſehr Unrecht, die Magnetiſörs mit den Schamanen zu vergleichen (Berl. Mon. 1787. Jul. S. 79), und von Lampen Berliniſcher Aufklärer zu ſprechen. Nein, nein; in Zürich, in Karlsruhe, in Strasburg, kurz überall, wo man Kranke und Geſunde ſo lange magnetiſirt und manipulirt und desorganiſirt, bis ſie clairvoyants (d. i. aufgeklärt) werden, nur da lodert die Fakkel, nur da leuchtet die Lampe der Aufklärung. In Berlin, wo die „Rieſen oder Zwerge“ oder, wie Herr Bökmann ſich gleich hinterher

ausdrükt, „die litterariſchen Wiſſenſchaftsſtürmer“ zu Hauſe ſind, „an die ſich das Freikorps kleiner Arzneimänner anſchließt“ *), hier gehn dieſe „Rieſen oder Zwerge“ darauf aus, der „Lampe ihr Oel zu rauben“ **). Sonderbar iſt's freilich, daß aus einem und demſelben Orte aus Karlsruh, die nehmlichen Männer von der einen Stimme als Aufklärer, von der andern Stimme als Feinde der Aufklärung verſchrieen werden; und doch blaſen beide Stimmen übrigens aus einem Horn.

*) Zimmermann, Baldinger u. ſ. w. ſind alſo wohl in der Sprache der Karlsruhiſchen Aufklärer „kleine Arzneimänner?“ — Nun ja, Herrn Schloſſer in Karlsruhe iſt Kaglioſtro ein großer Mann, und Herrn Bökmann in Karlsruhe iſt Mesmer ein großer Mann. Verba valent ſicut numi.

**) Faſt ſollte man glauben, Herr Bökmann habe bei dieſem Ausdruk an die bekannte Parabel von den 10 Jungfrauen gedacht. Die fünf thörichten Jungfrauen, die für ihre Lampen kein Oel hatten, wollten ebenfalls den fünf klugen Jungfrauen ihr Oel rauben. Die fünf thörichten Jungfrauen werden nun wohl keine andre ſein ſollen, als die fünf von Herrn Bökmann ausdrüklich genannten Wiſſenſchaftsſtürmer und Lampenausbläſer, nehmlich die Herrn Nicolai, Gedike, Bieſter, Prof. Schüz (als Herausgeber der Litteraturzeitung) und Bekker. Aber wer ſind denn die klugen Jungfrauen? Doch wohl nicht die Demoiſelles clairvoyantes? Oder ſind gar Herr Bökmann ſelbſt und Mesmer und Lavater und Schloſſer und Jakobi dieſe fünf kluge Jungfrauen?

Herrn. So zweideutig und ſchwankend iſt das Wort Aufklärung. Um ſo problematiſcher wird es, wen der Herr Graf von Stolberg in ſeinem übrigens ſehr edlem und feinem Gedicht: die Aufklärer (ſ. deutſches Muſeum 1788 Mai) eigentlich meint. Er nennt ſie „Knaben, keck wie Affen, und (vermuthlich nur des Reims wegen)“ Laffen, die ſelber die Kerze aufklären wollen.“ Ich frage den Herrn Grafen, und mit ihm alle die Herrn, die bisher Monat für Monat im Jahr 1788 von dem Bogen der roſenrothen Diana *) ihre Pfeile auf

*) Ich bitte Herrn Geheimerath Jacobi um Erlaubniß, hier einmal aus der vollen Schatzkammer ſeines Witzes ein einziges Fettmännchen (ſ. oben S. 258) gegen landübliche Zinſen zu borgen. Es hat ihm gefallen, im deutſchen Muſeum (1788. April) die Berliner Monatsſchrift in eine „Göttin, in eine alles aufklärende Diana mit himmelblauem Bogen“ zu verwandeln. Das Beiwort himmelblau ſoll ſich freilich bloß auf ihren Umſchlag beziehen. Indeſſen bedauren die Herausgeber der Berliner Diana den Herrn Geheimerath von Herzen, daß er noch ſo wenig clairvoyant iſt, um nicht einmal Himmelblau von Berlinerblau zu unterſcheiden. Auch iſt der Sprung von dem Inhalt der Monatsſchrift auf ihren Umſchlag etwas unphiloſophiſch. Indeſſen Herr Jacobi liebt bekanntlich, wie aus ſeinem Buch über Leſſing erinnerlich ſein wird, einen Salto mortale. — Uebrigens hat die Berliner Monatsſchrift zwar wohl häufig die Ehre gehabt, daß Herr Jacobi und Hr. Schloſſer auf ſie Jagd gemacht; aber daß ſie ſelbſt auch durch eben dieſe rüſtigen Jäger als Jagdgöt-

Digitized by Google

die armen Berliner abſchoſſen: Wer ſind dieſe Laſſen und Affen, denen von dem Herrn Grafen am Ende des Gedichts zugerufen wird:

Klärt auf, wenn ihr Licht von der Finſterniß
kennt,
Ihr Laſſen, klärt auf, wo die Kerze nicht brennt!

Ich nehme mir die Freiheit, als ein Affe des Herrn Grafen darauf zu erwiedern:

Klärt auf, wenn ihr Licht von der Finſterniß
kennt;
Ihr Grafen, Prälaten, und Ritter, und Herrn,
(Wir hörten von Euch es wirklich ſo gern)
Klärt endlich doch auf, was ihr Aufklärung
nennt.

Eine

tin vergöttert werden ſollte, darauf hätte ſie in der That nicht gerechnet. Sie wollte laut ihrer Ankündigung, (ſiehe das dem allererſten Stük der Monatsſchr. vorgeſetzte Gedicht) nichts weiter als der Uranus ſein. Aber Herr Jacobi hat ſie nun mit Gewalt zur Ehre der Mondgöttin erhoben. Aber die arme himmelblaue Diana mußte ſich im Jahr 1788 Monat für Monat von der roſenrothen Diana mit lautem Jagdgeſchrei hetzen laſſen. Leider iſt nun der roſenrothe Bogen gebrochen! Das deutſche Muſeum exiſtirt nicht mehr. Und wer mag daran Schuld ſein? Die himmelblaue Diana iſt der unvorgreiflichen Meinung, daß niemand anders daran Schuld ſei, als Herr Jacobi und Hr. Schloſſer, die den Bogen der roſenrothen Diana gar zu oft und zu ſtraff angezogen, und gar zu ſchwere Bolzen davon abſchoſſen, ſo daß der Bogen
ent-

Eine Haupturſache, warum das Wort Aufklärung das Unglük gehabt hat, ins Geſchrei und in Mißkredit zu kommen, iſt unſtreitig, weil ſich mit dem Begriff der Aufklärung durch einen natürlichen Zuſammenhang der Begriff eines vorher umwölkten Zuſtandes der Seele aſſociirt. Es iſt ein jedem Menſchen natürliches Gefühl, daß er wünſcht, die theils ehemaligen theils fortdaurenden Wolken ſeines Verſtandes gern vor der Welt, ja vor ſich ſelbſt zu verhehlen; es koſtet Ueberwindung, ſich ſelbſt zu geſtehen, daß unſer Verſtand hie und da wie ein Spiegel angehaucht war oder wohl gar noch iſt; und man wird daher gar zu leicht unwillig auf den Mann, der es wagt, den angehauchten Spiegel von den Dünſten zu reinigen. Man trägt kein Bedenken, zu geſtehn, daß man irren könne, aber das Bekenntniß, daß man geirrt habe, wird einem ſau-

S 4

entweder biegen oder brechen mußte. Leider iſt das leztere geſchehen, und Herr Weigand klagt bitterlich, daß gerade das Jahr 1788, da Herr Jacobi und Herr Schloſſer den Bogen ſo oft und ſo furchtbar ſpannten, ihn in beträchtlichen Schaden geſezt. Was würden die beiden ferntreffenden Bogenſchützen ſagen, wann Herr Weigand eine Indemniſationsklage gegen ſie anſtellte? Er würde freilich den Prozeß eben ſo wenig gewinnen als Hr Stark den ſeinigen gewinnen konnte. Aber ein rüſtiger Bogenſchüz aus der Sophiſtenſchule würde dann für ihn vielleicht eben ſo glorreich fechten können, als bisher die Herren Jacobi und Schloſſer für den ſanften engelreinen Hrn. Oberhofprediger gefochten.

ſaurer, und doch ſcheint dies Bekenntniß eine unzertrennliche Folge der Aufklärung zu ſein. Man könnte daher im Geiſt der älteſten Mythologie wohl ſagen: die Aufklärung iſt eine Tochter der Nacht; aber dann müßte man auch ſogleich hinzuſetzen: und die Tochter haßt und bekriegt ihre Mutter. Dies hat ſelbſt der Herr Ritter von Zimmermann nicht bedacht, wenn er die Aufklärung als eine Quelle der ſchändlichſten Laſter und als eine fruchtbare Mutter aller möglichen Werke der Finſterniß ſchildert, (ſ. Berl. Monatsſchr. 1788. Jul. S. 24 ff.) und eben daher an einem andern Ort ſo unbeſtimmt von „elenden Lampen Berliniſcher Aufklärer" redet, daß, wer nicht, wie ich, aus ſeinem eigenen Munde es weiß, daß er die wahre Aufklärung ſchätzt und liebt, leicht verleitet werden könnte, zu glauben, er ſei überhaupt ein Feind der Aufklärung, und rechne wohl gar die helle Kerze der Philoſophie und der geſunden Vernunft mit zu den von ihm verachteten elenden Lampen der Aufklärer. Aber, nein; dies kann Zimmermanns Meinung nicht ſein, es iſt nicht möglich, daß er, wie ſo mancher ihn mißverſtanden, auch ſolche Männer, die er nicht nur in Geſprächen und Briefen, ſondern auch öffentlich ſeiner Freundſchaft und Hochachtung verſichert hat, mit zu jener Klaſſe von Aufklärern rechnen ſollte, denen er ſeine Verachtung öffentlich ankündigt.

In der That, unter allen Formen des Worts Aufklärung iſt gerade die Form Aufklärer die gehäſ-

häſſigſte, vermuthlich, weil ſie für die Eigenliebe gerade die beleidigendſte iſt. Denn aufgeklärt will jeder gern ſein, aber man will nicht gern geſtehen, daß man dieſe Aufklärung einem andern, einem Aufklärer, zu verdanken habe. Man will lieber von Natur oder durch ſich ſelbſt oder gar übernatürlich aufgeklärt ſein, als einem andern das Verdienſt laſſen, unſer Aufklärer geweſen zu ſein. Auch iſt noch kein aufgeklärter Freund der Aufklärung ſo unbeſcheiden oder vielmehr unverſchämt geweſen, ſich ſelbſt einen Aufklärer zu nennen. Aber wahr iſt es, daß allerdings manche Beförderer der Aufklärung mit zu vieler Anmaßung und Verachtung aller anders denkenden zu Werke gegangen, auch wohl vergaßen, daß, ſo angenehm das Licht an ſich iſt, es dennoch einem blöden, ja ſelbſt jedem geſunden Auge Schmerzen macht, wenn zu plötzlich eine bisher dunkle oder wenigſtens halb im Schatten ruhende Region aufgeklärt und erhellt wird. Der plötzliche Uebergang aus der Dunkelheit ins helle Licht macht in der That einen noch unangenehmern Eindruk auf die Nerven als umgekehrt der plötzliche Uebergang aus Licht in Dunkelheit, wiewohl im letztern Fall nicht einmal ein ſo plötzlicher und ſchneller Uebergang möglich iſt als im erſtern. Indeſſen in beiden Fällen läuft man Gefahr, zu ſtolpern, oder wohl gar den Hals zu brechen. Und es iſt doch wirklich nicht zu läugnen, daß die Aufklärung vieler ſogenannten Aufklärer nichts we-

niger als wahres oder daurendes Licht iſt. Oft iſt ſie ein bloßes Strohfeuer, das deſto mehr Rauch hinter ſich läßt, oft höchſtens eine hochfliegende Rakete, die in der Luft zerflattert, oder wohl gar nur ein Schwärmer, der um ſich herum tobt und mit Knall und Dampf zerplatzt. Nein, die wahre Aufklärung gleicht dem Licht auf dem Pharus, das dem Seefahrer aus dem wilden Gebrauſe der Fluten des Vorurtheils und des Aberglaubens in den ſichern Hafen winkt, oder dem ewigen unauslöſchlichen Feuer der Veſta, das nur von reinen jungfräulichen Händen unterhalten werden ſoll. Ich ſage: die wahre Aufklärung. Denn man hat allerdings Recht, eine wahre und eine falſche Aufklärung zu unterſcheiden, ſo wie es wahre und falſche Dukaten giebt. Man muß jedoch nicht vergeſſen, daß es auch Dukaten giebt, die zu leicht ſind, die aber darum noch nicht gleich falſch ſind. So wahr indeſſen in abſtracto die Eintheilung in eine wahre und falſche Aufklärung iſt, ſo ſchwer iſt doch in concreto die Gränze zu ziehen. Aber wo wäre das nicht ſchwer? Ich zweifle überhaupt, ob es je möglich ſein dürfte, für die Aufklärung einen Konventionsfuß feſtzuſetzen, wenn man auch annehmen könnte, daß jeder wirklich den Willen hätte, bei der Konvention zu bleiben, und weder Schrot noch Korn dieſer Münze zu verfälſchen. Uebrigens glaube ich, daß die Bemerkung hier nicht am unrechten Ort ſteht, daß auch in dem ſo häufig

miß-

Digitized by Google

mißverſtandnen Königlichen Religionsedikt jene richtige Eintheilung der Aufklärung zum Grunde liege.

Da es nun einmal mit dem an ſich ſo unſchuldigen und edlem, aber nur zu oft gemißdeuteten und eben ſo oft gemißbrauchten Worte Aufklärung ſo weit gekommen, daß es von allen Seiten her als falſche Münze verrufen wird, da man wohl gar den Unerfahrnen, der dieſe Münze bisher kaum dem Namen nach kannte, von Kanzeln herab und in Schriften, ja ſogar in Kalendern *) zu überre-

den

*) Dies geſchah in dem Quedlinburger Kalender vom Jahr 1786, wo ein ungenannter Dichter der Aufklärung eine lange Leichenrede hält, in der ſie geradezu für ein Werk des Teufels erklärt wird. Die Leſer ſehen es vielleicht nicht ungern, wenn ich einige Verſe aus dieſem merkwürdigen Produkt herſetze. Es mag zugleich ein neuer Beweis von dem, was ich oben ſagte, ſein, daß nichts ſchwankender iſt als der Begriff der Aufklärung. Der Quedlinburgiſche Dichter ſagt:

„Der Aufklärung geweiht ſeiſt du, mein „Lied; beſinge
„Den Abgott unſrer Zeit, erzähle Wunderdinge,
„Wie ſeine Zauberkraft von Süd⸗zum Nord⸗„pol reicht,
„Wie er vom Throne bis zur Bauerhütte „ſchleicht,
„Und wo er hinkömmt, würgt und Ruh und „Frieden ſtört,

„Ja

den ſucht, als ſei dieſe verrufene Münze in der unterirdiſchen Münzſtätte des Vaters der Lügen geprägt, ſo entſteht die Frage: was iſt mit dem Worte anzufangen? Denn daß man den Begrif des wah-

„Ja mehr als Krieg und Peſt der Länder Glük verheeret.
„Wie ſieht ſie aus, die izt ſo aufgeklärte Welt?
„Auf Muſe zeichne treu dies gränzenloſe Feld!
„Zu Schaaren gehn ſie hier, im Taumel ſüßer
„Träume,
„Die Köpfe ſchön friſirt und nichts als
„Juks daheime;
„In ihren Häuſern liegt vom Vierteljahre Koth,
„Von geſtern auf dem Tiſch das liebe trokne
„Brot. —
„Das iſt die Aufklärung; es wird izt alles
„heller
„Im Dache, Kleiderſchrank, Kommoden
Küch' und Keller. — —
„Verwünſcht iſt's nur und hart, die Schulden
„zu bezahlen;
„Die Aufklärung erweicht's, lehrt falſche
Scheine malen,
„Die man nicht anerkannt, dreiſt ſchwört man
„ſich heraus,
„Wiſcht ſauber Nullen weg, radiertet künſt-
„lich aus
„Was ſchwer zu zahlen war; ſcheut Teufel
„nicht und Hölle.

„Die

Digitized by Google

wahren Aufklärung, ſo ſchwankend er immer noch iſt, nicht fahren laſſen könne, darin ſind, wie mich dünkt, beide Parteien einig. Aber es iſt die Frage, ob nicht dem Begrif ſelbſt eine Umprägung oder Umſchmelzung des Worts, oder was ſonſt für eine Modifikation rathſam iſt, vortheilhaft ſein dürfte.

„Die Aufklärung macht ſelbſt den finſtern Abgrund helle.
„Der Schwarze iſt nicht mehr; ſie iſt wegkritiſirt
„Des Teufels Exiſtenz, und weggeregiſirt.
„Der Schwarze weiß ſich zwar für dieſen Schimpf zu rächen,
„Ruft Höllenthaten auf, die für ſein Daſein ſprechen,
„Würgt durch den Laſterdienſt ſo manche Legion,
„Der hochgepriesnen Zucht und Aufklärung zum Hohn,
„Erzeugt Horja's Brut, Mordbrenner, Ungeheuer,
„Die Tod und Flammen ſpein, glühn von des Abgrunds Feuer,
„Mehrt Unzucht, Ehebruch, Betrug und arge Liſt,
„Konkurſe, häufet Noth, die unausſprechlich iſt.
„Mag ſein! Die Aufklärung iſt dennoch, g'nau erwogen
„An Süßigkeiten reich, ſei ſie auch ganz erlogen, u. ſ. w.

Digitized by Google

dürfte. Es würde dabei vornehmlich auf folgende Fragen ankommen.

1) Können wir das Wort Aufklärung entbehren? — Ich ſollte es faſt denken, da es ſo lange entbehrt worden. So alt der richtige Begrif iſt, ſo neu iſt doch das mißverſtandne Wort.

2) Iſt es nothwendig das Wort fallen zu laſſen, oder kann es bei Ehren erhalten werden, und wie? In der That ſcheint es, wie das Wort Empfindſamkeit, faſt ſchon zu ſehr in Mißkredit gekommen zu ſein, als daß ſich hoffen ließe, es könne ſich troz des unendlichen Mißverſtandes, wozu es Gelegenheit gegeben, als gute Münze in Umlauf erhalten.

3) Iſt es ſchädlich, es fahren zu laſſen, oder ſollte dies nicht, wie zum Theil aus dem Obigen erhellet, in gewiſſer Rükſicht nüzlich ſein?

4) Was für ein andres Wort könnte man im lezteren Fall ſubſtituiren, oder durch was für eine Legirung wäre bei einer etwanigen Umſchmelzung das Wort unverdächtig, und das gute Schrot und Korn deſſelben ſo auffallend zu machen, daß ſein innerer Werth mit dem äußern in Gleichgewicht käme?

Am

Am Ende iſt's doch immer nur ein Wort. Und es iſt eine alte, und wie mich dünkt, ſehr wahre Regel: In verbis ſimus faciles. Der alte Horaz hat auch hier ſehr Recht:

— — Mortalia cuncta peribunt;
Nedum ſermonum ſtet honos et gratia vivax.
Multa renaſcentur, quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet uſus,
Quem penes arbitrium eſt et jus et norma loquendi.

d. 20. Jannar 1789. Gedike.

6.

Geheime Geſellſchaften.

(Fortgeſetzt vom Dezemb. 1788, S. 564.)

VI. Das neue Jeruſalem. Dieſe mit den ſeltſamſten Grillen ſich beſchäftigende Geſellſchaft iſt ſchon öfter in der Berl. Monatsſchrift angeführt worden (1788 Jänner, Auguſt, September). Sie iſt Swedenborgiſch; ſie iſt Magnetiſtiſch: ſo viel weiß man. Aber mit welchen andern Menſchen oder Geſchäften hängt ſie noch zuſammen? .... Einen Beitrag wenigſtens kann ich zur Beantwortung dieſer Frage geben.

In der Londner Zeitung: The Morning Herald, ſtand 1786, d. 2 Novemb. Donnerſtags, folgendes, was ich wörtlich genau aus dem Engliſchen überſetze.

„An

„An alle wahre Freimaurer. Im Namen 9. 5. 8.
„14. 20, 1. 8. = 9. 5. 18. 20. 18 *).

„Die Zeit iſt herangekommen, wo der Bau des „Neuen Tempels oder der Neuen Jeruſalems 3. 8. „20. 17. 8. **) beginnen muß. Dieſes dienet zur Ein„ladung aller wahren Maurer in London, um ſich zu „verſammeln im Namen 9. 5. 18. 20. 18. (Jehova's) „— des Einzigen, in welchem eine göttliche 19. 17. „9. 13. 9. 19. 23. †) iſt — und zwar zuſammenzukommen „Morgen Abend den 5ten dieſes 1786 — oder 5790 — „um neun Uhr in Reillys Hauſe in der großen Köni„ginnſtraße, um daſelbſt den Plan zu entwerfen zur „Legung des erſten Grundſteins der wahren 3. 8. 20. „17. 8. (Kirche) in dieſer ſichtbaren Welt, welche iſt „der wirkliche abbildende Tempel des geiſtlichen 9. 5. „17. 20. 18. 1. 11. 5. 12 ††).

„Ein Maurer und Mitglied der Neuen 3 8. 20. „17. 8. (Kirche.)"

Man ſieht offenbar hier keine maureriſche, ſondern die ächte Swedenborgiſche Sprache. „Je„hovah = Jeſus; die Zeit iſt itzt gekommen" (auch die Stokholmer Geſellſchaft ließ gerade im November 1786 ihre Schriften ergehen, Berl. Monatsſchr. 1788 Jänner S. 15); „in Jehovah al„lein iſt eine göttliche Dreieinigkeit; das Neue

„Jeru-

*) Dieſe Zahlen geben die Worte: Jehova = Jeſus.

**) Churh (eigentlich ſollte es freilich Church geſchrieben ſeyn), Kirche.

†) Trinity, Dreieinigkeit.

††) Jeruſalems.

Digitized by Google

„Jeruſalem; die Neue Kirche; die einzig wahre „Kirche auf Erden; die Abbildung des himliſchen „Jeruſalems!“

Aber, wer ſchrieb dieſen Zeitungsartikel? wer rief die Freimaurer*) im Namen des Neuen Jeruſalems zuſammen? . . . . Wer? — Kaglioſtro! — So erzählt ein Mann, der alle maurériſche Vorfälle in England gut kennt, der in ſeinen Erklärungen und Schlüſſen oft irren mag, deſſen Erzählungen aber von Vorfällen in England keine Unglaubwürdigkeit haben, und (was hier die Hauptſache iſt) ein Mann, der das Stokholmer Neue Jeruſalem gar nicht einmal zu kennen ſcheint, und alſo aus böſem Willen gegen dieſe Geſellſchaft gewiß nichts erdichtet hat; kurz: Herr Bonneville im zweiten Theile ſeines bekannten Buches Les Jéſuites chaſſés, u. ſ. w. — Alſo hängt auch Kaglioſtro mit dem Neuen Jeruſalem zuſammen! Oder, wohl richtiger, beide kommen in einem Dritten zuſammen! Die Menſchen, von denen Kaglioſtro geſandt war, haben ein Intereſſe, den Bau des Neuen Jeruſalems zu befördern!

Bei dieſer Gelegenheit will ich noch etwas von der Swedenborgiſch-magnetiſtiſchen Geſellſchaft in Stokholm anführen. Sie hat ihren ſeltſamen Fran-

*) Auch Chaſtanier in London dedizirte ſeine New-Jeruſalemitiſche Monatsſchrift „an alle Freimaurer.“ Berl. Monatsſchr. Jänner 1788 S. 11.

Digitized by Google

Franzöſiſchen Brief, den ſie allenthalben in Europa fleißigſt herumſchikte *), auch in Schwediſcher Sprache drukken laſſen: Kort Anledning til Förklaringen öfver den Animale Magnetismens och Somnambulismens Verkningar. Stockholm, bei Nordſtröm, 1787, 3 Bogen in 8.

Aber es iſt dieſen Träumereien auch auf die kräftigſte Art dort entgegengearbeitet. In Stokholm exiſtirt eine Geſellſchaft — dergleichen man wahrlich auch wohl in Deutſchland ſtiften ſollte, und die keine der ſchlechteſten unter den vielen deutſchen und undeutſchen, gelehrten und ungelehrten, geheimen und öffentlichen Geſellſchaften unſers lieben Vaterlandes ſein würde — eine Geſellſchaft *Pro Senſu Communi*. Dieſe Akademie des geſunden Menſchenverſtandes hält, wie die übrigen Akademieen der Wiſſenſchaften, ihre feierlichen und ihre gewöhnlichen Zuſammenkünfte, macht dies in den Zeitungen bekannt, giebt Preisaufgaben im Fache der Dichtkunſt, der Ueberſetzungen, der proſaiſchen Schreibart, und der Philoſophie; u. ſ. w. — Am 29 Auguſt feiert ſie ihr jährliches groſſes Feſt; der Tag iſt als „ein ewig merkwürdiger „Tag für das ganze denkende Europa gewählt, „der Geburtstag des Brittiſchen Weltweiſen des „unſ-

*) Unter andern auch an den Sänger des Meſſias; ſeine Antwort ſteht 1788 Mai S. 514.

„unſterblichen John Locke“. An dieſem Tage im J. 1787 wurden die für das Jahr eingelaufenen Preisſchriften geleſen; und eine im Fache der Dichtkunſt, welche vorzüglich dem Zwek der Geſellſchaft entſprach, erregte allgemeine Aufmerkſamkeit. Sie führte das lehrreiche Motto: Man äger ej Snille för det at man är gälen (Man hat darum noch kein Genie, weil man nicht recht geſcheidt iſt); und war, wie man nachher erfuhr, vom Herrn Sekretär Kellgren. Das Protokoll dieſer Verſammlung der Geſellſchaft, und das nur kurze aber recht artige Gedicht, ſo wie auch die hernach hinzugekommnen weitläuftigern ſatiriſchen Anmerkungen: alles dies iſt in der Täglichen Zeitung Stockholms Poſten 1787 von Nr. 231 d. 3 Okt. bis Nr. 244 d. 18 Okt. zuſammengedrukt. Schwediſche, Deutſche, Schweizeriſche, und Elſaſſer Thorheiten werden darin der Reihe nach aufgeführt. Am merkwürdigſten war mir die Nachricht Nr. 243: daß „in Swedenborgs Familie eine Art von Narrheit gleichſam erblich war; und daß ein Swedenborgianer in Stokholm ein Affidavit von Swedenborgs Hauswirthe in London in Händen hat, „worin dieſer bezeuget, daß der berühmte Seher „zuweilen Zeichen der Narrheit von ſich blikken „ließ“. Auch heißt es eben daſelbſt, daß man leider ſchon den unlogiſchen Schluß höre: „Der „Menſch iſt kein Swedenborgianer; alſo iſt er ein „Freigeiſt.

Aber bald nachher lieferte eine Gelehrte Stokholmer Zeitung einen — leider! Deutſchen — magnetiſtiſchen Brief. Die Upfoſtrings - Sällſkapets Almänna Tidningar enthält Nr. 36 d. 23 Nov. 1787 einen Brief des Hofrath Bökmann aus Karlsruhe an den. Freiherrn B. G. Silfwerhielm, Kapitän der Königl. Leibgarde, und Stifter einer Harmoniſchen Geſellſchaft in Stokholm. Der Brief ſelbſt iſt im deutſchen Originale abgedrukt *); nur der Titel und die Anmerkungen ſind ſchwediſch. Er enthält nichts als eine Menge anekdotenmäßiger Nachrichten über die Freunde und Feinde des Magnetismus an mehrern Orten. „In Frankreich ſind izt 30 harmoniſche Geſellſchaften, namentlich in Paris, Lion, Beſançon, Bourdeaux, Bourbonne, Verſailles, Grenoble, Amiens, Metz, Charenton, Nancy, Straſsburg, u. ſ. w. Selbſt auf Kap François iſt eine Mutter-Geſellſchaft mit beſondern Vorrechten für Amerika etablirt worden". Es iſt freilich ſchwer einzuſehn, welche Vorrechte ein mediziniſch-phyſikaliſches Inſtitut haben kann; vermuthlich dürfen nur an dieſem privilegirten Baket die manipulirten Jungfern geſund werden. Nächſtens wird man alſo auch wohl von einer Mutter-Sternwarte und von einem Monopol der Elektrizität hören. — „Auch in England und Italien

*) Es iſt dies derſelbe Brief, der oben S. 261. angeführet worden.

ken wird magnetiſirt. — In der Schweiz: Genf, Lauſanne, Bern, Zürch. — Im Elſaß zu Straſsburg, Kronweiſſenburg, Kolmar, Landau, Fort Louis. — Zu Baden, Raſtadt, Karlsruhe. Zu Heilbron, Manheim, Speier, Mainz, Frankfurt, Hanau, Bremen, Sorau, Breslau, Altona, Stuttgard". — Die Nachrichten von den an jedem Orte genannten Perſonen ſind nicht ganz glaubwürdig. Hrn. Böhmann liegt, wie man ſieht, zu viel daran, die Gegner des Magnetismus unbedeutend vorzuſtellen, und unter deſſen Beförderern viele angeſehene, ja ſelbſt fürſtliche Perſonen aufzuzählen, als daß er nicht auch begierig manche Anekdote, ohne deren Wahrheit vorher zu unterſuchen, hätte ergreifen ſollen. Niemand wird es ſich z. B. als wahr denken können, was S. 288 erzählt wird: daß „der regierende Herzog von „Weimar ſelbſt einige Somnambülen hier in „Karlsruhe ſah und ſelbſt konſultirt ward"!

Doch ich verlaſſe den Magnetismus, und kehre zum Neuen Jeruſalem zurük, — nur um zu erinnern, daß dieſer Ausdruk mehrmals als eine verſtekkende Benennung gebraucht worden; ohne daß ich mir zu erklären getraue, was er gerade in Kagliostro's oder der Swedenborgianer Chiferſprache bedeuten ſoll. — Ein bekanntes Buch, das in Deutſchland 1740 erſchien: Relation curieuſe de la *Nouvelle Jéruſalem* *), liefert die Beſchreibung

 der

*) Es iſt angehängt den Amuſemens des Eaux de Schwalbach &c. Lüttich, 1740, 8.

der Jeſuitenregierung in Manheim. Der deutſche Arzt Schöpf fand in Nordamerika einen Schwärmer, der den Grundriß des Neuen Jeruſalems in den Apalachiſchen Gebirgen finden wollte. (Man ſ. Schöpfs Reiſen; und den hieher gehörigen Auszug davon im Göttingiſchen Taſchenbuche auf das J. 1789.)

VII. Die Zweiundzwanziger; oder die Deutſche Union. Unter dieſem zwiefachen Titel, wovon der erſte myſtiſch, der andere ſtolz genug klingt, wird ein Thaler gefordert. — Der Orden iſt im proteſtantiſchen Deutſchlande erſt vor ein paar Jahren entſtanden; ein ſpekulirender Kopf unſrer Gegenden ſcheint durch das gute Gedeihen, welches die geheimen Geſellſchaften in Süddeutſchland haben, auf den Einfall dieſer Erfindung gebracht zu ſein. So wie jene, zum Mißbrauch, oft von Religion und Chriſtenthum reden, ſo ſchwazt er von Aufklärung und Vernunft; er nimmt den Mund mächtig voll; ſpricht vom Glük der Menſchheit, von Edelmuth, von Männern der Nation, von nicht exiſtirenden Feinden, von Gefahr, von Aufopferung, von Uneigennüzigkeit — und fordert Einen Thaler!

Die mehrſten Aktenſtükke dieſes neuen deutſchen Bundes ſind gedrukt, und werden weit und breit verſchikt. So ſind ſie auch mir, und ſogar mehrfach, in die Hände gerathen, ohne daß ich weder einen Eid, noch ein Verſprechen der Verſchwiegenheit

heit darüber abgelegt habe*). — Zuerſt ward ein gedruktes Blatt „an die Freunde der Vernunft, „der Wahrheit und der Tugend" in alle Welt ausgeſandt, um gefällige Aufnahme zu finden; und, wie es zu gehen pflegt, mancher Gutmüthige nahm es auf, ohne es weiter genau zu unterſuchen. Es wird eine Verbindung der Freunde des Guten vorgeſchlagen, ohne daß der Zwek irgend deutlich angegeben iſt. Nur wird bedungen: „dem Eigen„willen, der Neugier, und der Selbſtſucht mit „Entſchloſſenheit zu entſagen;" eine nüzliche Klauſel, um die dirigirenden Zweiundzwanzig durch keine Erinnerung der Mitglieder in Verwirrung geſezt zu

*) Einem der Herausgeber ward der erſte Plan, aber weiter nichts, anonymiſch zugeſandt; er hatte aber ſo wenig Luſt und Liebe zum Dinge, daß er weder überhaupt irgend etwas antwortete, noch einen Thaler entrichtete: weshalb ihm auch die folgenden Papiere nicht zugeſchikt worden ſind. Mancherlei Mißdeutung wegen, iſt dies vielleicht nöthig, hier anzuführen. — Noch können wir anzeigen, daß der obige Aufſatz von den geheimen Geſellſchaften nebſt der oben S. 280 excerpirten Schwediſchen Zeitung ſchon ſeit mehreren Monaten bei uns gelegen hat, und nur wegen anderer Aufſäze zurükſtehen muſte; und daß wir izt bei deſſen Abdrukke ſehen, daß eine Nachricht von der deutſchen Union ſchon in dem neueſten Heft der Schleſiſchen Provinzialblätter vorkömmt, ſo wie auch in einer eignen Schrift: „Mehr Noten als Text, oder „die deutſche Union der Zweiundzwanziger, Leipzig „bei Göſchen, 1789, 8." Anm. d. Her.

zu ſehn. Dieſe Herren Direktoren, oder wie ſie ſich hernach auch nennen das Centrum, beſteht — wer ſollte es glauben? — „zum Theil aus Staatsmännern!“ und doch heißt es in dem beigelegten Plan: „Wir nehmen Menſchen aus allen Ständen „auf; nur nicht Fürſten und Miniſter, wohl „aber deren Günſtlinge.“ Ich habe Exemplare geſehn, worin dieſer letzte Zuſatz durchſtrichen war; in andern war er es nicht. Denn mit Aenderung und Unterſchiebung andrer Plane ſind dieſe Herren nicht ſparſam. „Der Ort und die Perſonen „des Centrums müſſen ſelbſt den Mitgliedern unbe„kannt bleiben!“ Ob der Verfaſſer, der ſo tragiſch über alle Schwärmerei klagt, doch den Umſtand mit den unbekannten Obern für ſo unbedenklich hält? — Uebrigens heißt es, wie man von ſo großmüthigen Leuten denken kann: „Niemand „darf dabei beſorgen, daß er zu irgend einer Ver„bindung oder Geſchäft oder Geldbeitrag werde „genöthigt ſein;“ aber ſechs Zeilen weiter ſteht, was man freilich nach dieſer Zuſicherung nicht wohl denken konnte: „Nur das einzige verlangt billiger„maßen die Geſellſchaft — daß man wenigſtens „einen Thaler beilegen müſſe, wenn die Geſell„ſchaft das erſte Jahr ſchadlos gehalten werden „ſoll.“ Und in den nachher veränderten Planen (denn, ſo wenig man es auch denken ſollte, ſo gingen doch dieſe Aufklärer Deutſchlands, welche alle edle Männer auffodern, ſo tumultuariſch zu Werke,

daß

Digitized by Google

daß ſie immer mit abgeänderten Planen wieder hervortraten) hier heißt es in einem Plane: „daß man einen Thaler beim Eintritt erlegen „muß,“ und in dem andern werden die paar Geldbringenden Worte ganz ſtill eingeſchoben: „und „jährlich wiederholen muß.“ — — Einen feierlichen Eid legen dieſe Anti-Schwärmer auch vor, worin man verſpricht: den Zwek der deutſchen Union (den man nicht kennt) zu lieben und zu befördern, hübſch verſchwiegen zu ſein, brav zu rekrutiren, u. ſ. w.

Nun kam dann der erſte Plan zum Vorſchein. Wie menſchenfreundlich und edel, mag folgendes zeigen. „Wir ſuchen Poſtmeiſter und Poſtſe„kretäre zu gewinnen, zur Erleichterung der „Korreſpondenz.“ Sehr ſanft ausgedrükt, um anzudeuten, daß dieſe Männer den Zwek der Union heiß genug lieben und befördern werden, um die Kleinigkeit von Amtspflicht und Gewiſſen aufzuopfern, damit (wie es im zweiten Plan heißt) die Mitglieder eine faſt koſtenloſe Korreſpondenz führen können. Ferner ſoll „der Buchhandel nach „und nach eingehn, und in die Hände der Union „fallen.“ „Hieraus (ſchreiben dieſe unbekannten Herrn) fällt denn ſchon vorläufig unſre moraliſche „Macht über die Nation in die Augen. Unſre „Zahl wächſt auch in kurzem zu mehreren Tau„ſenden an; weil, wenn nur jeder Freund uns „wieder 2 zuſchikt, zehne ſchon 20, zwanzig 40 u.ſ.w. „hervorbringen.“ (Richtig rechnen können die Her-

Digitized by Google

ren, das ſieht man wohl). „Wir machen dann „zwei Klaſſen der Verbündeten: 1) die dirigirenden Brüder, welche allein unſern Zwek und die „Mittel dazu wiſſen, und eigentlich die Union „machen“ (ach! wer doch dazu gehörte!); „2) die gemeinen Brüder (welches alle übrige Menſchen ſind). Die Union bekömmt dann eine litterariſche Außenſeite, die kein Anſſehen machen „kann. An allen Orten entſtehn durch uns Leſe„geſellſchaften“ (denn der Buchhandel iſt ſchon geſprengt), „in welchen die Bücher nur nach dem „Zwekke der Union gewählt werden.“ „Wir werden an allen Orten unſre Vertrauten haben, um „unſre Ideen ſelbſt bis in die Hütten des Volks „zu verbreiten: werden alle gute Köpfe an uns „ziehn; werden an allen Orten, Familien, Höfen u. ſ. w. im Stillen wirken, und auf Beſetzun„gen der Hofmeiſterſtellen, der Sekretariate, der „Pfarreien u. ſ. w“ (wahrſcheinlich ſchließt dies u. ſ. w. die höchſten Staatsbedienungen in ſich) „Einfluß bekommen.“ — Man ſieht, die Imagination dieſer unbekannten Aufklärungsdirektoren erhebt ſich pfeilgeſchwind, und ihr Plan iſt weit umfaſſend genug. Herrſchaft durch Anzahl, durch moraliſche Macht, und durch litterariſchen Zuſammenhang! Monopol alles Buchhandels im ganzen großen Deutſchland! Ja ſogar Beſtimmung, welche Bücher geleſen werden ſollen! vielleicht ſogar, durch Gewinnung der Poſtmeiſter, welche Briefe man zu leſen bekommen ſoll! Einfluß, von den Höfen bis zu den Volkshütten herab! Wer,

Aber, wie groſse Entwürfe oft an Kleinigkeiten ſcheitern, ſo ging es — nicht bloſs bei dem Milchmädchen und bei Herzog Michel — ſondern auch hier. Die gemeinen Brüder theilten den Enthuſiasmus des dirigirenden Centrums nicht; alles war richtig in dem Plane berechnet: nur der Thaler, der den Grund zu allem legen ſollte, ſcheint ausgeblieben zu ſein. Denn nun findet ſich ein Zirkulare, welches anhebt: „Wider alle Erwar„tung ſind wir genöthigt, den Freunden unſers „Zweks wegen des verlangten Thalers Rechen„ſchaft zu geben, da es ſcheint, daſs viele Beden„ken tragen, denſelben alſobald zu entrichten.“ Freilich ſtand es nicht zu erwarten, daſs die gemeinen Brüder, die den edlen Unbekannten die moraliſche Alleinherrſchaft über die deutſche Nation verſchaffen ſollten, von dieſen ihren Oberherrn Ablegung einer Rechnung verlangen ſollten. War ihnen doch vorher geſagt: ſie ſollten hübſch (ſ. oben S. 283) dem Eigenwillen der Neugier und der Selbſtſucht mit Entſchloſſenheit entſagen! Indeſs noch diesmal läſst ſich das Centrum — zwar nicht zu einer Rechnung, aber doch zu einer vagen Deklamation ſeiner vielen Koſten herab; ſchlieſst indeſs mit den Worten: „Unmöglich, „Freunde des Guten! werden Sie verlangen, daſs „wir über dieſen Thaler noch einmal mit Errö„thung“ (nehmlich über die Neugier und Selbſtſucht der Brüder) „ſprechen ſollen.“

Wie nun alſo die Thaler nicht ſo recht mehr einkamen, ſo verſuchte man andere Mittel: man beſuhe

fuhr den gebahnten Weg der Pränumeration, da die Buchhändler noch hartnäckig genug waren, der deutſchen Union zum Troz noch immer fort zu exiſtiren. Es ward „den beeidigten Mitgliedern“ angedeutet (wozu doch ein Eid verpflichtet!), eine künftige Schrift: Ueber Aufklärung und ihre Beförderungsmittel, „mit etwas mehr als ge„wöhnlicher Thätigkeit, ja ſogar perſönlich zu „empfehlen“, Kollektöre anzuſtellen oder ſelbſt Kollektör zu werden, einiges Briefporto nicht zu achten, u. ſ. w. Und vorher hieß es doch (ſ. oben S. 284): Niemand brauche zu beſorgen, daß er zu irgend einem Geſchäft werde genöthigt werden. — Was aber noch beſſer wirken ſollte, waren die Namenliſten der Mitglieder oder Freunde. Dieſe wurden nun herumgeſchikt. Ob aber auch hier nicht die, wie wir geſehen haben, etwas lebhafte und vorſchnelle Imagination der Herren Direktoren thätig geweſen, läßt ſich nicht ganz bezweifeln. So viel weiß ich, daß Männer, die auf die erſte Ankündigung, welche ſie nicht einmal anſahen, und auf die Bitte, 1 Rthlr. zu einem guten Endzwekke zu geben, dieſe Kleinigkeit hingaben, — daß dieſe Männer hernach mit Erſtaunen und Unwillen ihren Namen auf der Liſte einer Geſellſchaft ſahen, an welcher ſie weder Antheil nahmen noch je zu nehmen gedacht hatten. Ich weiß, daß Andere durch trefliche Erinnerungen, die ſie bei ihrem Namen hinſchrieben, gleichſam eine Proteſtation zugleich einlegten; allein, alles das half nichts, man ſuchte bekannte und berühmte Namen, und führete ſie unter den Mitgliedern mit auf.*) Ausgebreitet genug iſt der geographiſche Raum der Wirkſamkeit dieſer Unionswerber; ſie ging von Zürch bis nach Peters-

*) Zwei angeſehene und gelehrte Männer unter unſern Mitbürgern, Herr Generalchirurgus Theden, und

Petersburg, von Ingolſtadt bis Kopenhagen, von Amſterdam bis Prag, u. ſ. w.

Ferner erſchienen nun, wahrſcheinlich der Malkontenten wegen, die veränderten Plane, die aber um nichts beſſer als die erſten waren. Sogar, (welche Lächerlichkeit von den anmaßlichen Stimmhaltern der deutſchen Nation!) gab man itzt zwei verſchiedene neue Plane aus. Hier lieſt man allerlei Altes und Neues: von dem „geheimen Operationsplan der Union, der Ruinirung des Buchhandels, der Herausgabe eines allgemeinen politiſch-litterariſchen Intelligenzblattes für ganz Deutſchland, der Errichtung von Leſegeſellſchaften an allen Orten, der ſchnellen koſtenloſen und unentdeckbaren Korreſpondenz, der nächſt zu errichtenden Synode der deutſchen Nation, den herumreiſenden Abgeſandten des Ordens, und (wer hätte das hier vermuthet?) der Stiftung einer Loge nach altem einfachen Ritual an jedem Orte; dabei Bitte um frankirte Briefe, und Sammlung von Pränumeration; von jährlich zu errichtendem Thaler, von Verſchwiegenheit, u. ſ. w. u. ſ. w.

Späterhin im Nov. 1788 nannte ſich ein Oberamtmann Bartels in Halle als Geſchäftsführer der deutſchen Union, deren dirigirende Mitglieder oder xxiiger angeblich theils in Berlin *), theils in Halle leben ſollen. Dieſe dirigirende Brüder dieſes geheimen Ordens treten in dem von Hrn. Bartels unterſchriebenen Zirkulare in die Klaſſe der gemei-

und Herr Profeſſor und Hofrath Herz, haben itzt unterm 23 Febr. 1789 in öffentlichen Zeitungen „feierlich erklärt, daß ihre Namen fälſchlich und durch eine Lüge in der Liſte der Mitglieder dieſer Geſellſchaft aufgezeichnet ſtehen. Anmerk. d. Her.

*) Ja wohl angeblich! Anmerk. d. Her.

Digitized by Google

gemeinen Brüder herab; ſo daß dieſer arme Orden nun verwaiſet daſteht und keine hocherleuchtete Obern mehr hat. Die Anforderung um Pränumeration geht indeſſen doch noch fort; faſt als wenn den vortreflichen Männern mehr an dem Gulden für das Buch, als an der Leitung ihrer Mitbrüder zum Wohl der Menſchheit gelegen wäre. — Ja, ſiehe da! dieſe gemeinnützliche Geſellſchaft erklärt in einem noch neuern Zirkelbriefe: „daß ſie demnach zuförderſt aufhöre, eine geheime Geſellſchaft zu ſein“ (was ſie alſo doch war), und daß ſie „keine Geheimniſſe mehr habe“. Was ſie bis izt für Mittel zu ihrem Zwek angewandt habe, meint ſie, ſei ſehr gleichgültig. Als Geſellſchaft will ſie aber noch fort exiſtiren, und wer will, kann ſich (die Gebühr iſt nicht beſtimmt) noch „an die deutſche Union wenden, und ein Zertifikat ſeiner Aufnahme bekommen‘. Dieſe lezte Nachricht iſt gegeben im Dezemb. 1788.

Eigentlich wäre alſo die Komödie ausgeſpielt; und man hat hier, was man ſonſt ſo ſelten bei einer geheimen Geſellſchaft zuſammen ſieht, Anfang, Mittel und Ende vor ſich. Es iſt nicht der ſchlechteſte Zug im Charakter der nördlichen Deutſchen, daß ſie, ungeachtet der glatten Worte und der ſüßen Lokpfeife dieſes Spekulanten, doch ſich nicht ſo eifrig zu ſeiner Bühne drängten; und die ganze pomphaft angekündigte Union, die aus mehrern Tauſenden beſtehn ſollte, Bankerot machen mußte. — Da nun die Farce vorbei iſt, ſo daß man ſie izt von Anfang bis zu Ende auspfeifen kann; ſo iſt, ehe ſie ganz vergeſſen wird, doch dieſe meine Nachricht davon vielleicht nützlich, um zu zeigen: welche unverſchämte Erwartungen von der gutmüthigen Leichtgläubigkeit ſeiner Zeitgenoſ-

ſen

ſen ſich mancher litterariſcher Abenteurer macht, um die hirnloſeſten Plane darauf zu bauen.

VIII. Noch lehrreicher aber iſt es vielleicht, wenn ein offenbarer Betrüger ſich mit Errichtung geheimer Geſellſchaften abgiebt. Wen ein ſolches Beiſpiel von ſeinem Schnellglauben und Heißhunger nach Geheimniſſen nicht etwas abſchrekt, nicht etwas bedachtſamer und zurükhaltender macht; der iſt freilich ſchwer zu heilen. Dies iſt die Moral zu den itzt geendigten Betrügereien des berüchtigten Groſſinger, der ſich lange genug Herr von, auch wohl Freiherr von Groſſing genannt hat; ja ſogar, als ein ächter Proteus, unter weiblichen Larven auftrat, als Frau von Roſenwald, als Gräfinn Auguſta von Staff, als Frau von Rohr. Unter dem leztern Namen ſtiftete er — um nur ſeiner neueſten Erfindungen zu erwähnen — 1788 im Reiche einen Harmonie-Orden. Ein Eid mußte auch hier geleiſtet werden. Und was mußte man in demſelben geloben? Wörtlich folgendes: „Ich „verſpreche vor Gott und nehme ihn zum Zeugen, „daß ich all mein Lebelang" (aus dieſes Unholds Klauen iſt alſo gar keine Errettung) „ein treues „eifriges Mitglied der Harmonie ſein, allen ihren „Geſezen gehorchen, und zur Errichtung ihrer „erhabnen Endzwekke aus allen Kräften mitwirken will; verſpreche auch allen Mitgliedern der „Harmonie ewige Freundſchaft, und ihren Vorgeſezten, nebſt Freundſchaft und Liebe, auch „Unterwürfigkeit!" *) — Und es gab gutmüthige

*) Man fand bei Groſſingers Verhaftnehmung bei ihm eine Anzahl Harmonie-Ordens-Diplome, wovon einige mit den Namen der neu aufzunehmenden Mitglieder ergänzt und geſiegelt waren. Das Diplom ſelbſt lautete ſo:

„Augu-

thige Seelen, die dergleichen unterſchrieben! Wenn man aber itzt weiß, welcher Bube hinter dem Vorhange ſtekte, dem gute Menſchen „auf all ihr Lebelang Gehorſam gegen alle ſeine Geſetze und Unterwürfigkeit vor Gott gelobten“, wenn man weiß, daß es einer der ehrloſeſten Verbrecher, daß es Groſſinger war; — o ſo mögte man mißmüthig werden und bei der menſchlichen Swachheit verzweifeln, wenn man nicht ſich durch den Gedanken zu ſtärken weiß, daß Vernunft und Wahrheit am Ende doch obſiegen werden, und daß es ſchon Glük und Selbſtbelohnung genug iſt, zur Verbreitung dieſer beiden Himmelsgaben und zur Störung der Modeſchwärmerei und des Geheimnißwahnes gearbeitet zu haben, wenn auch der glükliche Erfolg der guten Abſicht nicht immer entſpricht!

„Auguſta, Gräfinn von Staff, verwitwete „Herzogin von Newkaſtle, Großfrau der Harmo„nie, nimmt dich — — — zu . . . . Freundinn „der Harmonie, auf, damit du nach dem Maaße „deiner Mitwirkung an den Verdienſten derſelben „Theil nimmſt. Beſtrebe dich, daß du es ver„dieneſt, ... zu werden. Jedes Mitglied „der Harmonie, dem du dieſen Bundesbrief vor„weiſeſt, iſt verpflichtet, dir alle freundſchaftliche „Pflichten zu erweiſen; doch mußt auch du gegen „jedes Mitglied der Harmonie die gegenſeitigen „Pflichten der Freundſchaft erfüllen; und, damit die„ſer Bundesbrief ſeine vollkommne Kraft und Wir„kung erhält, ihn von der National-Mutter der „deutſchen Zunge, der Land- und Lokal-Mutter „gleich itzt unterſchreiben, von der Lokal-Mutter „aber, die dir am nächſten liegt, jährlich beſtätigen „laſſen. Der Herr des Weltalls ſegne dich mit Ver„nunft, Wahrheit und Weisheit. Gegeben unter „dem Großſiegel den — Junius 1788.“

Digitized by Google

Berliniſche Monatsſchrift

1 7 8 9.

Viertes Stük. April.

I.

Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs.

(Man ſ. März S. 199.)

XVI.

Im vorigen Monat haben wir geſehen, daß die von Nekkern angegebenen Grundſätze in Abſicht der Form des Reichstages eine ganz neue Konſtitution des franzöſiſchen Staats vermuthen ließen; und wir muthmaßten, daß dadurch leicht innerliche Unruhen veranlaßt werden könnten (S. 203). Dieſes iſt leider eingetroffen, und in Bretagne ſind ſogar blutige Auftritte erfolgt. Der König von Frankreich hat bei dieſer Gelegenheit den ſanfteſten Ton angenommen; und es ſcheint, daß Nek-

Digitized by Google

ker das Syſtem erwählet hat, alles durch gütliches Zureden, durch gelinde Zurechtweiſung und durch zwekmäßige Belehrung abzumachen. Die Zeit muß zeigen, wie ihm dies gelingen wird.

Ueber die Art, wie die Stimmen auf dem Reichstag gezählt werden ſollen, ſind ebenfalls mancherlei Unruhen entſtanden; und einige Provinzialverſammlungen haben geradezu entſchieden: daß bei einer allgemeinen Zuſammentretung des ganzen Reichstags, nach den Ständen, und nicht nach den einzelnen Stimmen, beſchloſſen werden ſoll. — Ich wiederhole hiebei die im vorigen Monate (S. 202) ſchon aufgeworfene Frage: Wäre es nicht beſſer geweſen, wenn der König ſogleich beſtimmt hätte, wie in dieſem Falle votiret werden ſollte?

Jedoch, dieſe Gegenſtände betreffen nicht eigentlich die Nekkerſche Finanzverwaltung, über welche ich meine Anmerkungen mittheilen will. In Abſicht auf die Finanzen habe ich ſeit vorigem Monate weiter nichts als folgende Punkte in Erfahrung gebracht.

1) Die franzöſiſchen Fonds ſind im Kaufwerth beinahe um zehn Prozent geſtiegen. Noch iſt aber der Zinſenfuß, zu welchem ſie gekauft und verkauft werden, über fünf vom Hundert *).

2) Nek-

*) Man ſ. December 1788, S. 511, Nr. 4.

2) Nekker ſoll beträchtliche Spekulationen in Abſicht der öffentlichen Fonds gemacht, und dadurch für den Staat anderthalb Millionen Liver gewonnen haben. — Dieſe Operation iſt mir unverſtändlich. Entweder hat Nekker in der That öffentliche Fonds gekauft, oder nur nach Art der Aktienſpieler geſpielt. Im erſten Falle kann man billig fragen: woher Nekker das Geld zu dieſem Ankauf erhalten hat? Hätte er Geld gehabt, um es in Effekten anlegen zu können; ſo hätte er wohl vorzüglich die dem Staat zur Laſt fallenden fälligen Kapitalien abſtoßen müſſen. Da er dies nun nicht gethan hat, ſo wäre dieſe Operation höchſt nachtheilig für Nekkers Charakter. Der Fall wäre alsdann dieſer. Er hätte Kapitalien zu bezahlen gehabt, wozu das Geld auch vorräthig geweſen wäre; er hätte aber die Bezahlung verweigert, und dadurch die öffentlichen Papiere unter ihren wahren Werth heruntergebracht. Und nunmehr hätte er unter der Hand dieſe Papiere unter ihrem Werth aufgekauft, die Gläubiger des Staats um ihr Eigenthum gebracht, und daraus einen Gewinn für den Staat gemacht. Dergleichen Wucherſtreich läßt ſich im itzigen Jahrhundert von keinem rechtſchaffenen Staatsminiſter denken; und Nekker kennt die wahren Begriffe vom Kredit zu gut, als daß er nicht einſehen ſollte, wie er dem öffentlichen Kredit Frankreichs durch eine ſolche Operation einen neuen tödtlichen Stoß verſetzen würde.

Digitized by Google

Man verſtehe mich recht. Ich tadle es nicht in allen Fällen, wenn ein Finanzminiſter mit Geld in der Hand öffentliche Schulden unter ihrem Zahlwerth zum Vortheil des Staats aufkauft; aber, wenn ein Finanzminiſter dieſe Operation zu der Zeit vornimmt, da er ſelbſt durch einen Machtſpruch die Rükzahlung fälliger Kapitalien verweigert, ſo erniedrigt er ſich bis zu der Rolle eines elenden Wucherers.

Alſo wird Nekker vermuthlich geſpielt haben; das heißt: er wird eine große Menge von öffentlichen Effekten verkauft oder gekauft haben, um ſie an einem beſtimmten Tage im erſten Fall abzuliefern, und im zweiten anzunehmen; und wenn dann am Ablieferungs- oder Empfangstermin ſich der Preis der Effekten in jenem Falle zum Vortheil des Verkäufers vermindert, und in dieſem Falle zum Vortheil des Käufers erhöhet hat, ſo wird er den zu ſeinem Vortheil Statt findenden Unterſchied der Preiſe auf Koſten derer, die mit ihm dieſe Art von Spiel eingegangen waren, eingezogen und damit den Treſor bereichert haben. Aber auch dies iſt von Nekkern nicht wahrſcheinlich; im Gegentheil iſt ja dieſes Spiel in Frankreich verboten, und Nekker ſelbſt hat dies Verbot während ſeiner itzigen Adminiſtration erneuert*).

Ich

*) S. Dezember, S. 513, Nr. 3.

Ich zweifle alſo an dieſer ganzen vorgegebenen Spekulation auf öffentliche Fonds; und mithin fiele dieſer Gewinn von anderthalb Millionen Livres auch weg.

Berlin, den 11 März 1789.

2.

Fernere Unterſuchungen über allgemeine Toleranz und Freiheit in Glaubensſachen *).

I.

Das gegenſeitige Vertrauen, durch welches allein freie Menſchen bewogen werden, ſich als Glieder eines Staates mit einander zu verbinden, dieſes heilige Band der bürgerlichen Geſellſchaft gründet ſich alſo durchaus nicht auf ſpekulative Meinungen. Die Neigungen, die Sitten, der Lebenswandel des Menſchen ſind der Gegenſtand des Vertrauens. Es erfordert dieſes alſo nur eine gute Meinung von denen Geſinnungen des Mitbürgers, welche ſich auf ſeinen Lebenswandel beziehen. Wer ver-

*) S. die Briefe aus Amerika über die allgemeine Toleranz von Möſer im Junius 1787 und März 1788; und den meinigen im Julius 1788 der Berl. Monatsſchr.

Digitized by Google

mag aber die unendlichen Irrgänge zu erforſchen, und allgemeine Geſetze darüber zu entdekken, wie Meinungen mit Handlungen zuſammenhängen? Wer kann alle die feingeſponnenen Verbindungen menſchlicher Gedanken überſehen? wer wagt es zu beſtimmen, aus welchen Meinungen unvermeidlich ſchlechte Sitten entſpringen? oder ſollte etwa auch noch die Inkonſequenz, die widerſprechende Meinungen und Sitten mit einander zu vereinigen weiß, ein Gegenſtand der Unterſuchung menſchlicher Gerichte und bürgerlicher Strafen ſein?

Da wo Religion, Geſetzgebung und Sitten, in ein einziges unauflösliches Ganze verbunden, dem Volke eigenthümlich ſind, und alſo den Bürger charakteriſiren; da können National-Götter nicht verläugnet werden, ohne den Antheil an der irdiſchen Gemeinſchaft mit aufzugeben: aber eben da iſt an Meinungen gerade am wenigſten gelegen, und es finden ſich Auswege, die Rechte der Menſchen auf eigne Unterſuchung und Einſicht zu retten. Sokrates durfte dem Aeſkulap opfern, ohne ſeinen Charakter zu beflekken; und dem Verfaſſer des Buches über die Natur der Götter hat kein Römer jemals einen Vorwurf darüber gemacht, daß er die Stelle eines Augurs bekleidete.

Auch da, wo die Meinungen der Menſchen nicht durch alte Ueberliefrungen der Vorfahren ehrwürdig, und in den weſentlichen und eigenthümlichen Nationalcharakter verwebt ſind, mag jedem

Frem-

Fremden, ſeiner Meinungen wegen, die Aufnahme verſagt werden: welche auch ohne alle Urſache verweigert werden darf, weil er kein Recht hat, ſie zu fodern. Aber das erworbne oder ererbte Bürgerrecht iſt ein Eigenthum. Es iſt das edelſte und unſchätzbarſte von allem Eigenthum. Nur ſehr wenige Menſchen bringen es zu der unglüklichen vermeinten Vollkommenheit, alles das als Schwachheit zu verachten, was durch Gewohnheit die feſteſten und deswegen ehrwürdigſten Bande der Menſchheit ausmacht. Auch den Reichen, dem für ſein Geld allenthalben Vergnügen, Ehre und Anſehen zu Gebote ſteht, befriedigt Vergnügen und Ehre nicht, wenn er es nicht da erhält wo er geboren und erzogen iſt, wenn er es nicht unter Verwandten und Landsleuten genießt. Und was wird dem Aermern den Verluſt alles deſſen erſetzen, was ihm, von der erſten Kindheit an, lieb war? Nicht bloß das vollkommne Bürgerrecht, welches in jedem Staate ſeine beſondern Beſtimmungen hat (Jus Quiritarium, Droit de Citoyen, Freehold gewiſſermaßen), ſondern ſchon das Recht, an dem Orte der Geburt zu leben, iſt unſchätzbar; und ſelbſt der ſine capite cenſus, der weiter nichts als ſeinen eignen Leib hat, verliert unendlich viel, wenn er auswandern muß*). Verwandte,

*) Ohne guten Namen aber findet er kein Verdienſt, und muß auswandern. Auch er hat alſo eine Ehre zu

wandte, Freunde, Mitbürger, die durch ähnliche Anlagen der Natur, durch gleiche Sitten und Gewohnheiten, gleiche Sprache, gleiche Denkart, uns werth ſind, die eben deswegen die gemeinſchaftlichen guten Eigenſchaften am meiſten ſchätzen, und die gemeinſchaftlichen Schwachheiten am wenigſten hoch empfinden: das alles zu verlaſſen, um unter Fremden zu leben, die um der geringſten Eigenheiten der Nation, der Provinz, ja des Dorfes willen, abgeneigt ſind, und nie das vollkommne Vertrauen des gebornen Landsmannes faſſen! Dieſes ſchrekliche Schikſal aufzulegen, ſteht nicht in der Willkühr eigenſinniger und launiger Menſchen *). Oder hatten etwa auch die Aegypter ein Recht, die Rothhaarigen, um einer religiöſen oder unerklärlichen Antipathie willen, zu tödten? Und ſoll es meinen Mitbürgern auch erlaubt ſein, mich zu vertreiben, weil ihnen mein Geſicht mißfällt? Das Bür-

zu verlieren; und ich durfte daher behaupten (in dem Briefe über die allg. Toleranz) daß Verſicherung bei Verluſt der bürgerlichen Ehre allgemein die Stelle des Eides allenfalls vertreten könne. Eigentlich aber überhebt mich ſchon der dort erwähnte Umſtand: daß niemand weiß, ob der Bekenner eines Gottes an dieſen Gott glaubt, — der Verpflichtung, die Schwierigkeiten zu beantworten, welche hier entſtehn.

*) Es iſt wirklich auffallend, wie manche Schriftſteller, welche glauben, das Volk ſei geboren, um zu gehorchen, und welche daher drükkendere Grundſätze des Deſpotismus ausdenken, als ſelbſt diejenigen,

Bürgerrecht iſt ein Eigenthum; und darf, wie jedes andre Eigenthum, nicht genommen werden, wenn es nicht verwirkt iſt. Und verwirkt wird es nur durch Handlungen. Es mag eine Gemeine immerhin ein Sittengericht errichten, um Verbrechen zu verhindern, und auch dem Laſter beizukommen, welches ſich dem Kriminalrichter entzieht. Dieſes Sittengericht, welches in Rom vom Cenſor ausgeübt, ſo ehrwürdig, ſo furchtbar, ſo wirkſam war, und welches in einer ſehr kleinen Gemeinheit, von erwählten Aelteſten (aber nicht von landesherrlichen Polizeibedienten) verwaltet, die vortreflichſte Anſtalt ſein würde, um das Unzulängliche aller menſchlichen Geſetze durch Willkühr auf eine unſchädliche Art zu erſetzen: dieſes Sittengericht ſelbſt darf nie über Meinungen erkennen. Denn die bürgerliche Geſellſchaft iſt eine äußre Gemeinſchaft, und die Meinungen gehen alle Endzwekke,

nigen, welche die Macht haben, ſie auszuführen: wie dieſe ſo leichtſinnig von der Verbannung reden. So kann ich auch nicht billigen, daß ſelbſt im Braunſchweigiſchen Journal (März 1788) jedem, der ſich nicht gefallen laſſen will, in einem Geſchäfte, welches die erſten Rechte und edelſten Pflichten der Menſchheit angehet, in der Erziehung, alles zu befolgen, was dem Regenten in einer übeln Stunde gerathen werden mag zu verordnen, angeboten wird, aus dem Lande zu ziehen. Als ob niemand zu klagen habe, wenn nur freier Abzug geſtattet wird!

Digitized by Google

zu deren Erreichung jene errichtet worden, nichts an. Die Ueberzeugungen eines Menſchen in Angelegenheiten ſeines eignen perſönlichen Wohls, und in ſofern es ſich auf keinen andern Menſchen bezieht, ſind ihm ſo eigen, daß ſie ihm gar nicht genommen werden können. Es iſt ganz unmöglich, daß er ihnen entſage. Sie gehn alſo vor allen Rechten menſchlicher willkührlicher Verbindungen her. Der Menſch kann auch dafür nicht einſtehen, daß ſeine Ueberzeugungen immer dieſelben bleiben werden. Es kann alſo auf dieſe daurende Ueberzeugung unmöglich bei Errichtung bürgerlicher Geſellſchaften Rückſicht genommen werden. Vielmehr ſchließt die Natur der bürgerlichen Verbindlichkeit die innre Ueberzeugung aus; und es iſt mein erſter Grundſatz dieſer:

Kein Menſch hat ein Recht, oder kann ein Recht erwerben, und ſeinem Mitbürger eine Pflicht daraus machen, daß er etwas glaube oder nicht glaube *).

Die-

*) Wenn es auch eine Glaubenspflicht giebt, die neuerlichſt Herr Schloſſer (ein Schriftſteller, den ich oft bewundre, wenn ich gleich häufig ihm nicht uneingeſchränkten Beifall geben kann) im Braunſchweigiſchen Journale in eigner Geſtalt vertheidigt hat: ſo iſt dieſe doch immer nur eine innre Pflicht, deren Unterſuchung hier nicht am rechten Orte ſein würde. Sie bleibt allemal dem innern Forum des Gewiſſens unterworfen, und kann nie äußern Zwangspflichten zum Grunde liegen.

Dieſem Rechte der Ueberzeugung aber hängt das Recht des öffentlichen freien Bekenntniſſes unmittelbar an. Was kann einem Menſchen daran gelegen ſein, daß ſein Nachbar heuchle? Es iſt ein gewöhnliches Vorurtheil, daß aus der Mannichfaltigkeit des äußern Bekenntniſſes Haß, Feindſchaft und innre Unruhen im Staate entſtehn müſſen. Geſetzt es wäre, ſo dürfte die bürgerliche Gewalt doch immer nur dieſe Ausbrüche hintertreiben. Und wenn ſie die Verſchiedenheit des öffentlichen Glaubens und der Sekten als die Quelle jenes Uebels abzuſtellen trachtete, ſo ſtiftete ſie noch ungleich mehr Unheil als ſie verhindern kann; weil ſie etwas (in Abſicht auf den Glauben) Unmögliches, oder (in Abſicht auf die Bekenntniſſe) Ungerechtes unternimmt. Ich will hier nicht bei den bekannten Geſchichtsbeweiſen von dem Erfolge der Religionsbedrükkungen verweilen: aber darauf muß ich aufmerkſam machen, daß die Erfahrung ſelbſt jenes Vorurtheil widerlegt, als ob aus der Verſchiedenheit der Sekten Unordnungen entſtehen müſſen, wenn ſie uneingeſchränkt iſt. Es beweiſen dieſes die dreizehn vereinigten Staaten von Amerika, in denen, bei einer in einigen Provinzen beinahe vollkommenen Freiheit und Gleichheit aller Kirchen und Sekten, kein Religionshaß iſt *). Aber auch

*) Ich will mich hier nicht auf einen Amerikaner berufen, deſſen Zeugniß in den Verdacht gerathen könnte,

Digitized by Google

auch ſind freilich dort alle übrigen politiſchen Recht
der Menſchen noch in voller Kraft *).

II.

Aber wenn die Ueberzeugungen eines Menſch
ſeine Mitbürger in Anſehung äußrer Verpflichtun
gen nichts angehen; ſo hat die Kultur derſelb
einen deſto größern Werth für dieſen Menſch
ſelbſt, und für eben dieſe Mitbürger, in ſofern ſ
nicht durch den Zwang der Veranſtaltungen zu
Behuf des ſinnlichen Lebens, ſondern durch da
freie Band der Liebe zu ähnlichen Weſen, zu Thei
ne

könnte, als ſei aus Vaterlandsliebe etwas ve
ſchwiegen. Aber man ſehe z B. die Reiſe d
deutſchen Arztes Schöpf.

*) Es iſt überhaupt ein Vorurtheil, das nur in d
Herrſchſucht der Mächtigen gegründet iſt: daß da
ſich ſelbſt überlaſſene Volk allemal Ordnung un
Anſehn der bürgerlichen Gewalt verkenne und ze
ſtöre Nur im Kampfe mit unrechtmäßig um ſi
greifenden Obern iſt das Volk oft nicht zu bän
gen. Aber da, wo es ſich ſelbſt überlaſſen iſt (wi
Amerika ſeit der Independenz beweiſet), oder auc
da, wo der offenbare Deſpotismus einiger Perſo
nen alles zu zertreten bemüht iſt, und dadurch all
zwingt, ſich dagegen zu vereinigen: fühlt da
Volk bald die Nothwendigkeit bürgerlicher Ord
nung, und unterwirft ſich ihr willig. Wie groſſe
Aufopferungen alsdann ſelbſt ſolche Klaſſen vo
Staatsbürgern fähig ſind, die ſonſt nicht gern Vor
rechte fahren laſſen, beweiſen in unſern Tage
einige Provinzen in Frankreich.

Digitized by Google

nehmern der Vorzüge der Menſchheit, Vernunft und Glükſeligkeit durch Sittlichkeit, an einander gekettet ſind. Sie verbinden ſich daher mit einander, gemeinſchaftlich ihre Einſichten in die Angelegenheiten des Menſchen, als eines vernünftigen Weſens, zu verbeſſern; die für gut erkannten Geſinnungen in ſich zu erhalten und zu beleben. Die Errichtung einer ſolchen Geſellſchaft, welche ſich bloß auf die Erkenntniß und Erforſchung der Wahrheit gründet, hat einen eigenthümlichen außerordentlich großen Reiz für alle Menſchen. Dieſe **Erkenntniß der Wahrheit** iſt ihr Eigenthum, an welches der Regent gar keinen Anſpruch machen kann. Die bürgerliche Freiheit wird wegen der unendlichen Bedürfniſſe des Staats ſo ſehr eingeſchränkt; alles ſinnliche Eigenthum iſt ſo vielen Laſten unterworfen; täglich werden durch die Vervollkommnung der Staatskunſt neue Mittel erdacht, durch die feinſten und verborgenſten Wege dieſem Eigenthume beizukommen; ſo daß der Menſch in allen Angelegenheiten des Lebens nur ſeine Abhängigkeit von ſeinen Mitbürgern und von den Obern fühlt. Aber dieſem geiſtigen Eigenthume, der Erkenntniß der Wahrheit, oder nach einem andern Ausdrukke, dem Seelenheil des Menſchen, kann auch ſelbſt der unumſchränkteſte, der herſchſüchtigſte und drükkendſte Deſpot nicht beikommen. Solche Regenten, welche ihre weltliche Gewalt am weiteſten auszubreiten ſich bemüh-

ten, haben oft erfahren, daß der Menſch doch nicht ganz zum Sklaven gemacht werden kann; daß etwas in ihm frei bleibt, und daß ihm auch etwas Aeußres in Beziehung auf dies innre freie Eigenthum verſtattet werden müſſe, wenn er nicht zur Verzweiflung getrieben werden ſoll. Sie haben daher dieſe geiſtlichen Rechte der Menſchen oft mehr reſpektirt, als andre minder herſchſüchtige Fürſten. Selbſt der große Haufen der Menſchen fühlt dieſen Werth der kirchlichen Einrichtungen ſehr lebhaft: hier ſieht er ſich endlich einmal als Zwek behandelt, wenn er in allen Anſtalten der bürgerlichen Geſellſchaft zu dem leider nur allzugut gegründeten Verdachte veranlaßt wird, daß man ihn nur als Mittel anſehe. Daher denn die ungemeine Anhänglichkeit ſogar an das Gebäude, welches um des Volks ſelbſt willen gebauet iſt. Wenn ein ganzes Dorf abbrennt, ſo iſt es oft der Troſt der Verarmten, daß doch die Kirche ſtehn geblieben.

Eine Gemeine alſo wird errichtet. Wem wird das Recht zuſtehn, feſtzuſetzen, was ihr gelehrt werden ſoll? Die mehreſten Schriftſteller entſcheiden alle Fragen, welche hier entſtehen, aus Grundſätzen der chriſtlichen Religion, oft ohne anzugeben, daß ſie nur daher ihre Gründe nehmen, welche alſo auch nur unter Vorausſetzung ihres Glaubens anwendbar ſind. Allein es dürfen alle ſolche Grundſätze hier nicht zugelaſſen werden; und

es

es liegt die Verpflichtung ob, dieſe Unterſuchung aus ganz allgemeinen philoſophiſchen Gründen zu führen. Nicht als ob uns daran gelegen wäre, auch das Verfahren Mohammedaniſcher oder Indianiſcher Religionsverwandten darnach beurtheilen zu können; ſondern weil alle und jede als ächt chriſtlich aufgeſtellte Prinzipien ſchon als ſolche dem Widerſpruche ausgeſetzt ſind; indem wohl nicht leicht ein ſolcher Satz über Religionsverfaſſung und über Duldung Andersdenkender genannt werden kann, der nicht von irgend einer chriſtlichen Partei geleugnet oder bezweifelt wäre, oder doch wenigſtens bezweifelt werden könnte. Unleugbare Behauptungen über dieſe Gegenſtände können ſchlechterdings nur aus den Begriffen von Ueberzeugung und Rechtmäßigkeit hergeleitet werden; denn es braucht überhaupt jeder Partei von der andern nichts mehreres eingeſtanden zu werden, als was aus den unleugbaren Rechten dieſer eignen Ueberzeugung folgt.

Aus denſelben iſt der Anſpruch, welcher zuerſt und am lauteſten erhoben wird, leicht zu beurtheilen. Leidet es dieſes Recht des Gewiſſens, daß der Regent die öffentliche Lehre feſtſetze, weil dieſe öffentliche Lehre doch ſo großen Einfluß auf die Ruhe und Glükſeligkeit des Volks haben ſoll? — Aber der Gegenſtand der Lehre iſt Wahrheit; nicht Ruhe, Wohlſtand, oder irgend ein andres Intereſſe der bürgerlichen Geſellſchaft. An ihr hat der

Menſch

Menſch als vernünftiges Weſen ein höheres Intereſſe, als alles dieſes. Er iſt ja nicht ein Werkzeug der bürgerlichen Geſellſchaft; denn wo exiſtirte dieſes Corpus myſticum, wenn es nicht in ſeinen Gliedern wäre? ſondern er macht den Endzwek aus, für den jenes Werkzeug erdacht worden. Selbſt Hobbes, den der Abſcheu gegen die bürgerlichen Unruhen, die mit theologiſchen Streitigkeiten im lezten Jahrhunderte in ſeinem Vaterlande ſo genau verwebt waren, bewog, dem Regenten uneingeſchränkte Macht zuzueignen, die öffentliche Lehre feſtzuſetzen: (de Cive Cap. 17. §. 27. Leviathan Cap. 18 und 42) ſelbſt er kann dieſes Recht des Regenten nur aus der Vorausſetzung erweiſen, daß das Volk aus Liebe zu Ruhe und Einigkeit (das höchſte Gut der menſchlichen Geſellſchaft nach ſeinen Begriffen), welche ohne ein ſolches Recht nicht ſollen beſtehen können, auf alle ſeine urſprünglichen Rechte zum Beſten des Regenten Verzicht gethan, dergeſtalt, daß der Wille deſſelben nunmehr für den Willen des Volks ſelbſt anzuſehen ſei. (Leviathan Cap. 17. de Cive Cap. 5. §. 11). Aber es iſt nicht nothwendig, daß dieſer Auftrag uneingeſchränkt ſei. Ja es iſt unmöglich, daß er es ſei.

Es giebt unveräußerliche Rechte der Menſchheit.

Auch Hobbes erkennt dieſes. Ihm iſt das Recht auf Leben und körperliche Freiheit ein ſolches.

Digitized by Google

ches. Aber wahrhaftig das Leben des Menſchen beſteht nicht im Leben und Gedeihen der körperlichen Maſchine. Freier Gebrauch der Seelenkräfte iſt ein höheres und weſentlicheres Eigenthum des Menſchen, als ſelbſt körperliche Freiheit.

Es iſt alſo das erſte jener unveräußerlichen Rechte der Menſchheit: das Recht auf eigne Prüfung und Einſicht *).

Denn die Vernunft, dies charakteriſtiſche und weſentliche Eigenthum der Menſchheit, zerſtört ſich ſelbſt, wenn ſie Verzicht auf eigne Ueberzeugung in

*) Dieſe Bemühung, ſich und Andern Einſichten in die Gründe ſolcher Angelegenheiten zu verſchaffen, welche ihrer Natur nach eigne Ueberzeugung erfordern, heißt urſprünglich: Aufklärung. Mendelsſohn hat im Sept 1784 der Berliniſchen Monatsſchrift dieſe Bedeutung erklärt; und Kant, im Dezember deſſelben Jahrs, mit dem ihm ganz eignen originalen Talente, die lezten Gründe zu finden, und dieſe Prinzipien zugleich in alle intereſſante Anwendungen zu verfolgen, entwikkelt. Es ſcheint aber, als ob dem lezten Richter des Sprachgebrauchs, dem Publikum, dieſe Bedeutung nicht mehr gefalle; und daß dieſer Ausdruk in einer neuen gebraucht werden ſolle, die man einigermaßen aus der Analogie andrer Sprachen rechtfertigen kann. So ſagt man nehmlich: éclaircir une forêt, wenn gute und ſchlechte Bäume, alles bei der Reihe, weggehauen wird. Um allen Streit zu vermeiden, habe ich das Wort, welches ſeit einiger Zeit beinahe ein Signal von Parteien geworden iſt, gar nicht gebraucht.

Digitized by Google

in ſolchen Angelegenheiten leiſtet, welche nicht etwa den Bürger und Aeußerungen der Kräfte des Menſchen in der ſinnlichen Welt, ſondern ſeine eigne Vernunft und Sittlichkeit, alſo ihn ſelbſt, das höchſte Prinzipium ſeiner ganzen Exiſtenz als Menſch, angehen. Die Handlung, wodurch er darauf Verzicht leiſtet, iſt die weſentlich und ganz unwiderſprechlich unvernünftigſte, weil ſie die Vernunft ſelbſt vernichtet; und alſo auch unrechtmäßig *)

III.

*) Herr Profeſſor Hufeland drükt dieſes in ſeiner treflichen Abhandlung über das Recht proteſtantiſcher Fürſten in Glaubensſachen u. ſ. w. etwas anders aus. „Hier (ſagt er) iſt der Fall, wo „Gotte mehr gehorcht werden muß, als Menſchen.“ Ein ſchöner Ausdruk, ſobald erſt bewieſen worden, daß Gotte gehorchen, nur ſo viel heißt, als eigner reiner Ueberzeugung folgen: und das läßt ſich ſelbſt demjenigen beweiſen, der auch nur einen bald zürnenden, bald freundlichen König der Wolken und Vater des Donners für ſeine Gottheit erkennt Denn am Ende beruhet auch die Folgſamkeit des blindeſten Eiferers auf ſeiner Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Vorſtellungen: woher auch die Ueberzeugung rühren mag. Aber eben deswegen gründe ich meine Räſonnements lieber auf die ungezweifelten Rechte dieſer Ueberzeugung, um den Mißverſtand zu vermeiden, in den ſo viele Schriftſteller fallen, die von der Sache Gottes reden, ohne zu beweiſen, daß Gott ſie gerade ihnen, mehr als andern redlichen Forſchern der Wahrheit, anvertrauet habe. Sich ſelbſt und die mit ſich Gleichdenkenden aber ausſchließlich für redliche Forſcher der Wahrheit zu erklären, iſt ein gar zu verächtlicher Hochmuth.

Digitized by Google

III.

Ueberzeugung aber verlangt durchaus Einſicht. Selbſt diejenige Ueberzeugung, welche auf der Autorität des Lehrers beruhet, iſt ohne eigne Einſicht der Gründe nicht möglich: denn der Lehrer muß doch ſeine Beglaubigung beibringen, der Prophet ſeine Sendung beweiſen. So kann die römiſche Kirche, welche manche Lehren nur aus dem Grunde annimmt, weil ſie in der Kirche überliefert worden, keinen Proſelyten machen und keinen im Glauben der Kirche erhalten, ohne ihm, wenn er zweifelt, das Anſehen der Kirche zu beweiſen, auf welchem jener Glauben beruhet. Dieſes Anſehn der Lehrer hängt zuletzt immer von der Ueberzeugung der Untergebnen ab, und hört mit ihr auf. Es läßt ſich wohl denken, daß die Unterſuchung der wichtigſten Angelegenheiten Einzelnen aufgetragen werde, welche ſich das Vertrauen als Sachverſtändige erworben haben: aber ihre Ausſprüche ſtehen nicht, gleich der Entſcheidung eines Kompromißrichters, unwiderruflich feſt. So überläßt die Gemeine den Religionsunterricht den Einſichten des geiſtlichen Standes, welcher ſich der Erwerbung der nöthigen Kenntniſſe gewidmet hat.

Es gehört nehmlich zu vielen Unterſuchungen, welche mit allgemein intereſſanten Wahrheiten genau zuſammenhängen, tiefes Nachdenken, ja manche gelehrte Kenntniſſe. Es iſt eine Raſerei, über

dergleichen Gegenſtände urtheilen zu wollen, ohn
nachgedacht, ohne gelernt zu haben, was ma
wiſſen muß, um darüber zu urtheilen. Es iſt e
Verbrechen gegen die Vernunft, zu ſolchem einge
bildeter Weiſe ſelbſtgefällten Urtheile zu verleite
Es iſt thöricht, es iſt ſchändlich, Vorträge üb
Gegenſtände, die gelehrte Kenntniſſe erfodern, a
das ungelehrte Volk zu thun, und dieſen ununterric
teten Richter zu ſeinem eignen Nachtheile zu eine
Spruche aufzufordern und zu verleiten, der ebe
deswegen nichtig iſt — für jeden, der beſſrer Ein
ſichten ſich bewußt zu ſein glaubt. Aber wer dar
es wagen, die Entſcheidung deſſen, was für da
Volk gehört, und deſſen was ihm vorenthalt
werden ſoll, einem Menſchen aufzutragen? We
cher Gerechte, welcher Freund des Menſchen, d
ſich nur den Gedanken an eine ſolche Veranſtaltun
erlauben, wodurch unfehlbar dies unglükliche Ge
ſchlecht dem heiligen Orden, der den Auftrag er
hielte und ihm zu Folge ſich anmaßen würde, für
daſſelbe zu denken, oder der weltlichen Gewalt, die
durch Feſtſetzung der Lehre demſelben eine noch
drükkendere Laſt des Gehorſams auflegte, als durch
Staatsrecht aufgelegt werden mag, oder endlich
dem ſchreklichen Kampfe beider Preis gegeben wird,
in welchem das Volk allemal verliert, auf welche
Seite ſich auch der Sieg neigen mag?*

Das

Das Volk ſelbſt kann kein Recht ertheilen, über ſeine Einſichten zu herrſchen, und feſtzuſetzen, wie weit der Vernunftgebrauch gehen ſolle *).

Es werden nur Nachdenken und Kenntniſſe erfodert: und es ſteht bei dem freien Willen eines Jeden, ob er durch Nachdenken und Fleiß in die Klaſſe derer übergehen will, die ein Recht haben zu urtheilen. Die gelehrte Welt iſt keine Republik, in welcher man das Bürgerrecht durch Einwilligung Andrer erhält: ſo gern auch manche für ihre Nachtwachen und Mühſeligkeiten ſich auch noch dieſes Recht anmaßen mögten, Andern den Weg zum Heiligthum eröfnen oder verſchließen zu dürfen. Ja ſelbſt das Recht, welches Alter und Verdienſte ſonſt in der geſitteten Welt geben, iſt hier ſehr eingeſchränkt, und muß dem Rechte freier Unterſuchung und dem dreiſten Widerſpruche beſſrer Einſicht weichen.

Die Doktortitel der Univerſitäten ſind eine trefliche Einrichtung, und waren ehedem ein ſehr wirkſames Mittel, den Einfluß der alles verſchlingenden weltlichen Macht in gelehrte Anſtalten einzuſchränken. Wenn aber die Fakultäten ſich an-

*) Freilich iſt es, wie Plato ſagt, nicht bloß dem Kinde, ſondern auch dem Manne gut, der Vernunft eines Beſſern zu folgen, wenn er ſelbſt noch nicht vernünftig iſt. Aber darf es der bürgerlichen Gewalt überlaſſen werden, feſtzuſetzen: wer dieſer Beſſere ſein ſolle?

ohne daß der eignen Prüfung einige Schranken geſezt wären. Die Furcht vor gänzlicher Zerrüttung desjenigen Staates, in welchem jeder frei und öffentlich lehren dürfte, was ihm wahr dünkt, iſt wohl ungegründet. Aber der Endzwek iſt hier nicht bloß Belehrung, ſondern auch Erbauung. Die religiöſen Vorſtellungen haben ſo außerordentlichen Einfluß, und daher ſo unvergleichbar groſsen Werth, ſie ſtehn in ſo genauem Zuſammenhange mit der Glükſeligkeit und Wirkſamkeit des Menſchen: jeder wünſcht daher ſelbſt in guten Geſinnungen ſich zu befeſtigen, und ſeinen Kindern diejenigen Ueberzeugungen früh mitgetheilt zu ſehen, die ihm ſo werth ſind. Die Gemeine fürchtet den Einfluß ſolcher Lehrer, deren Ueberzeugungen von den ihrigen abweichen. Und ſo entwirft ſie eine Formel derjenigen Hauptlehren, von welchen als Grundwahrheiten ihr Lehrer nicht abweichen ſoll*). Sie iſt in der Nothwendigkeit, eine ſolche Formel zu entwerfen. Denn wie könnte er ſonſt die verlangte

*) Aus dieſem allen iſt klar: daß die Anſtalten, welche bloß auf Unterricht abzielen, von Vorſchriften freier ſein müſſen, als diejenigen, welche bloß öffentliche Erbauung bewirken ſollen; und daß die Lehranſtalten immer weniger Vorſchrift und feſtgeſezte Lehren dulden, je weniger ſie mit der Erziehung zuſammenhängen, und je mehr bloß Unterricht ihren Endzwek ausmacht, z. B. bei den theologiſchen Fakultäten auf Univerſitäten.

Digitized by Google

langte Bedingung erfüllen? Soll er täglich fragen, ob irgend jemand ſeine Meinung geändert, und über Nacht etwa eine neue Wahrheit erträumt habe? Und wenn die Gemeine uneins iſt, wie ſie es unvermeidlicher Weiſe allemal in unzähligen Dingen ſein wird: weſſen Befehlen ſoll der Lehrer denn folgen? Gemeinſchaftlicher Unterricht und Erbauung, nach den Grundſätzen, nicht bloß des Lehrers ſondern auch der Zuhörer, läßt ſich nicht denken, ohne daß man ſich über einige gemeinſchaftliche Glaubenspunkte vereinige.

Es iſt eine anderweitig intereſſante Unterſuchung, ob der Urſprung aller kirchlichen Gemeinheiten dieſem gemäß geweſen. Aber hier iſt ſie überflüſſig. Denn der angegebene iſt der einzig mögliche rechtmäßige. — Wenn ſich alſo ein Lehrer verpflichten will, mit jener Glaubensformel übereinſtimmende Vorträge zu halten, ſo mag er es thun *). Es iſt eine freiwillig eingegangene

*) Der Verf. eines Aufſatzes im 1ſten Stük von Eberhards philoſ. Magazin behauptet: eine Gemeine könne ihrem Prediger die Verbindlichkeit, ſich an gewiſſe Lehren zu binden, gar nicht rechtmäßiger Weiſe auflegen: ſie dürfe ihn nicht verabſchieden, wenn er gegen dieſe Vorſchriften lehrt. Aber aus welchem Grunde? In Wiſſenſchaften, an denen ungleich weniger gelegen iſt, verläßt jeder nach Willkühr einen Lehrer, der ihm nicht Genüge thut. Und in der wichtigſten Angelegenheit des Menſchen, ſollte es nicht erlaubt ſein, ſich und die ſeinigen dem Unterrichte eines Mannes zu entziehen,

Digitized by Google

Verbindlichkeit. Die Gemeine wird zwar natürlicher Weiſe wünſchen, daß nur derjenige dieſe Verpflichtung übernehme, deſſen Ueberzeugungen mit dem Glaubensbekenntniſſe übereinſtimmen. Ob aber der Lehrer, der nächſtdem an einigen Sätzen der vorgeſchriebnen Formeln zweifelt, fortfahren dürfe, ihnen gemäß zu lehren, das ſteht allein bei ſeinem Gewiſſen. Er wird in jedem Falle wiſſen, ob er dem Endzwekke ſeines Lehramtes, die Einſichten und Geſinnungen der Menſchen zu verbeſſern, Genüge thun könne, ohne gegen ihre von den ſeinigen abweichenden Ueberzeugungen anzuſtoßen: ob er mit den vorgeſchriebnen Worten — denn Worte ſind es doch nur, die geheiligt werden können, und es ſteht immer dahin, was für Begriffe damit in jedem Falle verbunden werden mögen, — ob er mit dieſen Worten gute und richtige Begriffe verbinden könne, ohne in Verdacht falſcher Lehre zu gerathen.

Dieſe

ziehen, der nach unſrer Meinung (gegründeten oder ungegründeten, darüber zu entſcheiden, kömmt niemand zu als uns ſelbſt) gerade zum Verderben führt? Wie wenig Gewicht die Gründe haben, auf denen die angeführte Behauptung beruhet, das beweiſet ſchon dieſes, daß der Verf. ſelbſt ein Symbolum für nothwendig erklärt, welches aber nur das Daſein Gottes und Unſterblichkeit der Seele enthält. Und warum ſollte denn der Lehrer hieran rechtmäßiger Weiſe gebunden werden können? — Wann werden doch die Philoſophen lernen, daß ihre eigne Ueberzeugung keine Privilegien hat!

Digitized by Google

Dieſe Verpflichtung der Geiſtlichen auf ſymboliſche Formeln hat in der chriſtlichen Kirche freilich ungemein große Schwierigkeiten. Werden bloß Liturgieen gemacht, ſo iſt nichts leichter als auf ſie zu halten. Allein der chriſtliche Prediger ſoll lehren. Er ſoll ſelbſtgedachtes vortragen, er ſoll die Lehren der Kirche erläutern und erklären. Nun enthält, wie man ſich ſchon durch geringe Aufmerkſamkeit auf das Weſen der Sprache überzeugen kann, ein jeder Ausdruk eine eigne Nebenbedeutung; und es iſt ſchlechterdings unmöglich, die autoriſirten Lehrſätze in andern Worten vorzutragen, ohne zugleich Nebenbegriffe zu erregen, die von der Reinheit des urſprüuglichen Begriffs mehr oder weniger abweichen. Rein aber ſoll die Lehre doch bleiben; und je mehr Sätze die vorgeſchriebne Formel enthält, je beſtimmter die Lehren darin enthalten ſind, je vollkommner ſie alſo alles in ſich faßt, was diejenigen für Wahrheit hielten, die ſie entwarfen: deſto unmöglicher wird es, die Pflichten des Lehrers zu erfüllen, ohne von der Vorſchrift abzuweichen. Diejenigen Prediger, welche ſehr ſtrenge bei dem Glauben ihrer Kirche bleiben, pflegen daher unaufhörlich in Ausdrükken der Bibel zu reden, welche ſie mehrentheils nicht zu erklären wagen. Sie ſetzen dadurch ihre Rechtgläubigkeit außer allen Verdacht; ob ſie aber dadurch die Erwartungen, die man vom Lehramte ſich machen darf, erfüllen: das dürſte wohl vom aufmerkſamen

men Beobachter bezweifelt werden, wenn gleich der große Haufen ſich erbaut fühlt, ſo oft er die geweihten Ausdrükke hört.

Ferner: ſoll der Prediger nur dazu verpflichtet werden, daß ſeine Vorträge nichts gegen die ſymboliſchen Lehren enthalten, ſo läuft die Gemeine Gefahr, ihre wertheſten und wichtigſten Meinungen in Vergeſſenheit gerathen zu ſehen, ohne klagen zu dürfen. Soll aber vorgeſchrieben werden, wie oft jede Lehre erwähnt werden ſoll; ſo wäre es beſſer, lieber gleich auf Unterricht und eignen Lehrvortrag Verzicht zu leiſten, und eine geheiligte Sammlung von Abhandlungen verleſen zu laſſen: die ſich aber nicht lange in Anſehen wird erhalten können.

In der proteſtantiſchen Kirche kommt zu allen dieſen noch eine eigne Schwierigkeit hinzu. Nach ihren Grundſätzen iſt die Bibel die einzige Quelle und ſoll die einzige Regel des Glaubens ſein. Alle andern ſymboliſchen Bücher erkennt ſie ſelbſt nur aus dem Grunde für rechtmäßig, weil ſie unläugbar in der Bibel gegründet ſeien: wie ſchon die Formel beweißt, mit welcher die Geiſtlichen unterſchreiben. Die Bibel aber enthält kein förmlich ausgedrüktes Syſtem, und läßt den Auslegern volle Freiheit (welche ſie auch reichlich gebraucht haben), Syſteme zu erdenken, aus denen ſich der Zuſammenhang aller einzelnen Lehren und Ausdrükke der heiligen Schriften erklären läßt. Die

pre-

proteſtantiſche Kirche kann alſo, wenn ſie ſich nicht der gröſten Inkonſequenz ſchuldig machen will, keine andre Glaubensformel vorſchreiben, als ſolche die aus unvermiſchten Ausſprüchen der Bibel beſteht. Sie darf ihren eignen Grundſätzen zufolge Niemanden für heterodox erklären, der ſeine von der gewöhnlichen abweichende Meinung aus der heiligen Schrift zu erweiſen vermeint. *)

So wenig es aber auch in dieſer gegründet ſeyn mag, ein ſolches vollſtändiges metaphyſiſches, pſychologiſches, theologiſches, hiſtoriſches, (und welche Wiſſenſchaft könnte nicht hieher gezogen werden?) Syſtem für das einzig wahre mit der Religion Chriſti übereinſtimmende zu erklären; ſo bleibt es doch allemal jeder chriſtlichen Gemeine erlaubt, ein ſolches Syſtem als das ihrige anzunehmen, und ſich wenn ſie will darnach zu nennen. Glüklich, wenn nie ein Symbolum fidei zum unterſcheidenden Merkmale einer Partei gemacht wäre! Denn hieraus iſt die Vermiſchung weltlicher Angelegenheiten und weltlicher Macht mit geiſtlichen Dingen entſprungen, welche die Welt ſo viele

Jahr-

*) Es iſt nicht unmöglich, daß eine Gemeine beſtehe, welche dieſen Grundſätzen ganz vollkommen folgt. Die remonſtrantiſchen Taufgeſinnten haben durchaus keine Symboliſche Formel, und verpflichten ihre Geiſtlichen nur auf die Bibel. S. Walchs Neueſte Religionsgeſchichte im 8ten Theile.

Digitized by Google

Jahrhunderte lang verwüſtet hat, noch itzt bei weitem nicht verſchwunden iſt, und vielleicht nie ganz verbannt werden kann. Aber rechtmäßig war und iſt allemal jede Errichtung eines Glaubensbekenntniſſes. Soll dieſes gefährliche Recht gebraucht werden; ſo iſt es immer beſſer, je weniger Lehren in das Symbolum aufzunehmen, und ſie ſo unbeſtimmt als möglich zu laſſen. Und dieſes gerade um des Friedens willen, den man ſich oft ſehr verkehrter Weiſe durch die genauen Beſtimmungen des Symbolums zu erhalten eingebildet hat. Je mehr Lehren, je genauere Beſtimmungen geſetzmäßig werden; je häufiger ſind natürlicher Weiſe die Abweichungen davon, und deſto kleiner wird die Zahl derjenigen, die mit übereinſtimmen. Die Sekten werden vervielfältigt; der Unterſcheidungslehren, alſo auch der Gelegenheiten zum Zanke und zum Haſſe, wird immer mehr. Indeſſen iſt jede willkührliche Einſchränkung erlaubt. Wenn die Dreieinigkeit oder die Gottheit Chriſti zu einer ſymboliſchen Grundlehre gemacht werden darf; ſo iſt es auch einer andern Gemeine erlaubt, die Ubiquität des Körpers Chriſti, oder was ſie ſonſt für Spitzfindigkeiten immer will, unter die ihrigen aufzunehmen: wenn ſie die Reinheit der chriſtlichen Lehre nach ihren Begriffen nicht anders erhalten zu können vermeint. Denn dieſe eigne Meinung vom Werthe der Lehren iſt ja der einzige Grund der ſymboliſchen Formeln.

Hier

Digitized by Google

Hier muß ich noch eine Bemerkung über die Bedeutung des Wortes Gemeine machen, welcher ich das Recht, ihre Glaubensformel zu beſtimmen, habe beilegen müſſen. In bürgerlicher Abſicht iſt es nicht hinlänglich, Einwohner, auch nicht Eingeborner des Landes zu ſein; es gehört noch ein beſondres Bürgerrecht dazu, um in der Verſammlung des Volks (wo und wenn es dergleichen giebt) eine Stimme zu haben. Die Häupter der Familien, als Eigenthümer, oder als Beſitzer eines vollkommnen ächten Eigenthums, haben dies allein. In der kirchlichen Gemeine hingegen iſt kein Anſehen der Perſon: es giebt hier kein Eigenthum, kein Bürgerrecht. Hier, hier allein iſt nur von Menſchenrechten die Rede; und es iſt hinreichend, Mitglied der Gemeine zu ſein, um ein gleiches Recht der Stimme zu haben. Die Richter der religiöſen Veranſtaltungen haben dies wohl erkannt, und ihre Anlagen danach gemacht. Der geiſtliche Stand wird nicht allein von einer Kontribution nach Maaß des Landeigenthums, ſondern großentheils von perſönlichen Beiträgen, oder von milden Stiftungen erhalten, deren Urheber das Beſte des Volks, nicht bloß der Bürger oder Reihemänner, zur Abſicht hatten.

IV.

So lange nun die Gemeine ſelbſt bei ihrem Glauben beharret, darf niemand ſie darin wider

ihren

Digitized by Google

ihren Willen ſtören: Sie darf ſich ſelbſt, in Abſicht auf ihren Glauben, in der ihrer eignen Intention gemäßen Verfaſſung erhalten.

Dem Landesherrn ſteht nicht das Recht zu, den Glauben des Volks zu reformiren. — Geſetzt ein ganzes Volk wäre von einem Religionsſyſtem überzeugt, das alle bürgerliche Verpflichtungen und alle Gewalt des Regenten dem höhern Anſehen einer fremden geiſtlichen Gewalt unterwürfe: wird der Regent den Lehrern des Volks verbieten dürfen, Vorträge zu halten, welche dieſen eigenen Ueberzeugungen der Nation gemäß ſind? wird er, wenn ſie ſich weigern, neue Lehrer beſtellen dürfen, welche das vortragen, was er für Wahrheit hält, oder was er für Wahrheit, die dem Staate nützlich ſei, erklärt? Allerdings, wenn er ſich als den von Gott geſetzten rechtmäßigen Herrn ſeiner Unterthanen betrachten darf. Handelt er aber nur Namens des Volks, iſt er nur Handhaber der öffentlichen Gewalt, welche zur Verwaltung der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten eingeſetzt iſt: wie darf er denn dieſe für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten beſtellte Gewalt mißbrauchen, das zu beherrſchen, was frühere und höhere Angelegenheit des Einzelnen war, ehe nur eine Vereinigung zu bürgerlichen Abſichten gedacht werden mogte!

Der menſchenfreundliche weiſe Regent, der ſein Volk den verderblichen Vorurtheilen eines

Prie-

Digitized by Google

Prieſterſyſtems ergeben findet, wird ſich bemühen, den Geiſt der Unterſuchung zu erwekken, und zu befördern; er wird ſein individuelles Anſehen, und die Achtung des Volks gegen ſeine geheiligte Perſon gebrauchen, jeden zu ermuntern, der zu dieſem großem Endzwekke mitzuwirken vermag: aber er wird nicht durch Gewalt den Lauf der Natur, die zu Veränderungen des Volksglaubens Zeit erfordert, zu beſchleunigen ſuchen, und dadurch zerſtören. *)

Er wird alſo den Glauben des Volks reſpektiren; aber nicht den ungerechten Forderungen der mächtigern Partei nachgeben. Vielmehr wird er die geiſtliche Gewalt gebrauchen, den freien Denker gegen die Unterdrükkung derer zu ſchützen, die das allmächtige Vorurtheil des Volks auf ihrer Seite haben. **)

V. Die

*) Dieſe Grundſätze ſind in Vorſtellungen der Stände von Brabant und Flandern, wodurch ſie ſich gewaltſamen Veränderungen des Kirchen- und Schulſyſtems im Jahre 1786 widerſetzten, ganz vortreflich vorgetragen. Dieſe und andre damals bekannt gewordene Schriften ähnlicher Veranlaſſungen, welche in der politiſchen Welt ſo merkwürdig waren, verdienen auch in der litterariſchen der Vergeſſenheit entriſſen zu werden.

**) Mit Recht hat alſo das engliſche Parlament im Jahre 1773 die Bitte vieler Geiſtlichen der Epiſkopalkirche, die ganze Geiſtlichkeit dieſer Kirche von der Unterſchrift der 39 Artikel zu diſpenſiren, abge-

Digitized by Google

V.

Die religiöſe Gemeinſchaft iſt auf das Bekenntniß gewiſſer Lehren gegründet; nicht auf den innern Glauben, auf welchen eine Gemeinſchaft nicht gegründet werden kann, wenn er ſich nicht äußert. Sie hat alſo kein Recht der Inquiſition, ob die Mitglieder auch beim alten Glauben beharren. Aber ſie hat allerdings das Recht, diejenigen, welche ſolche Glaubenslehren, auf deren Annahme die Geſellſchaft gegründet worden, nicht mehr bekennen, auszuſtoßen. Dieſes ſchreklich tönende Recht der Exkommunikation iſt an ſich gar keinen Schwierigkeiten unterworfen. Dieſe entſtehen erſt aus der ungerechten Vermiſchung der bürgerlichen Rechte mit der willkührlichen und freien Kirchengemeinſchaft. Werden gewiſſe zeitliche Vortheile, wird der Genuß gewiſſer Rechte,

abgeſchlagen; vorausgeſetzt nehmlich, daß die Gemeinen noch mit dieſer Glaubensformel zufrieden waren. In dieſer Rükſicht ſagte Burke bei der Debatte mit Recht: „ohne Vorſchrift der „Lehre, ſei der geiſtliche Stand eine wahre Ty„rannei“. Dieſelben Glieder des Unterhauſes, welche gegen dieſe Bittſchrift ſprachen, handelten ſehr konſequent; da ſie ſich hingegen für eine folgende Bitte der ſogenannten Diſſenters erklärten, welche von derſelben Unterſchrift diſpenſirt ſein wollten. Durch das Geſetz (act of toleration) um deſſen Abänderung ſie baten, wird die Errichtung ſolcher Gemeinen, welche die 39 Artikel nicht annehmen, verboten. Dieſes Geſetz iſt den wahren Grund-

Rechte, die ihrer Natur nach allen guten Bürgern gemein ſein ſollten, an die Gemeinſchaft der Kirche gebunden; ſo iſt die Exkommunikation zugleich eine bürgerliche Strafe, welche nur gegen Handlungen, die die bürgerliche Geſellſchaft angehen, alſo nie gegen das Bekenntniß von Meinungen, welcher Art ſie auch ſein mögen, erkannt werden dürfen.

Dieſes Recht, ein Mitglied auszuſtoßen, ſpricht Mendelsſohn (Jeruſalem S. 92.) der Kirche auch da ab, wo es keine bürgerlichen Folgen hat: weil eben die gemeinſchaftliche Erbauung welche dem Straffälligen entzogen wird, das Mittel iſt, ihn zu beſſern. Aber hat denn der unſittliche Spötter ein Recht, die gemeinſchaftliche Erbauung ſeiner Glaubensgenoſſen zu ſtören? und wenn die Gemeine auf öffentliches Bekenntniß gewiſſer Lehren

 gegrün-

Grundſätzen des proteſtantiſchen Glaubens ganz zuwider; ſo wie überhaupt die engliſche urſprüngliche Kirchenverfaſſung keine Hierarchie enthält, die wenig beſſer iſt als die römiſche. Jenes Geſetz iſt zwar, weil in England die politiſchen Einſichten den theologiſchen Eigenſinn überwältigen, außer Kraft; aber die Diſſenters hatten guten Grund auf förmliche Abſchaffung zu dringen. Im Unterhauſe ging die Bill für ſie durch; aber dieſes Geſetz, welches noch bei weitem nicht alles enthielt, was ſie mit Recht fordern konnten, ward im Oberhauſe verworfen. Die Biſchöfe werden ſchwerlich den Vorwurf ablehnen können, daß ihre Herrſchſucht die Urſache davon geweſen.

gegründet iſt (und womit ſollte bewieſen werden, daß dies nicht geſchehen dürfe?), muß nicht als: dann der öffentliche Beſtreiter dieſes Glaubens die Gemeine verlaſſen? Die Kirchenzucht iſt eine ſehr delikate Sache, und die größte Behutſamkeit dar: in nöthig; aber, ſobald die Errichtung einer Ge: meine zugeſtanden wird, ſo folgt alles was ſie zu ihrer eignen Erhaltung nöthig findet. Es ſteht je frei, ihr nicht beizutreten, oder ſie zu verlaſſen.

VI.

Die Aufrechterhaltung der religiöſen Gemeinen erfordert gewiſſe äußre Einrichtungen. Es wird vielleicht dem Lehramte auch eine gewiſſe ſittliche Aufſicht vertrauet. Es werden ihm gewiſſe Rechte und Freiheiten eingeräumt, auch in demſelben eine Subordination eingeführt. Dieſe äußerliche Form der Kirche ſteht als bürgerliche Ein: richtung unter der Aufſicht des Regenten. Er darf, er muß dahin ſehen, daß die Verwaltung der ſolchergeſtalt willkührlich errichteten Verfaſſun: gen keinen Eingriff in die bürgerlichen Geſetze thue. Er darf nicht zugeben, daß ſolche neue Ge: ſellſchaften errichtet werden, welche den bürgerli: chen Verfaſſungen widerſtreiten. Auf dieſes Recht des Staats, auf dieſe Verpflichtung des Regen: ten gründet ſich die Verweigerung des öffentlichen Gottesdienſtes, die Ausſchließung der Glieder frem: der Religionsverwandten von Ehrenſtellen, an ſo

vielen

vielen Orten in Deutſchland und andern Reichen, und das Geſetz, daß ſie nicht einmal geduldet werden ſollen, welches hart aber nicht ungerecht iſt, ſo lange es in dieſen Gränzen bleibt: ſich nur auf äußre Kirchenverfaſſung, nicht auf Meinungen erſtrekt. Auch ſind es zum Beiſpiel nicht der römiſchen Kirche Lehrmeinungen, deren Verbreitung einſichtsvolle Regenten fürchten, wenn ſie dieſe Partei in geſetzlichen Schranken zu halten ſich bemühen; ſondern die gefährliche Kirchenverfaſſung, die ſie mit ihren Lehren ſo geſchikt zu verweben gewußt hat. Eben deswegen iſt es ſo ſchwer, ein durchaus richtiges Urtheil über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens bei einzelnen Vorfällen der Reformation im 16ten Jahrhunderte zu fällen. Sie war zum Theil gegen Meinungen und Lehren gerichtet. Dieſe hängen blos vom eignen Urtheile eines jeden ab, und jede Bemühung zur Berichtigung dieſes Urtheils iſt verdienſtlich. Aber die Reformation war auch gegen Misbräuche in der Kirchenzucht gerichtet, welche im Staate geſetzlich war; und die Reformatoren wandten ſich nicht an die Obrigkeit (geiſtliche und weltliche), um den Beſchwerden abgeholfen zu ſehen, ſondern an das Volk. In dieſer Rükſicht war es Rebellion. Nun giebt es Fälle, wo auch dieſe entſchuldigt werden mag. Alsdann nehmlich, wenn das Uebel unerträglich iſt, und die Obrigkeit nicht helfen will. Auch in dieſer Rükſicht mag alſo auch die Refor-

Digitized by Google

mation rechtmäßig geweſen ſein. Aber freilich führt jeder Aufſtand des Volks, das ſich auf ſeine urſprünglichen Rechte beruft, und der Obrigkeit den Auftrag den ſie nicht vollziehet, wieder nimmt, unſägliches Uebel mit ſich; und ſchon aus dieſem Grunde allein ließe ſich es begreifen, daß Erasmus und andre vortrefliche Männer der Sache Luthers abgeneigt ſein konnten, wenn auch nicht die große Verſchiedenheit ihrer Denkungsart über das theologiſche Syſtem hinzugekommen wäre.

Es iſt eine verwikkelte Frage: ob die Verwaltung der äußern Kirchenverfaſſung, und wie viel davon, dem Regenten aus der bürgerlichen Obergewalt (ex Jure majeſtatico circa ſacra), oder aus einem beſondern ſtillſchweigenden oder ausdrüklichen Auftrage (ex Poteſtate Eccleſiaſtica) zukomme. Wenn die alten Lehrer des Kirchenrechts welche mit J. H. Böhmer nur jene anerkennen, ihren eignen Behauptungen allemal getreu blieben und konſequent urtheilten, wenn ſie alſo dem Regenten nur Aufſicht über das was die bürgerliche Ordnung unmittelbar angeht, zuſchrieben; ſo wäre ihr Syſtem nicht gefährlicher für die Freiheit des Glaubens, als das neuere Syſtem von einer übertragnen geiſtlichen Gewalt und daher entſprungenem geiſtlichen Regimente. Vielmehr iſt dieſer letzte Grundſatz ſehr oft dazu gemisbraucht worden, eine Verpflichtung der Gemeinen daraus herzuleiten, Verordnungen landesherrlicher Konſiſtorien, in

An-

Digitized by Google

Anſehung geiſtlicher Anordnungen über die Form des Gottesdienſtes, auch gegen ihren Willen anzunehmen: welche Verpflichtung gar nicht exiſtirt. Denn jede Gemeine darf nur den gegebnen Auftrag zurüknehmen; und das Intereſſe der bürgerlichen Geſellſchaft bei der Einförmigkeit aller Glaubensgenoſſen in dieſen Dingen iſt ein nichtiger und grundloſer Vorwand.

Noch wichtiger als alles dieſes iſt eine andere Folgerung, die man aus jenem Grundſatze zu ziehen pflegt, und welche anizt einer eignen Prüfung bedarf.

VII.

Aus einer ſolchen übertragnen Gewalt will man nehmlich das Recht herleiten: zu beſtimmen, was für Lehren dem urſprünglichen Glaubensbekenntniſſe gemäß ſeien, und alſo öffentlich gelehrt werden ſollen.

Die Gemeine nehmlich weicht in Kurzem von dem ſelbſtfeſtgeſetzten Glaubensbekenntniſſe ab. Der Eigenſinn der Menſchen, die ſich mehrentheils für untrüglich halten, wenn ſie gleich nicht das Herz haben es öffentlich zu geſtehen, veranlaßt zwar die mehreſten, das was ihnen in einem Augenblikke Wahrheit ſcheint, für unveränderliche Regel der Ueberzeugung zu erklären. Der große Haufen ſchwört zwar auf die Meinungen andrer, und glaubt unter den Proteſtanten an einen untrügli-

Digitized by Google

chen Luther, indem er die katholiſche Kirche we-
gen ihres untrüglichen Papſtes verhöhnt. Und
dieſer geht noch konſequent zu Werke. Die Wahr-
heit: daß es unmöglich iſt, ewige Symbole feſtzu-
ſetzen, ohne an die Untrüglichkeit ihrer Urheber zu
glauben, iſt ſo einfach, daß es unbegreiflich wäre,
wie ſie von ſo vielen verkannt werden kann, wenn
nicht die Leidenſchaften überall ſo großen Einfluß
auf die Meinungen bewieſen. Aber diejenigen die
klüger ſein wollen, die auf Unparteilichkeit und
eigne Prüfung und Einſicht Anſpruch machen, er-
heben dennoch dieſe ihre eigne Meinung zum Maa-
ße der kommenden Geſchlechter, und erklären jeden
abweichenden Gedanken für Bosheit: in demſelben
Augenblikke, da ſie zum Geſtändniſſe gebracht wer-
den, ſelbſt in andern Fällen geirrt zu haben. Nur
zu viele gleichen K. Heinrich VIII. von England, der
ſo oft die Glaubensformel veränderte, und jedes-
mal als ewige unwandelbare Richtſchnur bei Strafe
des Feuers gebot.

Dies iſt unvermeidliches Schikſal menſchlicher
Meinungen. Eine Zeitlang ſind ſie herrſchend.
Man glaubt ſie nie verwerfen zu können. Man
gelobt vielleicht in dieſem Wahne, ewig bei ihnen
zu beharren. Aber die Einſichten verändern ſich
ſehr geſchwind; und es bedarf nicht einmal einer
neuen Generation, welche, durch andre Zeitumſtän-
de gebildet, eine andre Denkart erlangt: dieſelben
Menſchen verwerfen das Glaubensbekenntniß frü-
herer

Digitized by Google

herer Jahre. Das Recht eine Glaubensformel feſtzuſetzen, welches ſie damals hatten, und unvorſichtiger Weiſe ausübten, das nehmliche Recht haben ſie itzt wieder. Kein dritter iſt bei ihren Meinungen intereſſirt. Niemand hat das Recht, ihnen ihren alten Glauben aufzudringen, wenn ſie ihn ſelbſt verwerfen. Vielleicht vereinigten ſie ſich mit andern Gemeinen zu einem Glaubensbekenntniſſe. Sie rufen die Vereinigung itzt wieder auf. Was für ein Recht können jene Gemeinen haben, ſie bei der Verbindung zu erhalten? Wenn in der bürgerlichen Geſellſchaft der erwählte oder geſetzmäßige Erbregent ſeinen Auftrag, nach eigner Einſicht die Angelegenheiten der zu einem Staate verbundnen Menſchen zu reguliren, durch ein Geſetz vollzogen hat; ſo darf ſich nicht mehr der einzelne Bürger oder eine einzelne Geſellſchaft auf ihre Einſichten berufen: denn ſie haben, nicht zwar auf dieſelben, aber auf das Recht dieſen Einſichten gemäß zu handeln, zum allgemeinen Beſten, Verzicht geleiſtet. Sie dürfen auch nicht von der eingegangenen bürgerlichen Verbindlichkeit ſich losſagen, ſo lange die Fundamentalverträge unverletzt bleiben: denn auf dieſe Vereinigung ſind unzählige Rechte ihrer Mitbürger gegründet, welche durch die Trennung verletzt werden würden; und ein Staat wird nicht, gleich einer Handelskompanie aufgelöſet, ohne daß die Rechte irgend eines Theils verletzt würden. Aber welche Rechte der

Mitbürger werden durch die Trennung von der Kirche verletzt? Sind in Rükſicht auf dieſe Verbindung Verträge errichtet, ſo iſt jeder Theil verbunden, dieſe beſondern Verträge zu erfüllen, oder Entſchädigung zu leiſten. Aber beim Glauben zu beharren, das kann keine Gemeine von der andern fordern; denn es iſt Angelegenheit jeder Gemeine ſelbſt, allein. Was gewinnt die Wahrheit, was gewinnen die Bekenner derſelben, durch eine gröſſre Gemeine? Aeuſſre gröſſre Macht und Anſehen. Aber das iſt eine Angelegenheit des leidenſchaftlichen irdiſchen Menſchen, nicht ein Intereſſe des geiſtigen, dem nur an Wahrheit gelegen iſt.

Namens andrer Glieder der ehemals eingegangenen Verbindung kann alſo der Regent hier nicht handeln.

Die Anwendung dieſes Grundſatzes leidet gar keine Einſchränkung durch beſondre Verträge; denn dieſe wären in ſich ſelbſt nichtig. Wenn alſo von den Rechten der deutſchen Religionsgeſellſchaften die Frage iſt; ſo bin ich einer in mancher andern Rükſicht ſehr intereſſanten Unterſuchung, was die Religionsfriedensſchlüſſe in Anſehung der Glaubenslehren feſtſetzen, gänzlich überhoben. Denn wenn die ganze bürgerliche Geſellſchaft, alſo auch die Obrigkeit, die nur die Rechte jener verwaltet, kein Recht hat, Lehrmeinungen zu verbieten oder zu erlauben; ſo iſt es auch ganz gleichgültig, was in irgend einem Geſetze über dieſen Gegenſtand aus=

ausgemacht worden, der ganz außerhalb den Grän-zen der geſetzlichen Gewalt ihrer Urheber lag. Die Exiſtenz einer neuen Religionspartei außer den drei bekannten im Deutſchen Reiche autoriſirten, die Errichtung einer andern Kirche, die nach neuen Grundſätzen und unter andrer äußern Verfaſſung eine öffentliche Exiſtenz verlangt, iſt zwar durch den Religions- und Weſtfäliſchen Frieden rechtmäßiger Weiſe verboten. Wodurch aber will irgend eine Partei im deutſchen Reiche erweiſen, daß ſie ein Recht habe, ſich um das zu bekümmern, was eine andre glaubt, und dem zu folge unter ſich lehrt? Aus welchem Grunde will ſie ihr das Recht ſtreitig machen, ſich ſelbſt in Abſicht auf Lehrmeinungen zu reformiren, wenn nur dadurch die bürgerliche Verfaſſung des Reichs nicht gefährdet wird?

Eben ſo wenig kann der Regent die Gemeine, Namens ihrer ſelbſt, verbinden: die alte Lehre unter ſich aufrecht zu erhalten. Denn, wenn ſie ſich ſelbſt dazu nicht verbinden kann, ſo kann ſie auch dies Recht Niemanden übertragen.

Aber, ſo weit ſoll dies aufgetragne Recht nicht gehen. Der Regent ſoll nicht den Auftrag erhalten haben, die Gemeine zu einem gewiſſen Glauben zu verbinden: er ſoll nur dahin ſehen, daß das was für reine Lehre erkannt wird, auch gepredigt werde. Wahl! Aber von welcher reinen Lehre iſt hier die Rede? Von der, welche die Gemeine für ſolche erkennt, oder von der, welche ihr Verweſer

weſer dafür hält? Die Gemeine, ſagt man, kann nicht verſammelt werden, und der Regent vertritt daher ihre Stelle, wie er ſo oft das groſe Volk vertritt, das keinen gemeinſchaftlichen Entſchluß zu faſſen vermag. Aber wir haben geſehen, daß die Lehre Angelegenheit, nicht des Volkes, ſondern jeder Gemeine iſt. Jede Gemeine muß alſo ſelbſt für ſich gehört werden.

Wenn ſie eine Glaubensformel feſtſetzen und Lehrer darauf verpflichten kann; ſo findet natürlicher Weiſe auch eine Klage darüber Statt, wenn der Lehrer der eingegangenen Verbindlichkeit nicht Genüge leiſtet. Aber fiſkaliſche Klage findet hier nicht Statt; denn es iſt keine Angelegenheit des gemeinen Weſens. Auch das Patronatrecht kann keine Aufſicht auf die Lehre begründen; denn es läßt ſich nicht denken, daß jemanden ein Erbrecht eingeräumt werde in einer Sache, die nicht einmal einen uneingeſchränkten perſönlichen Auftrag leidet. Auch iſt die Klage irgend eines unter den Zuhörern nicht gültig; ſondern die Gemeine ſelbſt, welcher der Lehrer verpflichtet iſt, muß gegen ihn aufſtehen. Kann ſich aber eine Gemeine nicht vereinigen, ſo trete der Theil, der Neuerungen verlangt, aus. Die Rechtsfragen über geiſtliche Gefälle gehen alsdann ihren Gang für ſich. Die Gemeine iſt ſchuldig, dem auf gewiſſe Bedingungen beſtellten Lehrer das Verſprochne zu leiſten, wenn er ſeine Stelle nicht verwirkt hat. Um ſo viel mehr müſſen einzelne

ſeine Glieder der Gemeine, die auf die alte Formel beitraten, und nunmehro auszutreten verlangen, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen.

Vereinigt ſich aber die Gemeine, und verlangt die Einführung einer neuen Glaubensformel, ſo kann es ihr nicht verwehrt werden: denn dieſe Formel iſt ja nur eine Deklaration ihrer Ueberzeugung. Nach dieſen Grundſätzen iſt zu den Zeiten der Reformation mit Recht mehrentheils verfahren worden, indem nur diejenigen Gemeinen reformirt wurden, die es ſelbſt verlangten. Läßt die Gemeine auch etwa alte Formeln einſchlafen; leidet ſie, daß ſie nach und nach ſtillſchweigend abgeändert werden: wer will es ihr mit Recht wehren? Es iſt eine vergebliche Beſorgniß, daß aus dieſer allgemeinen freien Willkühr ſolche Unordnungen entſtehen müßten, denen nur durch die Aufrechterhaltung geſetzmäßiger Formeln abzuhelfen ſtehe. Vielmehr ſind es eben die aufgedrungenen Formeln, welche die Unordnungen erzeugen, die man durch immer mehr Beſtimmungen und immer ſchärfere Maaßregeln zu unterdrükken ſich vergeblich bemühet hat. Man beſorge nicht, daß täglich neue Sekten und neue Gemeinen entſtehen werden. Je uneingeſchränkter das Recht der Unterſuchung und eignen Meinung bleibt, je weniger Werth auf die ſymboliſchen Formeln und je mehr Freiheit der eignen Privatgeſinnung gegeben wird; deſto weniger

ger werden Mitbürger, die in andrer Rükſicht in gutem Vernehmen mit einander ſtehen, ſich, um des abweichenden Glaubens willen, von einander auch nur in der kirchlichen Gemeinſchaft zu trennen verlangen. Aber da, wo das Volk bei der feſtgeſetzten Lehre, wozu ſich die mehreſten bekennen, ängſtlich feſtgehalten wird; da werden unaufhörlich Trennungen gewünſcht und verſucht werden, um den Geiſt des Menſchen in dem, wo Freiheit ſein Eigenthum iſt, das ihm nicht genommen werden kann, dem Zwange zu entziehen. Da wird ewig Mißtrauen, der Lehrer gegen die Gemeine, und der Gemeine gegen den Lehrer, Argwohn unter den Lehrern des gleichen Bekenntniſſes, Haß und bittre Feindſchaft unter den Bekennern der ins unendliche vervielfältigten verſchiednen Glaubensſyſteme herrſchen, und zulezt in bürgerliche Unruhen ausbrechen.

VIII.

Wenn es ein Recht des Menſchen iſt, ſeine Einſichten zu erweitern und zu verbeſſern; wenn er dazu nothwendig der Freiheit bedarf, ſeine eignen Einſichten und Meinungen mitzutheilen, und andrer zu erforſchen: ſo iſt es auch ein uneingeſchränktes Recht, Gedanken vorzutragen und auszubreiten. Im freien Genuſſe der Geiſteskräfte beſteht das Leben des Menſchen. Dieſe verlangen Mittheilung; und ſie kann nicht gehindert werden, ohne

daß

daß die menſchliche Geſellſchaft gegen ſich ſelbſt arbeite *).

Dieſes ſcheint gefährlich. Vorzüglich in Religionsſachen iſt jede Neuerung mißlich. Schon die Griechen glaubten, an dem Volksglauben und an alten Gebräuchen nicht rühren zu dürfen aus Furcht, eine Staatsrevolution mögte auf die Revolution in der Denkart der Menſchen folgen. Auch in der Geſchichte chriſtlicher Völker rechtfertigen die

*) Herr Schloſſer ſagt ſehr richtig (im Dezemb. des Braunſchw. Journals): „kein Menſch iſt ein „geborner Präceptor des andern.“ Und gerade hieraus folgt die uneingeſchränkte Freiheit eines jeden, jedem andern, der es hören will, ſeine Gedanken mitzutheilen, die Hr. S. dadurch zu läugnen vermeint. „Es iſt kindiſch, antwortet er, „alles was man denkt, jedem aufzudringen.“ Aber ſeinem Shakeſpearſchen: Dont you know, I am a woman and muſt ſpeak when I think? mag ich wohl Priors Merry Andrew entgegen ſtellen, deſſen Philoſophie beſiehlt: Eat your Pudding Slave, and hold your tongue. Hr. S. weiß ſonſt ſo gut zu unterſcheiden, was nur getadelt, und was verboten zu werden verdient. Seine hinzugefügte Behauptung: daß allgemeine Duldung nicht zu den unveräußerlichen Rechten der Menſchheit gehöre; wäre dort beſſer weggeblieben, da doch nicht hinzugefügt werden ſollte, was für Einſchränkungen derſelben rechtmäßig ſeien, und nach welchen Grundſätzen ſie beurtheilt werden müſſe: denn die gewöhnlichen kann dieſer Schriftſteller unmöglich billigen, der ſeine Leſer weder auf den Hobbes noch auf den Bellarminus verweiſen wird.

die berüchtigten Baurenkriege dieſe Beſorgniß nur zu ſehr. Soll alſo der Staat beſtändigen Revolutionen ausgeſetzt ſein? Oder ſoll es verboten ſein, frei zu reden, um jene zu verhindern? Sollen die Menſchen dieſer erſten weſentlichen Aeußerung ihrer Kräfte entbehren? Wer mag in dem Staate leben, wo es verboten iſt frei zu reden? ... Wer aber kann den Gedanken ertragen, von einem wilden Haufen, den ein Fanatiker in Bewegung zu ſetzen gewußt, die ganze bürgerliche Geſellſchaft zerrüttet zu ſehen? — Es iſt nicht damit gethan, wenn man dreiſt behauptet: der Staat dürfe nur die Ausbrüche des Geiſtes der Unruhe hindern und beſtrafen. Denn es iſt alsdann vielleicht ſchon zu ſpät, und die ganze Geſellſchaft dem Verderben nicht mehr zu entreißen, welches durch den innern Kampf ihrer unordentlich in Bewegung geſetzten Kräfte über ſie kommt.

Aber wodurch entſteht dieſe Unordnung, wenn ſie ja aus Meinungen entſpringt? Nur durch plötzliche Mittheilung neuer Meinungen unter einem großen Haufen von Menſchen. Alsdann rührt die neue Meinung nicht bloß durch ihren innern Gehalt: die Nebenumſtände wirken mit, es erhitzt ſich einer an dem andern, und es bricht eine Unordnung aus, vielleicht gegen die Grundſätze ſelbſt, die ſie veranlaßten. Dieſe plötzliche Ausbreitung alſo iſt es, welche dem allgemeinen Beſten zu Gefallen muß verhindert werden. Privat-

mit-

mittheilung der Gedanken iſt uneingeſchränkt ſei, durch das natürliche urſprüngliche Recht jedes Menſchen, deſſen Einſchränkung keine Staatsverfaſſung rechtfertigt, und keinem Regenten erlaubt iſt. Aber öffentliches Predigen neuer und gefährlicher Meinungen, aus welchen Unruhen entſtehen können, mag immer unterſagt werden. Freilich iſt es ſehr ſchwer, die Gränzen dieſer öffentlichen und jener Privatmittheilung feſtzuſetzen. Es gehört eine ſehr feine Kenntniß des Volks und der Umſtände dazu, um zu beſtimmen, was noch zu den neuen und gefährlichen Meinungen gehört, und was ſchon in ſo vielen Köpfen unter dem Volke Eingang gefunden, daß es zu den gewöhnlichen gezählt werden muß. Aber ohne ſolche feine Kenntniß des Volks und der Umſtände, ohne die Geſchicklichkeit viel in demſelben zu wirken, das doch kein Aufſehn erregt, iſt man der Stelle eines Regenten, ſelbſt im kleinſten und trägſten Volke, nicht gewachſen. Hier aber inſonderheit braucht derſelbe ſo ſelten zu öffentlichen Verboten und gewaltſamen Maaßregeln zu ſchreiten. Jeder Auflauf iſt ohnehin verboten, und die Polizei kann der verhaßten Inquiſition über die etwa vorgetragnen Meinungen ganz überhoben ſein. Auf die geſetzmäßigen öffentlichen Vorträge aber, und vermittelſt derſelben auf die Denkungsart des Volks, kann der Regent durch die kräftigſten Mittel wirken, welche ihm die Einrichtungen der bürgerlichen

Digitized by Google

Geſellſchaft anbieten. Der größte Theil der gelehrten Anſtalten, der hohen Schulen, und ſelbſt manche niedre, hängen von ihm ganz oder zum Theil ab. Er kann alſo immer, durch die Beſetzung der Stellen, Männern von Gelehrſamkeit und Einſichten, welche dieſe auf eine dem Staat vortheilhafte Art anwenden, Gewicht und Einfluß verſchaffen.

Immer bleibt der Fall möglich, wo außerordentliche Uebel außerordentliche Mittel erfodern. Aber auch bei der beſten menſchlichen Geſetzgebung ſind Fälle möglich, die ſich ihr entziehen: und es kann dem drohenden Uebel nur durch ungeſetzmäßige Gewalt Einhalt gethan werden. Selbſt in England, wo die ganze Nation auf Erhaltung ihrer Freiheit und der Geſetze, auf denen dieſe beruhet, unaufhörlich wacht, iſt der Fall nicht unerhört, da die Miniſter die Kräfte der exekutiven Macht auf Gegenſtände ausdehnen mußten, die ihr nicht unterworfen waren, damit nicht die Freiheit der Nation durch ſich ſelbſt Schaden leide: da ſie denn, dieſes heilſamen Hochverraths wegen, eine bill of indemnity erbitten mußten und erhielten.

Ein beſondrer Weg, Gedanken mitzutheilen, iſt in unſern Zeiten allzuwichtig, als daß er nicht hier ausdrüklich erwähnt werden müßte. Faſt alle Belehrung geht itzt durch den Weg der Bücher. Es unterſcheidet ſich dieſe von jeder andern mündlichen

chen oder ſchriftlichen dadurch, daß die gedrukte Rede an einen unzählbaren Haufen unbekannter Zuhörer gerichtet iſt. Ein Gedanke, der jeden ernſthaften und wohlwollenden Mann ſehr lebhaft rühren muß, indem er auch nur ein Blatt der Preſſe übergiebt. Alle Rükſicht auf Charakter, Leidenſchaften, Kenntniſſe des Zuhörers, die Bemerkung der Wirkung, wäre es auch nur in ſeinen Mienen, die ſo oft veranlaſſen auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, und zurükzuhalten, was eben dieſer nicht tragen mag, oder eben ihm nicht nüzt: das alles fällt weg bei dieſem — ſo oft geſegneten — ſo oft verfluchten Mittel, Gedanken und Empfindungen in Seelen zu erregen, unter denen alle Gemeinſchaft durch die Entfernung der Körper unmöglich ſchien. Welchem Jünglinge von gebildetem Geiſte iſt die Empfindung unbekannt geblieben, da dem unruhig nach Wahrheit Suchenden, in den Verwirrungen lebhafter Bilder, unzureichend erkannter Erfahrungen, undurchſchauter Lehrſätze, — Eine treffende Bemerkung, Ein richtig angegebner Grundſaz, eine nur leichtere Wendung der geahndeten Wahrheit in irgend einem von jenen Denkmalen, durch welche große Geiſter ſich mehr als eines Jahrhunderts Dankbarkeit erworben, den göttlichen Funken der Erkenntniß anzündete, der ſo ſchnell um ſich greift! In welchem edlen Herzen hat nicht oft ein von Meiſterhand entworfner Zug aus der Geſchichte ver-

 gangner

gangner Zeiten, eine Darſtellung aus der Imagination eines derer ausgezeichneten Menſchen, in denen die Schöpferkraft eines Gottes zu wohnen ſcheint, der glükliche Ausdruk einer einzigen Zeile, die gleiche aber ſchwächere und beinahe unterdrükte Empfindung des Edeln und Guten neu belebt, wie oft getröſtet! Und welcher Schriftſteller, der nicht bloß, — wer darf niedrigere Beweggründe nur nennen? — der nicht bloß, ſelbſt um des eigenthümlichen Lohnes vorzüglicher Geiſteskräfte, des Ruhmes willen, arbeitet, der nur ſchreibt (ſo wie alles Vortrefliche entſtanden), um ſeine Gedanken und Empfindungen in vollkommenſter Geſtalt darzuſtellen; kennt nicht den unbeſchreiblichen Genuß des Augenbliks, da er erkennt: verſtanden, empfunden zu ſein! Und das alles ſollte der Aufſicht eines bürgerlichen Richters unterworfen werden? Ein Beamter der bürgerlichen Welt ſoll meſſen, wozu der Maaßſtab jedem Menſchen fehlt? nach Geſetzen es meſſen, nach denen immer ein jedes Meiſterwerk eher anſtößig ſcheinen muß, als das Geſchwätz des mittelmäßigen Kopfes, das allemal durchſchlüpfen wird?

Dieſer ungeheure Haufen mittelmäßiger und ſchlechter Bücher, mit dem nicht Deutſchland allein überſchwemmt wird, und dem die unerſättliche Leſeſucht ſo mancher Männer, Weiber, Mädchen, Knaben, die Exiſtenz möglich macht: dieſer iſt es, der ſo manchen Kopf von gewöhnlichen Fähigkeiten

mit

mit leerem und eiteln Tande anfüllt, ſo manche gute Anlagen des Charakters durch läppiſche Leidenſchaften und kindiſchen Zeitvertreib verdirbt. Aber iſt dieſes ein Gegenſtand der Geſetzgebung? Jedem Hausvater, jedem Freunde, jedem wohlwollenden Mann kommt es zu, in ſeinem Kreiſe dagegen zu wirken; und im Großen erwartet das Vaterland die Heilung dieſer Peſt: von den Aufſehern und Lehrern der Schulen, die ſchlechte und eitle Beſchäftigung durch guten Unterricht, von den großen Geiſtern, die den ſchlechten Geſchmak durch beßre Werke, und von den ſcharfſehenden Kritikern von gebildetem und ſicherm Urtheile, die jenen ſchlechten Geſchmak durch belehrende Prüfungen und motivirte Empfehlungen des Guten, vertreiben. Dieſes allein ſind die treffenden Mittel gegen das überhand nehmende Uebel.

Aber, die verſchrieenen Schriftſteller, die Fluch verdienten, und die Unglücklichen, die ihn ausſprachen? — Das trift beinahe nur eine geringe Klaſſe, die ich jedoch nicht vergeſſen werde. Die Schriften, in denen ſchädliche Meinungen vorgetragen werden — vorausgeſetzt, daß es durchaus und nothwendig ſchädliche Meinungen gebe — verwüſten mehrentheils nur vorbereitete Herzen. Sie führen nur ſolche auf ſchlechte Wege, die ſchon darauf wandelten, vielleicht ohne es zu wiſſen. In andern erregen ſie die bitterſte Abneigung. Sie ſchaden mehrentheils nur dem, der durch die Ver-

ſuchungen der Welt nicht beſſer geworden wäre, und dem ihre Grundſätze wahr ſcheinen, weil ſie in ſeinem Herzen wahr ſind.

Doch wie könnte man den ſchädlichen Einfluß ſo mancher Bücher läugnen?... Aber es fragt ſich hier nur: durch welche Mittel ihnen entgegen gearbeitet wird? ob dieſe in den Händen der bürgerlichen Obrigkeit ſind? Und hier muß ich mich wieder von ihr abwenden, und hin zu denen Vätern, Lehrern, Männern, die durch perſönliche Eigenſchaften des Kopfes und Herzens ſich Einfluß zu verſchaffen wiſſen. Durch dieſe werden gute Sitten und gute Grundſätze aufrecht erhalten; nicht durch Befehl und Verbot, die nur eine ſehr eingeſchränkte Hülfe hier leiſten können. Wenn nehmlich von der Ausbreitung eines Buches Nachtheil zu beſorgen ſteht, ſo kann die öffentliche Handlung, wodurch es zum Verkaufe ausgeboten wird, unterſagt werden: denn jede öffentliche Bekanntmachung ſteht unter Aufſicht der Obrigkeit. Aber auf dieſe öffentliche Handlung ſchränkt ſich die Aufſicht rechtmäßiger Weiſe ein. Nie kann ſie ſo weit gehen, die Abdrücke aufzuſuchen, und zu konfiſziren. Denn die Obrigkeit iſt nicht ein Vormund der Einzelnen. Wie könnte ſie ſich anmaaßen, zu unterſuchen und zu entſcheiden, was für Schriften jeder ohne Schaden leſen darf? Nur die öffentlichen gemeinſchaftlichen Veranſtaltungen Mehrerer ſtehn unter ihrer Aufſicht. Nun iſt zwar jede Bekanntmachung einer

Schrift

Schrift durch den Druck in ſofern eine öffentliche Handlung, als dadurch der Schriftſteller mit jedem redet, der ſich ihm nahen will; und eben deswegen kann ſich die öffentliche Anzeige zum Verkaufe nicht ſchlechterdings der Aufſicht entziehen. Wenn aber ein Einzelner ein Buch lieſet, ſo iſt dieſes doch jedesmal nur eine Privatmittheilung der Gedanken, welche uneingeſchränkter Freiheit genießt. Außerdem werden durch das Buch nur die Gedanken ſelbſt mitgetheilt; und die Nebenumſtände, welche den öffentlichen Vortrag neuer Meinungen gefährlich machen, fallen ganz von ſelbſt weg. Alle Mittel, wodurch eines Mannes perſönliche Eigenſchaft um die Leidenſchaften der Menſchen in Bewegung ſetzen, gehen nicht in ſein Buch über. Aller Reiz des Vortrags giebt ihm nur die Kraft, welche den Ideen ſelbſt anhängt, in ihrem vollſten Maaße. Die Stimme, die Deklamation, die Gebehrden des Mannes, welche den Haufen von Zuhörern mit ihm fortreißen, verſchwinden hier ganz. Das anſteckende Fieber des Enthuſiasmus, welches in einem großen Haufen ſo ſonderbare Dinge thut, iſt in Vergleichung mit dieſer erſtaunlichen Wirkung ſehr geringe, wenn es auf einen einzelnen wirkt.

Es folgt alſo aus allen dieſem ein vielleicht manchem Leſer parador ſcheinender Satz. Der Regent hat nie das Recht Bücher zu verbieten; obgleich er es verbieten darf, eben dieſelben Meinungen, die

Die Freude mit Roſen gekrönt,
Die Sittſamkeit reizend verſchleiert,
In weißem Gewande die Treue,
Umſchlangen wie Grazien ſich.
Die Mutterliebe ging hier,
Die Vaterliebe ging dort,
An ihren Schilden mir kenntlich.
Auch kam mit hell ſehenden Augen,
Mit Schwert und untrieglicher Wage
Ein majeſtätiſches Weib.
Ein andres mit brennender Lampe
Und einem glänzenden Sporn
War ihre treue Gefährtinn.
An ihrer Spitze ging Hymen,
In ſeiner Rechten die Fakkel,
In ſeiner Linken ein Band
Von Amaranten und Myrten,
Und führte den Zug in Dein Haus;
Und hinter ihm ſchloß ſich das Thor. —
Was hat er im Hauſe verrichtet?
Geduld! dies ſagſt Du mir Morgen.
Die Nacht kommt: gehorche der Nacht!

Berlin d. 17. Febr. 1789. R.

Digitized by Google

4.

Einige Anmerkungen über die im engliſchen Parlamente vorgefallene Debatten, die Ernennung eines Reichsverweſers betreffend *).

Ich glaube wahrgenommen zu haben, daß einige von denen, die bisher den engliſchen Staatsminiſter Pitt nicht nur wegen ſeiner groſſen Fähigkeiten, ſondern auch um ſeiner Rechtſchaffenheit willen verehrten, ſeit den durch die Krankheit des Königs verurſachten Bewegungen, angefangen haben, in ihrem Urtheile über ihn zu wanken, und zu zweifeln: ob nicht Eigennuz oder Ehrgeiz — freilich von der feineren Art — die Triebfeder ſeiner Beſtre-

*) Dieſer Aufſaz ſollte bereits im vorigen Stük abgedrukt werden; aber er mußte aus der Drukkerei wieder zurükgenommen werden, weil, wie der Augenſchein zeigt, kein Raum mehr für ihn übrig war. Seitdem hat ſich nun freilich die Scene in England zur Freude der Nation gänzlich verändert. Indeſſen zweifeln wir nicht, daß man auch izt noch dieſen Aufſaz mit Intereſſe und Vergnügen leſen werde, da er einen nicht unwichtigen Beitrag zur richtigen Beurtheilung und Würdigung des groſſen Engliſchen Miniſters liefert, der in dieſer kritiſchen Lage Großbritanniens wo nicht allgemeine Bewunderung doch gewiß die allgemeine Aufmerkſamkeit aller Nationen auf ſich zog. A. d. H.

Digitized by Google

ſtrebungen, dem Prinzen von Wallis das Recht zur Reichsverweſung ſtreitig zu machen, ſei. Die Behauptung des Herrn Fox und andrer Antagoniſten des Herrn Pitt, nach welcher der Prinz als nothwendiger Kronerbe, auch einziger nothwendiger Stellvertreter des Königs ſein müſſe, ſobald dieſer ſelbſt zu regieren und ſelbſt einen Stellvertreter zu ernennen, durch Krankheit oder ſonſtige Urſachen verhindert wird, — dieſe Behauptung ſcheint vielen im natürlichen Staatsrechte ſowohl als im poſitiven Staatsrechte von Großbritannien ſo gegründet zu ſein, daß ſie ſich nicht überreden können: etwas anders als die Begierde, das Staatsruder in Händen zu behalten, habe den Miniſter zum Widerſpruch gegen einen ſo richtigen Satz verleiten können. Vielleicht iſt es daher den Leſern der Monatsſchrift nicht unangenehm, einige Anmerkungen über dieſe ſtaatsrechtliche Frage hier zu finden.

Der Schluß, deſſen Fox und andre von dieſer Partei ſich bedienen, iſt dieſer: „Wenn das Parlement“, ſagen ſie, „ſich itzt anmaaßen will, „einen Stellvertreter des Königs zu ernennen; ſo „wird dadurch Großbritannien, das ein Erbreich „iſt, in ein Wahlreich verwandelt.“

Aber dieſes iſt ein Trugſchluß. Durch eine erbliche Succeſſionsordnung wird feſtgeſetzt, wer an die Stelle des abgegangenen Suveräns treten ſoll, oder, an wen die Krone fallen ſoll, wenn der,

welcher

welcher ſie bisher trug, nicht mehr exiſtirt. Der Stellvertreter aber, von dem itzt in England die Rede iſt, ſoll nicht in die Stelle des abgegangnen Königs, ſondern nur in die Stelle des noch lebenden, aber ſelbſt zu regieren verhinderten Königs treten. Nach der Succeſſionsordnung geht, wenn der bisherige Monarch zu exiſtiren aufhört, die ganze Souveränetät, ſo wie er ſie beſaß, auf den geſetzmäßigen Kronerben über; der ſie nun zugetheilt als ſein eignes Recht beſitzt und ausübt. Hingegen der Stellvertreter eines Monarchen, der noch lebt, aber nur an der Ausübung ſeiner Rechte durch Krankheit, Gefangenſchaft oder ſonſtige Zufälle gehindert wird, verwaltet nicht ſeine eignen Rechte, ſondern die Rechte dieſes Königs, nicht in ſeinem eignem, ſondern in dieſes Königs Namen; und iſt, ſobald dieſer König wieder ſelbſt zu regieren im Stande iſt, ihm die Verwaltung wieder abzutretten ſchuldig.

Succeſſion und Adminiſtration ſind zwei weſentlich von einander verſchiedne Dinge; und es kann durch keine Schlüſſe jemals dargethan werden: daß derjenige, dem die Geſetze die Succeſſion zuerkennen, dadurch auch zur Adminiſtration ein Recht bekomme.

Böhmer und Achenwall, dieſe vorzüglichen Lehrer des natürlichen Staatsrechts, haben dieſe Frage: wem die Reichsverweſung in erwähnten Fällen zukomme, längſt ſo entſchieden, wie Pitt, Lord

Lord Camden und Lord Thurlow behauptet habe
daß ſie müſſe entſchieden werden. — Böhme
redet zwar nur von dem Falle, da die Minderjä
rigkeit des Souveräns ihn ſelbſt zu regieren verhi
dert. Dieſem Falle aber iſt der einer Gemüth
krankheit des Souveräns völlig analog. Böhme
ſagt: „Die vormundſchaftliche Regierung“, (e
hätte ſich vermuthlich, wenn ihm der obſchwebe
Fall in Sinn gekommen wäre, ſo ausgedrükt: di
ſtellvertretende Adminiſtration der Souveränet
„gebührt denen, welchen das Volk ſie in ein
„ausdrüklichen Fundamentalgeſetze übertragen ha
„Wenn aber das Volk ſeinen Willen darüber nic
„erklärt hat; ſo kommt es zuerſt nach Recht u
„Billigkeit darauf an, ob vom Vater“ (oder vo
dem verhinderten Souverän ſelbſt) „etwas darübe
„verordnet iſt. Wo nicht, ſo entſcheidet der Wi
„des Volks“. (*J. H. Böhmeri* Jus Publ. Univ
Part. Spec. lib. III. c IV. §. XXVII.) „Einige mei
„nen zwar“, (ſetzt er in der Note k hinzu): „die
„vormundſchaftliche Regierung“ (oder ſtellvertre
tende Adminiſtration) „gebühre dem geſetzmäßigen
„Thronfolger. Aber dieſes iſt eine ſowohl für den
„minorennen“ (oder ſonſt ſelbſt zu regierenden ver
hinderten Souverän) „als für den Staat bedenk-
„liche Meinung; indem von einer ſolchen Einrich-
„tung, wenn nehmlich der nothwendige Kronerbe
„nothwendig auch Reichsverweſer ſein müßte,
„mancherlei Gefahren entſtehen können. In eine

„ſo

Digitized by Google

-die gefahrenvolle Stellvertretung hat das Volk bewilligen können; ſondern, wenn es darüber nichts Ausdrückliches feſtgeſetzt hat, ſo hat es ſich vorbehalten, im vorkommenden Fall ſelbſt darüber zu entſcheiden, und alsdann die Stellvertretung nach eignem Gutdünken, wem es will, zu übertragen. Auch erwächſt dadurch dem geſetzmäßigen Kronerben kein Nachtheil; denn der eigentliche Succeſſionsfall exiſtirt noch nicht." — Dieſer Staatsrechtslehrer hat ſich über das Gefährliche einer ſolchen Einrichtung, wo der nothwendige Kronerbe auch nothwendiger Stellvertreter wäre, nicht weiter ausgebreitet. Es war auch nicht nöthig. Aber dies Gefährliche wird ſich jeder ſelbſt leicht denken können.

Achenwall hat ſeine Meinung darüber folgendermaaßen vorgetragen: „Da es ſich in jeder Art „von Monarchie zutragen kann, daß der Suverän „durch Minderjährigkeit, oder durch eine ſonſtige „Urſache, die Regierung zu führen verhindert werde, „ſo daß ein Vormund oder Stellvertreter nöthig „wird; ſo muß ein Geſetz gegeben werden, wie es „in ſolchen Fällen mit der vormundſchaftlichen oder „ſtellvertretenden Verwaltung der Suveränetät gehalten werden ſoll." (*Achenwallii* I. N. Part. Poſt. §. 172.) — Es iſt offenbar, wenn der Kronerbe nothwendig Stellvertreter ſein müßte, ſo bedürfte es keines beſondern Geſetzes, den Stellvertreter zu beſtimmen. Da nun nach Achenwall ein beſon-

beſonderes Geſetz darüber erfordert wird, ſo klar, daß er dem Kronerben kein nothwendig Recht zur Stellvertretung zugeſteht. Klar iſt ebenfalls, daß alſo das Volk, wenn es kein Geſetz darüber gegeben, ſich die Entſcheidung in vorkommenden Fällen vorbehalten hat.

Die Parteinamen: Whig und Tory, werden zwar bekanntlich in England, als bloße Loſungworte, ſehr gemißbraucht. Indeſſen haben doch die wahren Whigs von jeher ſich dadurch ausgezeichnet, daß ſie die ſich ereignenden Gelegenheiten mit Wachſamkeit ergriffen und mit Klugheit nutzten, um die Staatsverfaſſung ſo viel möglich nach Grundſätzen des natürlichen Staatsrechts einzurichten. Es haben ſich alſo in gegenwärtigem Fall Pitt, Lord Camden und der Kanzler Lord Thurlow, als wahre Whigs bewieſen; da hingegen Fox und ſeine Anhänger den Vorwurf nicht von ſich ablehnen können, daß ſie dieſesmal Sätze behauptet haben, die mit den natürlichen Rechten eines Volkes unverträglich ſind. Dergleichen Behauptungen charakteriſiren den Tory; und ſo hat alſo der bisherige feſte Whig (a ſtaunch Whig) Fox bei dieſer Gelegenheit ſich als einen Tory bewieſen.

Meine eigentliche Abſicht bei dieſem Aufſatze war bloß: zu zeigen, daß ſchon die berühmteſten Lehrer des Staatsrechts unter uns Deutſchen über dieſe Frage ſo entſchieden haben, wie itzt das engliſche Parlement. Hier könnte ich alſo ſchließen.

Ich

Ich will aber doch noch etwas aus der engliſchen Geſchichte hieher gehöriges anführen. Der Fall, daß Könige durch Gemüthskrankheiten am Selbſtregieren wären verhindert worden, iſt bisher in England noch nicht vorgekommen. Hingegen iſt der ähnliche Fall der Minorennität oft eingetreten; und in dieſen Fällen hat — wenn der König, der den minderjährigen Succeſſor hinterließ, nichts über die vormundſchaftliche Regierung verordnet hatte — das Parlament allemal das Recht, das Nöthige deswegen zu verfügen, ausgeübt.

Als Eduard III. zur Regierung kam, 1327, errichtete das Parlament wegen der Minorennität des Königs ein vormundſchaftliches Regierungsconſeil von zwölf Perſonen, worunter fünf Prälaten und ſieben Lords weltlichen Standes waren. Die Vormundſchaft aber über die Perſon des jungen Königs ward nicht dieſem Conſeil, ſondern dem Grafen von Lancaſter anvertraut.

Als Eduard III. ſtarb, 1377, war ſein Sohn und Nachfolger, Richard II. erſt elf Jahre alt. Der verſtorbne König hatte drei Brüder hinterlaſſen: die Herzoge von Lancaſter, von York und von Glouceſter. Das damalige Parlament ernannte zur vormundſchaftlichen Regierung ein Conſeil von neun Perſonen. Keiner von den drei genannten Prinzen befand ſich darunter.

1422, nach dem Tode Heinrichs V., deſſen Sohn und Nachfolger, Heinrich VI. erſt neun

Digitized by Google

Monate alt war, ernannte das Parlement zwar den älteſten Bruder des verſtorbnen Königs, den Herzog von Bedford, zum vormundſchaftlichen Regenten oder Protektor, ſetzte ihm aber ein Conſeil an die Seite. Aber auch ihm und dem Conſeil ward nicht die Perſon und die Erziehung des jungen Königs anvertraut, ſondern dem Biſchof von Wincheſter: der zwar von der königlichen Familie war, aber in ſo entferntem Grade, daß er keine Anſprüche an die Krone machen konnte; und deswegen glaubte man, könne ein ſo wichtiges Pfand ſicher ſeinen Händen anvertraut werden*).

K. — d. 25 Jan. 1789.

5.

An Wolfia.

(Man ſ. März, S. 197, f.)

Hilf mir hinauf zu deinem lichterfüllten
Wahrheits-Felſen, Wolfia,
Damit ich nicht den dornenvollen nachtumhüllten
Weg, am Stab' der Kantia,
Zu ſtraucheln wage,
Und von dem kurzen Erdentage

Es

*) Man ſ. *Hume's* History unter den angeführten Jahren.

So viel doch ſeh' des Lichts,
Als mein vergänglich Aug' erträgt.
Denn, wenn mans wohl erwägt,
Iſt etwas Licht dem Wandrer beſſer doch, als nichts! *)

B. d. 5 März 1789. J. A. v. B.

*) Der Herr Verfaſſer erlaube uns eine Anmerkung, zur Verhütung alles Mißverſtandes. Mancher Leſer könnte vielleicht glauben, als verkenne Er die großen unläugbaren Verdienſte, die Kant als Wahrheitsforſcher auch für den, der bei eignem Forſchen andre Reſultate gefunden zu haben glaubt, nothwendig haben muß. Der Hr. Verfaſſer weiß es ſo gut wie wir, daß der Satz: etwas Licht iſt für den Wandrer beſſer doch als nichts; nur poetiſch wahr iſt. Denn ſollte nicht oft in der wirklichen Welt für den Wandrer der gänzliche Mangel des Lichts immer noch beſſer ſein, als etwa ein Irrlicht? Sollte vorzüglich die Erkenntniß: hier in dieſer Gegend iſt Nacht; nicht mehr vor Schaden ſichern und mehr zur Wahrheit beitragen, als der ungegründete Wahn, auf allen unſern Tritten ſei Licht, ſo daß wir zu ſorglos einherſchreiten? — Am Ende will wohl jede Philoſophie, ſie heiße Wolfia oder Kantia oder wie ſie immer wolle, den Denker zum Licht führen. (Auch die Erkenntniß der Nacht iſt ſchon Licht.) Eine Philoſophie, deren Ziel ſelbſt Nacht wäre, iſt — das gerade Gegentheil von Philoſophie. Aber freilich kann die eine Philoſophie es beſſer finden, den Weg, der zum Licht führen ſoll, zu illuminiren; eine andre fürchtet ſich vielleicht vor Blendung und Täuſchung, ſie will ihr Auge nur allein für das reine Licht der Sonne offen halten, und wählt ſich daher

lieber

6.

Ein Starkianer, Herr Stark, und Herr Zimmermann; oder drei Definitionen: was heißt apodiktiſch, was heißt ſich rechtfertigen, und was heißt infam?

1. Was heißt apodiktiſch? — — Ehemals glaubte man, daß dies in der philoſophiſchen Sprache gewöhnliche Wort nichts anders be-

lieber einen dunkeln oder auch nur im Vergleich mit der illuminirten Straße dunkel ſcheinenden Weg, der am Ende auch ſie zum Lichte führt, deſſen ſie ſich nun um ſo mehr freuen wird, je weniger ſie ſich vorher durch den blendenden Glanz der Illumination ermüden laſſen. Freilich wenn man immerfort mit dem Stabe in der Hand im Dunkeln tappen müßte, wenn man das Licht der Erkenntniß auch nicht einmal von fern ſchimmern ſähe, ja es nicht einmal ahnden dürfte — o ſo müßte auch die dunkelſte Kerze willkommner ſein als ewige Nacht. Daß aber der jungen edlen Kantia dieſe Nacht eben ſo verhaßt ſei als der ältern Wolfia, weiß der Hr. Verf. gewiß eben ſo gut als wir. Beide ſind Schweſtern: jede geht ihren eignen Weg; aber am Ziele küſſen ſie ſich ſchweſterlich und theilen ihren Fund. Fern alſo ſei es von uns, eine gegen die andre zu verachten, oder ſie gar mit einander zu veruneinigen.

A. d. H.

Digitized by Google

bedeuten könne, als bündig = beweiſend; daß eine apodiktiſche Erklärung einen einleuchtenden, klaren, unwiderleglichen, richtig geführten Erweis enthalten müſſe, warum von einem Dinge dies und nichts anderes müſſe prädiziret werden. Dies ſagt die Etymologie und Bedeutung des Worts (αποδειξις, demonſtratio, Beweis, Erweis); dies ſagt die Auktorität der philoſophiſchen Schriftſteller von Ariſtoteles bis auf uns. Nur in dieſen neueſten Tagen, wo wir ſo viele Wunder erleben, hat auch die Natur der Logik und der Syllogismen ſich umkehren müſſen. Nicht mehr ein einleuchtender Beweis, ein logiſch richtiges Argument, ein überzeugendes Räſonnement; ſondern die leerſte ungegründetſte Behauptung, auf nichts geſtützt und durch nichts erwieſen, heißt in ſchwärmeriſchem Eigendünkel itzt apodiktiſch.

Es iſt ein Büchlein gegen die Berl. Monatsſchrift erſchienen, wie deren ſeit einem Jahre eine Menge erſchienen ſind: eines immer ſeichter, aberwitziger, unwahrer, verunglimpfender, plumper, ſchlechter, wie das andre. Bekanntlich iſt das ſo die Sitte unter den deutſchen Büchleinmachern: wenn irgend einer einen Gegenſtand ergriffen hat, der Aufſehn macht, wobei mancher Leſer verwundernd auflacht und ruft: ei, der bekömmt doch tüchtig was ab! ſo folgt eine ganze Schaar von Skriblern, und jeder derſelben reibt ſich, ſo gut und ſchlecht, ſo ſtark und ſchwach er kann, an dem-

Digitized by Google

Der Verfaſſer des berüchtigten Buches: Des Erreurs & de la Verité, erklärt ſich alſo endlich einmal; nun weiß man doch, woran man iſt: er wird nun völlig aus ſeinem Inkognito heraustreten, wird ſagen, was und wer er iſt, und vörzüglich was er gemeint und gewollt hat, ja uns ſogar apodiktiſch hiervon überzeugen; ſo muß man in der That ſelbſt denen die ihn vielleicht verunglimpft haben, Dank wiſſen, indem ſie ihn zu dieſer Erklärung vermogten; er ſelbſt alſo, dieſer Martinez oder Chev. de St. Martin, tritt hier auf, und ſchenkt uns ein eignes Büchlein.... So wird man denken; aber — nichts von allem dem!

Ein Ungenannter ſchreibt an einen Ungenannten, ziemlich einfältig fragend, über die auf dem Titel genannten Gegenſtände; und dieſer Hocherleuchtete antwortet von dem Throne ſeiner Weisheit kurz und entſcheidend. Er weiß alles, er ſteht in den wichtigſten geheimen unentdekbaren Verbindungen (man kennt ſolche Sprache ſchon); alles wird gelobt, wenigſtens entſchuldigt; bloß die Berliner kommen übel weg. Dieſer unbekannte Vornehme und Gelehrte nun kennt den unbekannten Verfaſſer jenes berüchtigten Buchs, ſpricht ihn noch zulezt d. 11 Febr. 1788 in Kenſington, ſagt Ihm von den in Deutſchland laut gewordnen Beſchuldigungen des Jeſuitismus, und erhält darauf eine Erklärung, die der Verfaſſer nicht einmal in ſeinem eignen anonymen Namen, ſondern im Namen

men eines Freundes aufſetzt, und die franzöſiſch und deutſch S. 24 folgg. zu leſen iſt. Hier heißt es dann, wie man denken kann: daß er kein Jeſuit ſei, und in ſeinen Büchern: des Erreurs & de la Verité, und Tableau naturel (denn das Supplement zu den Erreurs & Verité erkennt er nicht für ſeine Arbeit) nicht für das jeſuitiſche Syſtem rede. Dieſe kahle und kurze Erklärung von dem was er nicht ſagt, ohne Angabe deſſen was er denn wirklich jedesmal recht will, findet ſelbſt der einfältige Fragende unſtatthaft, und ſagt S. 48 ſehr naiv: „Wie aber, wenn der Verf. irgend ein Kapitel, z. B. das vom Quadrat herausgehoben, „und in einer jedermann verſtändlichen Sprache „entziffert hätte? Dann würden ſich ſowohl die, „welche alles was er ſagt, für platten Unſinn ausgaben, als auch die, welche einen jeſuitiſchen Sinn „in ſeinen Schriften fanden, ihrer Läſterungen „noch mehr ſchämen müſſen.“ — Freilich wohl! Indeß kräht der Herausgeber doch recht im Starkiſchen Ton, S. 45. f.: „Was meinſt du nun, „liebes deutſches Publikum, zu den ſo kekken und „zuverſichtlichen Behauptungen? Der Verf. obiger Bücher ſollte ein Emiſſar der Jeſuiten ſein. „Und nun hat er nie in Verbindung mit ihnen „geſtanden, nie ihre Schriften geleſen *). Einer

 „kann

*) Dies ſagt der angebliche Verfaſſer wirklich. „Qu'il „n'a eu de ſa vie le *moindre* rapport avec les mem- „bres

„kann doch nur Recht haben. Er ſagts ja nun „deutlich genug und ganz unverhüllt, u. ſ. w. — —

Wie einfältig! geſetzt auch, jener Verfaſſer habe die 10 Seiten ſelbſt geſchrieben. Nun aber bürgt uns nichts dafür. Irgend einer der Originalbriefſteller kann ja das Ding ſelbſt gemacht haben; oder all das Geſchreibe, Briefe, Antworten, Erklärung, iſt die Erfindung eines anonymen müßigen Kopfes. Wer bürgt uns für das Gegentheil? — Und ſo etwas heißt apodiktiſch? Wehe dem, der, es ſei in den Wiſſenſchaften, oder im gemeinen Leben, mit ſolchen Argumenten und Beweiſen zufrieden iſt! ..... Doch wir verlaſſen den Starkianer, und kommen zu Herrn Stark ſelbſt.

II. *Was heißt: ſich rechtfertigen?* — — Ehemals glaubte man, daß dies nicht anders geſchehen könne, als indem man Schritt vor Schritt den erregten Verdacht abwälze, und genau zeige, wie unſchuldig im Grunde alles ſei, was anfangs verfänglich geſchienen hatte. Itzt aber hat man eine leichtere Methode erfunden. Man erklärt ſich be-

„bres de cette Société, & qu'il n'en a *jamais* lu les „ouvrages.“ Wie? Ein Katholik ſollte nie einmal mit Jeſuiten Umgang gehabt, ja nicht einmal geſprochen haben? Ein Franzoſe nie die hiſtoriſchen Werke eines P. Daniel und Bougeant, oder die grammatiſchen Schriften des Abt d'Olivet geleſen haben? . . . Wahrlich, hier heißt es wohl: wer zu viel beweiſen will, beweiſet nichts.

beſtimmt über nichts, deſſen man verdächtig iſt; man entziffert keinen noch ſo auffallend abgeſchmakten oder gar gefährlichen Schritt, der bekannt geworden iſt; ſondern man leugnet einiges dreiſt, ſelbſt mit Gefahr des größten eigenen Widerſpruchs, und über andre Punkte deklamirt man unbeſtimmt: dabei ſucht man zu rekriminiren, hebt unbedeutende Nebendinge weitläuftig zur Verdunkelung der Hauptſache aus, und — was der feinſte Pfiff iſt — man überſtrömt den Gegner mit einer ſolchen Fluth von Grobheiten und Schimpfwörtern, und betäubt den Leſer mit einem ſolchen Schwall von unerſchöpflichen und laut kreiſchenden Worten, daß beide vor Entſetzen und vor Ueberdruß nicht weiter die Spur verfolgen mögen, ſondern gerne das Geſchöpf, das ſie näher kennen lernen wollten, entſchlüpfen laſſen: wie gewiſſe Thiere ſich vor den Menſchen durch den unausſtehlichen Geruch ihres von ſich geworfnen Unraths retten ſollen.

So der berühmte Herr Oberhofprediger Stark! Nicht einmal hat er redlich erklärt: welche maurериsche Bücher er geſchrieben hat; geſchweige denn: wohin die geheimen Winke darin zielen ſollen. Er ſelbſt giebt in den Schriften und Briefen, die er nicht abläugnen kann, die ſchwerſten Verdachtsgründe, durch die bedenklichſten Sachen und Ausdrükke, gegen ſich an die Hand; aber weder in ſeinen dikken noch in ſeinen dünnen Vertheidigungsbüchern hebt er durch offene und deutliche Erklärungen

rungen dieſe Bedenklichkeiten, dieſen Verdacht. Er ſagt nicht: was es für eine ungenannte noch izt exiſtirende Geſellſchaft iſt, von der er vorgiebt, „bei ihr ſei der Freimaurerorden entſtanden, ſie „beſitze noch wahrhaftig ſeine authentiſchen Doku„mente, und habe deſſen Geheimniſſe und Kennt„niſſe nur vorſichtig einigen wenigen mitgetheilt" (ſ. April 1788, S. 256, f.)? Und, um alles andre zu übergehen, er erklärt ſich über ſein mit Recht ſo äußerſt verdächtiges Klerikat nicht. Sollte er wohl dies ganze Klerikat, womit er ſchon 1767 hervortrat, und das er auch noch nicht will fallen laſſen, ganz ſelbſt erdacht haben; zuſammt ſeinen „Aufträgen ja Befehlen von einer hocherleuchteten geheimen Loge, deren Mitregent er wäre; zu ſammt den Großpralereien von den höchſten wahren Geheimniſſen, in deren Beſitz er durch ſeine Loge ſei; zu ſammt ſeinem Plein - pouvoir von Bruder Pylades in P.; zu ſammt der Konſekrirungsakte, der geforderten Jura Stolae, der Berufung auf die Ordensregeln des Heil. Bernhard" (ſ. Jul. 1786, S. 50, f.; Jun. 1788, S. 641, f.)? Sollte er das? . . . Es iſt nicht wahrſcheinlich. Wenigſtens ſagt er es nicht. Hat er aber nicht ſo umſtändlich und weit ausgeſponnen damals ehrliche Männer zu betrügen geſucht; ſo erkläre er ſich izt offen und frei über dies Klerikat, deſſen Erfinder, deſſen Zwek, ſeine geheimen Bevollmächtiger, u.ſ.w. Er zeige die Unſchuld, oder geſtehe die Schuld,

der

der Ausdrükke, der Ritus, der Ideen, und haupt- ſächlich der Geheimen Obern dieſes Klerikats.

Dieſe Verdachtsgründe wälzt er nicht ab; und ſchreibt mehrere tauſend Seiten einer ſogenannten Vertheidigungsſchrift! und will die Leſer bereden: er habe ſich gerechtfertigt; da er über die wichtig- ſten Punkte ſich nicht erklärt! Triumphirend ſpricht er oft von ſeinem Siege, und von der Nie- derlage ſeiner Gegner; wir gönnen ihm die Freude dieſes eingebildeten Triumphs. Schwachköpfige Schartekenſchreiber, bei denen die Berl. Monats- ſchrift nicht die Ehre hat in Gnaden zu ſtehn, fallen begierig über den rohen Klumpen des Starkiſchen Ungeheuers her, und nehmen (die Herren ſind nicht delikat!) Proviſionen zu ihren Manufakturen davon: ſchnitzeln daraus Dialogen, Reiſebeſchrei- bungen, Romane, Briefe, Archive, und allerlei Formen und Einkleidungen von Broſchüren *). Dieſe Leutlein kitzeln ſich ſelbſt; ſie kitzeln Se. Hochwürden, dem es ganz wohl zu behagen ſcheint; und er ermangelt auch nicht, ſie wieder zu citiren und dem Publikum zu empfehlen. Die Freude gönnen wir Ihm und ihnen **).

Indeß

*) Ja, ſollte man den Unſinn möglich halten? Es hat ſchon Jemand im Darmſtädtiſchen eine Umar- beitung von Starks ungeheurem Werke zu einem Leſebuch für Kinder angekündigt.

**) Zur Probe haben wir oben, Note S. 362, eine Stelle von einem ſolchen Waffenträger Starks an- geführt. Gleicher Verſtand und gleiche Denkart herrſcht bei allen. Und ſo erwähnen wir weiter nicht: den Berlinismus, Notuma, über Starks Tonſur, Nikolai Gedike und Bieſter, Nikolai von Bebenhauſen, das elende Archiv der Schwärmerei, der Amalthea zweites Stük, und

wie

Indeß, auch Er will ſelbſt wieder hervortreten: er kündigt eine neue Vertheidigungsſchrift an. Beide dikke Bände und der dikke Nachtrag ſcheinen ihm alſo ſelbſt nicht zu genügen; er geſteht durch die That, was wir frei und offenherzig geſagt haben, daß er nehmlich bis itzt ſich noch nicht vertheidigt habe. Sollte er itzt es wohl wirklich thun? Sollten wir aus ſeinem neuen Werke wirklich jene geheime Geſellſchaft, die nach ſeiner Lehre den Freimaurerorden geſtiftet haben ſoll, und ſeine Unbekannten Klerikatsobern wohl kennen lernen? ... Es iſt zu fürchten, er wird einen bloßen Auszug ſeines großen Werks liefern; und ſo wird der Leſer freilich die Geduld, und der erſte Verleger*) das Makulatur jenes Werks nun vollends durch dieſen neuen „Apologismus“ verlieren, den Hr. Stark im Intelligenzblatt der Allg. Litteraturzeitung vom Febr. 1789, Nr. 19, zugleich ankündigt und rezenſirt. „Das Werk iſt „an 8 Bogen ſtark; die ganze Sache iſt darin zu „einer Klarheit gebracht, die — —; dem Leſer „iſt das Nachſchlagen durch Allegata erleichtert, „u. ſ. w.“ — Man ſieht, dieſer Herr Oberhofprediger (der in der genannten Ankündigung ſich gegen

wie die elenden Schreibereien weiter heißen, mit denen die Verfaſſer ſich ſelbſt entehren, und ihrem Klienten, dem Herrn D. Stark, bei dem vernünftigen Publikum mehr Schaden als Nutzen ſtiften.

*) Mit dieſem Verleger, dem Buchhändler Fleiſcher in Frankfurt am Main, führt Hr. Stark itzt über die Bogenzahl und das Honorar ſeines Ungeheuers einen merkwürdigen und charakteriſtiſchen Prozeß, der, nach dem was die öffentlichen Zeitungen davon erzählt haben, auch wohl bald von Seiten des Hrn. Oberhofpredigers eines Apologismus bedürfte.

Digitized by Google

gegen das Beiwort ſeltſam, welches er für ein Schimpfwort erklärt, proteſtando verwahrt) iſt noch ſeltſamer als die bekannte Henne bei Claudius; denn dieſe ſagt:

Erſt leg' ich meine Eier,
Dann rezenſir' ich ſie.

Aber bei ihm geht es umgekehrt zu.

Erſt rezenſirt Er ſeine Eier,
Und dann erſt legt er ſie!

Noch iſt er ſo ſeltſam (quod absque animo injuriandi dictum ſit!). uns eben daſelbſt „18 Punkte zur umſtändlichen Verantwortung vorzulegen, über welche er uns ſeines gerechten Anſpruchs nicht entlaſſen kann;“ in welchen Punkten wir uns nehmlich, wie er glaubt, aufs ſtärkſte geirrt hätten. Die erſten 16 betreffen von Ihm nicht das geringſte, ſondern allerlei bei uns gedrukte Berichte von der eingeſchränkten Toleranz in Oeſtreich, von Verbreitung des Katholizismus, von Jeſuiten, von geheimen Geſellſchaften, von einer Definition des Deismus (warum giebt der Herr Oberhofprediger, wenn ihm die mißfällt, keine beſſere?) u. ſ. w. Geſetzt, wir geſtänden die Unrichtigkeit aller dieſer Punkte ein; was hätte Er dadurch gewonnen? würde ſein Winken auf eine geheime Geſellſchaft, ſeine Sendung von Unbekannten Obern, darum unverdächtiger, unſträflicher, edler oder geſcheidter? Woher kömmt Er denn, bei ſeinem Streite, zu dem „gerechten Anſpruche“ dieſer Anforderung an uns? Er könnte uns eben ſo gut jede andre Sache, und, wenn es bloß auf Unrichtigkeiten ankömmt, die leider noch immer einſchleichenden Drukfehler der Monatsſchrift vorwerfen; aber

was

was gehört das zu ſeinem Streit, zu ſeiner Recht- fertigung? Und dergleichen Benehmen ſoll man, aus Furcht vor einer neuen Injurienklage von ihm, nicht ſeltſam nennen! — Aber noch obendrein, haben wir uns in vielen jener Punkte wohl ſchwerlich geirrt; ſie ſind (ausgenommen was Herr Stark uns andichtet oder durch Verfälſchun- gen und Verdrehungen zuſetzt) mit Beweisgrün- den unterſtützt, ja einige ſind gegen ſeine Einwen- dungen aufs neue begründet worden. Nur über den einen, worauf er ſich ſo viel zu gute thut, Nr. 15, wollen wir itzt etwas ſagen. Die Phila- lethen in Paris gaben in ihren Zirkularen die Ad- dreſſe: à Mr. *Miſa du Renis*, demeurant &c., nach dem Anagramm des Logennamens Amis réunis. Ein Verfaſſer, der dieſer neuen geheimen Geſell- ſchaft nicht günſtig iſt, und, wie aus dem ganzen Zuſammenhange erhellet, ihre Zirkulare muß geſe- hen haben, ſagt in der B. Monatsſchr. Auguſt 1785 S. 560: „er kenne auch dieſen feinen Herrn Miſa du Renis ſehr wohl.“ Offenbar, die Geſellſchaft unter der von ihr ſelbſt gewählten Addreſſe mei- nend; und um zu zeigen, daß er die Geſellſchaft, ja ſogar ihre Addreſſe, ſehr wohl kenne. Herr Stark aber, der von Ironie und Allegorie nicht viel verſtehen muß, beweiſet ſehr gravitätiſch: daß ein ſolcher Mann wie Miſa d. R. nicht exiſtire, alſo nicht könne gekannt werden, wer alſo von ſeiner gemachten Bekanntſchaft ſpreche, ein Lügner ſei, u. ſ. w. . . . Nein, wer ſo ſtumpfſinnig iſt, kann freilich wohl ein ganzes Klerikat, worin noch mehr als bloß die Addreſſen erdichtet ſind, nicht aus ſeinem Gehirn erfunden haben! Und hierüber zieht er uns nun noch einmal, mit „gerechtem An- ſpruche, zur ſchuldigen Verantwortung.“ Selt-

ſam [illegible]

Digitized by Google

ſam! dreimal ſeltſam! Wenn jemand vor drei Jahren geſagt oder geſchrieben hätte: ich kenne den ſaubern Archidemides in Darmſtadt, ich kenne den *Aquila fulva*, und nun irgend ein Stark aufgetreten wäre, um laut auszurufen: du lügſt; im ganzen römiſchen Reiche iſt kein Mann, der Archidemides heißt, keiner der Aquila heißt — was würde man dazu geſagt haben? Und doch ſind beide Fälle völlig einerlei. Miſa du Renis iſt eine Maske, und Archidemides iſt ebenfalls eine Maske. Wenn einmal der Herr Doktor Stark auf einer Redoute in einer Maske mit einem Adlerkopf erſchiene, und ein andrer riefe ihm zu: Schöner Adler, ich kenne dich; — würde dieſer Mann mit der Adlermaske wohl gar ſo einfältig ſein, zu glauben, man halte ihn für einen wirklichen Adler?

Die zwei lezten jener 18 Punkte betreffen die uns von ihm angeſchuldigten Verfälſchungen 1) eines Ihn betreffenden Briefes, 2) ſeiner eigenen Schriften. Auch hierüber iſt ſchon längſt das Nöthige geſagt; die Sachen liegen dem Publikum zum Anblik vor: es entſcheide! Auch glauben wir, (denn er brachte dieſe Anſchuldigung auch ſchon im Prozeſſe vor) in dem was Fakta betrift, uns auf den Urtheilsſpruch unſrer Richter beziehen zu können; dieſe unterſuchten alle ſeine Beſchwerden, und ſprachen uns frei. Wir können aus ſeinen von uns angeführten Schriften unrichtig gefolgert, unſtatthaft geſchloſſen, kurz gegen die Logik geſündigt haben; und H. Stark zeige dies, wenn er kann! Aber in den Anführungen ſelbſt müſſen wir gewiß kein Falſum begangen haben, ſonſt hätten wir unſern Prozeß unmöglich gewinnen können.

Dieſe Nummer im Intelligenzblatt der Allg. Litteraturzeitung bringt uns auf eine andere neuere

Digitized by Google

Nr 26, vom 21 Febr. 1789, wo zwei Briefe abgedrukt ſind; die Hrn. Stark betreffen, deren einen genannten Verfaſſer wir aber im mindeſten nicht mit Hrn. Stark zu vermengen gemeinet ſind. Da wir hier ſogar genannt werden, und Hr. Stark ſicherlich in ſeinem Apologismus über dieſe ihm günſtigen Briefe triumphiren wird, als bewieſen ſie etwas gegen uns; ſo müſſen wir deren wohl erwähnen*). Die Sache iſt dieſe. Ein Anonymus (Schade, daß es ſo iſt!) legt dem Herrn P. E. von der Oſten, genannt Sacken, auf Frauenburg in Kurland, fünf Fragen, Hrn. Stark betreffend, vor, deren „authentiſche Nachricht (ſoll Beantwortung heißen) zeigen ſoll, ob etwa die traurigſte Erfahrung für die Menſchheit ſich fände, daß ein ganz unſchuldiger Mann ſo beiſpiellos verläumdet und verfolgt werden könnte." Die Fragen ſind nicht gut gewählt; es wäre von einem Fremden indiskret, Herrn von Oſten-Sacken mit Fragen zu behelligen: ſonſt aber könnten wir wohl manche Fragpunkte über H. Stark entwerfen, die etwas näher zum Ziele treffen ſollten. Und daher kömmt es dann, daß die verneinenden Antworten, wenn auch alles darin ſeine Richtigkeit hat, gar nicht ſo viel zu H. Starks Vortheil entſcheiden, als man davon zu erwarten ſcheint. Denn eigentlich folgt doch weiter nichts als: — was man ſchon vorher wußte — daß E[illegible] ja auch mehrere, edle rechtſchaffne vortrefliche Männer leben, die nichts von 1) Starks Neigung zum Katholizismus oder Konnexion mit Jeſuiten, 2) nichts von ſeinem Hang zur

*) Natürlich aber nur in ſo weit, als uns die Sache betrift; denn auch Frau von der Recke, und Herr Nicolai ſind genannt.

Digitized by Google

zur Schwärmerei, noch 3) von ſeiner Lehre der Magie durch Räuchern wiſſen. (Daß er 4) die Tonſur gehabt, iſt von ihm namentlich und beſtimmt nicht geſagt worden; und 5) die Art der Erzählung ſeiner Geſpenſtergeſchichten, betrift bloß Frau von der Recke und nicht die Monatsſchrift.) Alſo: daß mehrere angeſehene Männer, wovon ſelbſt einige ſeine „vertrauten Freunde“ können geweſen ſein, dergleichen, und (um nur eines zu nennen) ſeine „Konnexion mit Jeſuiten und katholiſchen Geiſtlichen“ (deren er ſich, auch wenn er noch ſo unſchuldig ſein ſollte, doch immer ſehr verdächtig gemacht) „nicht wahrgenommen haben!“ Allerdings wohl! und wer hat gezweifelt, daß Manche dies nicht wußten, dies nicht wahrgenommen hatten? Im Gegentheil: wer hätte es wohl der Mühe werth gehalten, davon zu reden, wenn es ſchon ganz allgemein bekannt geweſen wäre? Eben die vortreflichen Männer, die ihm vielleicht zu gutmüthig getrauet hatten, wollte man durch ſimple Darlegung der unleugbaren Fakta, und durch die natürlichſten Folgerungen daraus, aufmerkſam machen. — Freilich iſt ein ſolches gutes Zeugniß von einem unbeſcholtnen edlen Manne viel werth; nur, wir müſſen es wiederholen, es beweiſt hier nicht, was zu beweiſen war.

Wir ſagten kurz vorher: „wenn auch alles in den Antworten ſeine Richtigkeit hat.“ — Wohl Niemand wird uns zutrauen, daß wir, die wir nicht den geringſten Anlaß zum Mißtrauen gegen Herrn von Sacken haben können, ſein Zeugniß verdächtig machen wollten. Aber es giebt bei hiſtoriſchen Erzählungen eine zwiefache Richtigkeit: eine moraliſche, und eine logiſche. Zu der erſtern gehört Rechtſchaffenheit, und der Wille die Wahrheit zu ſagen: beides Eigenſchaften, die wir mit

Vergnügen an einem Manne anerkennen und ſchätzen, der öffentlich mit Nennung ſeines Namens zur Ablegung eines Zeugniſſes auftritt. Aber zur logiſchen Richtigkeit gehört, daß man ſich nicht durch einen Trugſchluß ſelbſt täuſche, als könne durch Zeugniß und Augenſchein etwas ausgemacht werden, was gar nicht in die Sinne fällt, ſondern bloß gefolgert wird *). Und einer ſolchen Täuſchung, eines Trugſchluſſes kann man den edelſten Mann zeihen, wenn ſeine eigenen Ausdrükke Veranlaſſung dazu geben. Herr von Sacken z. B. ſagt: „Daß Hr. St. mit Jeſuiten und katholiſchen Geiſtlichen in einiger Konnexion geſtanden, hätte mir unmöglich entgehn können, da ich ſogar von aller ſeiner „Korreſpondenz unterrichtet zu werden Gelegenheit gehabt.“ Dies iſt unrichtig geſagt, denn es iſt unmöglich es zu erweiſen. Wenn man auch 10,000 Briefe von einem Manne geſehn hat, ſo weiß man doch nie, ob man ſie auch alle ſah. Selbſt, wenn ein Mann ſein ganzes Leben hindurch ohne einen Augenblik Unterbrechung von Arguswächtern beobachtet ward; ſelbſt dann können dieſe Wächter im gültigen Zeugniß nicht ſagen: wir wiſſen oder wir haben geſehn, daß er dies nicht ſchrieb, jenes nicht that; ſondern bloß: wir wiſſen nicht, wir ſahn nicht, daß er es ſchrieb, daß er es that. Herr Stark könnte alſo, des unbeſcholtenſten Zeugniſſes ungeachtet, dennoch in „einiger Konnexion geſtanden“ haben, die H. von Sacken nicht kannte, und die, wenn ſie ſonſt wahrſcheinlich iſt, durch ein logiſch = unrichtiges Zeugniß nicht kann

*) Dahin gehören alle ſeinſollende Zeugniſſe für eine Negation. Ein ſolches Zeugniß in der Sache des Kempelnſchen Schachſpielers ward B. Monatsſchr. Dezembr. 1784, S. 509. entkräftet.

Digitized by Google

kann umgeſtoßen werden. Eben ſo hernach: „Ich „gebe Ihnen die Verſicherung, daß H. St. die „Geſpenſtergeſchichten ſo erzählt hat, als wenn er „ſie von Andern gehört hat“ (nicht als wäre er ſelbſt Augenzeuge davon geweſen). Er kann ſie 10,000mal an H. von Sacken und deſſen Freunde als von Hörenſagen erzählt haben; und dennoch ein, oder mehrmal, als ſei er Augenzeuge geweſen. So auch: „Ich verſichere Sie als ein Mann von „Ehre und Wahrheitsliebe, daß H. St. nie Gei„ſterzitaziones gebilligt, vielweniger daß er Magie, „ſchwarze oder weiße, jemanden gelehrt — haben „ſollte. Vielmehr hat er dergleichen Sachen je„derzeit gemißbilligt, z. B. die Prozeduren des „Schröpfers, den er immer gewiß verachtet hat.“ Wie viel Dinge ſind hier, die zum Theil ein einzelner Mann nicht wiſſen kann, und die zum Theil gar nicht in die Sinne fallen, ſondern bloß Schlüſſe aus der Abſtraktion eines Charakters ſind, und folglich keine durch Zeugniß erwieſene (oder zu erweiſende) Thatſachen können genannt werden! — — Wenn auch der ganze Streit mit H. Stark weiter nichts fruchtete, als nur die deutlichere Einſicht einiger logiſchen Regeln; ſo wäre er ſchon nicht unnütz geweſen.

Aber eine wichtige Bemerkung gewähret uns dieſer Briefwechſel noch. Der Ungenannte befragt Herrn von Sacken, als „einen ehrlichen Mann, „der Herrn Dr. Stark ſowohl als Freund, als wie „Maurer, lange und unter allen Kurländern am „genaueſten kennen ſoll.“ — Wie? auch als Maurer? Herr Stark hat ſich in Kurland, wo er von 1777 bis 1781 war, wirklich auch als Maurer bekannt gemacht? ... So wäre es ja doch nicht wahr, was er mit ſo greulichen und ſo wiederholten Schimpfwörtern zu bekräftigen ſucht:

daß ſeit 1777 er ſich mit der Maurerei gar nicht mehr befaſſet habe, ſie ihm völlig gleichgültig geweſen ſei? (B. Monatsſchr. 1788 April. S. 450 f. Mai, S. 528, f. Jun. S. 629.) H. Stark bitte doch alle ſeine Freunde und ſich ſelbſt, nichts mehr über ihn zu ſchreiben; denn durch jede Nachricht kommen immer neue Widerſprüche von ihm zum Vorſchein. — — Auffallend iſt es übrigens freilich, daß er nicht ſelbſt „Zeugniſſe ſeiner Freunde" für ſich beigebracht habe; ob aber, wie H. von Sacken meint, hieran bloß ſeine „wahre Diſkretion Urſache geweſen", läßt ſich bezweifeln, da wir aus ſeinen Schriften itzt ſeine Begriffe über diſkrete und feine Denkart uns abſtrahiren können. Auch könnte vielleicht Herr Stark nicht mit Unrecht ſich über ſeine Freunde in Kurland beklagen, daß ſie ihm erſt ſo ſpät mit ihren Atteſtaten zu Hülfe kommen.

Wir freuen uns, dieſen Uebergang, durch Herrn von Sacken, gefunden zu haben, um nicht plötzlich von jenem Starkianer und von dem ſeltſamen Oberhofprediger ſelbſt auf Herrn Hofrath und Leibarzt Zimmermann in Hannover zu kommen; obgleich er ſich leider jenen beiden Menſchen in etwas gleich ſtellt. Auch Er, der ſonſt von den, wie er ſich ausdrükte, „beiden ihm ſehr verehrungswerthen Herausgebern der Berlin. Monatsſchrift" (Januar 1788 S. 68) mit Achtung ſprach, geſellet ſich itzt zu denen, die ſeit einiger Zeit und zwar nicht eben auf die feinſte Art die Berl. Monatsſchr. und die Herausgeber derſelben angreifen; und da wir jener neuern Angriffe erwähnten, ſo müſſen wir auch des ſeinigen gedenken. Man kann zum voraus vermuthen, daß bei Erörterung der Gedanken eines ſolchen Schriftſtellers höchſt intereſſante Unterſuchungen vorfallen werden. Und ſo ergiebt ſich gleich Anfangs die Frage:

III.

Digitized by Google

III. Was heiſſt: infam? — — Ehemals glaubte man, daß die Begehung der abſcheulichſten Verbrechen nöthig ſei, um mit dieſem Prädikat jemand zu brandmarken. Diebſtahl, Raub, Betrug, Ehebruch, Veruntreuung des Anvertrauten, und einige andre Verbrechen *) machen, nach

 dem

*) Unter dieſen andern Verbrechen ſind einige Fälle, die den Herrn, welche ſo leicht mit dieſem häßlichen Worte umſpringen, Angſt machen könnten, daß ſie wohl ſelbſt gar von den Geſetzen gemeint ſein mögten. Sollte ein heftiger plumper Schimpfredner nichts in ſeinem Gewiſſen fühlen, wenn er lieſt, was L. 6. §. 1. C. de poſtul. (Cod. I, II, tit. 6.) allen Sachwaltern geſagt wird: Ante omnia autem univerſi advocati ita praebeant patrocinia, ut non ultra, quam litium poſcit utilitas, in licentiam conviciandi et maledicendi temeritatem prorumpant; agant, quod cauſa deſiderat, temperent ſe ab injuria. Nam ſi quis adeo procax fuerit, ut non ratione, ſed probris putet eſſe certandum, *opinionis ſuae imminutionem patietur*. Nec enim conniventia commodanda eſt, ut quisquam, negotio derelicto, in adverſarii ſui contumeliam aut palam pergat aut ſubdole. Iſt es doch, als hätten die guten Kaiſer Valentinian und Valens bei dieſer Schilderung vorausgeſehn, was ſpäter als 1420 Jahre nach ihnen geſchehen würde! — Was mag ferner ein Schriftſteller, der durch liſtige Wendungen ganz erdichteter weiſe ehrlichen Männern die verunglimpfende Beſchuldigung unpatriotiſcher Geſinnungen zuziehen will, was mag der denken, wenn er lieſt: daß eine ſolche vom Richter gerügte Unart einen Schandflek für den guten Namen zuzieht? L. 20 de his qui not. infam. (Pandect. III, 2): Ob haec verba ſententiae Praeſidis provinciae: *callido commento videris accuſationis inſtigator fuiſſe*, pudor oneratur. Und was L. 17. und 19 C. ex quib. cauſ. inf. irrog. (Cod. II, 12) gegen die Sykophanten geſagt iſt.

dem römiſchen und nach deutſchem Rechte, infam. Aber faſt nie bewirkt ſchon von ſelbſt die Begehung dieſe Strafe der Ehrloſigkeit, ſondern es muß der richterliche Spruch hinzukommen; ja ſelbſt die Verurtheilung wegen dieſer Punkte genügt noch nicht, ſondern es muß dem Verurtheilten durchaus böſer Wille (dolus) zur Laſt fallen. — Dergleichen Subtilitäten ſind aber itzt verhaßt. Will ein Schriftſteller für einen vornehmen Mann gelten, ſo ſchimpft er tüchtig. Neben ſeinen andern plötzlichen Standeserhöhungen, erhebt er ſich auch ſelbſt willkührlich auf den Richterſtuhl, iſt zugleich Partei und Richter, läßt ſtrenges Urtheil über ſeine Gegner ergehn, und läßt ihnen keine Entſchuldigungen von Irrthum, von Verſehn, von unverſchuldeter Unwiſſenheit zu Statten kommen. Strenge bricht er über ſie den Stab, führt ſie dann an alle Ekken herum (denn nicht nur den Richter, ſondern auch den Nachrichter macht er ſelbſt), und ruft über ſie die Worte ſeines Urtheilsſpruchs: infam, infam! aus. .... Und über wen ergeht denn ein ſolches hartes Gericht? Ei nun, über Leute, die gar nicht das thaten, worüber ſie angeklagt werden, die nur bloß nicht wußten, was Niemand weiß, und die in ihrer altfränkiſchen Einfalt glaubten: man müſſe erſt jede Partei hören, ehe man ſie verurtheile, und müſſe (um mit dem Sprichworte zu reden) auch ſelbſt dem Teufel ſein Recht widerfahren laſſen.

Dieſe Farce einer Verurtheilung zur Strafe der Infamie gab im vorigen Monate dem Publikum der Königl. Großbrittanniſche Hofrath und Leibarzt, auch Ritter des Kaiſerl. Ruſſiſchen Wlodimirordens, Herr (von) Zimmermann in Hannover. Er ließ einen offenen Fehdebrief gegen die Herausgeber der Berl. Monatsſchrift ergehn, den

er

er in mehrern Exemplaren weit und breit herum-ſchikte, ihn auch hernach in einigen allgemein geleſenen Zeitungen abdrukken ließ. Unſere Leſer müſſen ihn vor Augen haben, um die Sprache, die dieſer feine und vornehme Mann darin führt, möglich und glaublich zu finden. Hier iſt er.

„Eine ſchrekliche Geiſtesabweſenheit befiel im Monat Februar 1789 die Berliniſchen Monatſchriftſteller „Gedike und Bieſter!

„Eben in dem Augenblikke da das ſchändlichſte, „boshafteſte und giftigſte Pasquill, das jemals in die „Welt trat, des Herrn Grafen von Mirabeau Hiſtoire „ſecrete de la Cour de Berlin in Paris herauskommt, „und ſo ſchnell wie ein Bliz ſich durch ganz Europa „verbreitet; eben in dieſem Augenblicke, verfallen in „Berlin die Herren Gedike und Bieſter in dieſe Geiſtesabweſenheit! Aus Liebe für ihren treuen Mirabeau wollen ſie, auch jezt noch, wenigſtens ganz „Deutſchland bereden: ich ſey ein infamer und „ſchändlicher Verläumder — weil ich, in einer aus „den Papieren eines der würdigſten Staatsminiſter „Friedrichs des Großen gezogenen Schrift gegen Mirabeau, als höchſt wahrſcheinlich angab, was der „Preuſſiſche Hof für gewiß hält, der Graf von Mirabeau ſey der Verfaſſer der Noten und des Vorberichts zu der franzöſiſchen Ueberſezung der geheimen Briefe über die Preuſſiſche Staatsverwaltung.

„Wer ſchon infam iſt, und mich infam nennt, „ſchenket mir, wie ein berühmter Dichter ſagt, einen „Acker auf ſeinen Gütern.

„Schrecken und Entſetzen ergriff mich gleichwohl „für den armen Mirabeau, als ich ſeine Hiſtoire ſecrete de la Cour de Berlin las. Sie beſteht größtentheils in Briefen, die Er, als Spion, aus Braunſchweig, Dresden und Berlin, vom Monat Julius „1786 bis zum 19. Januar 1787, nach Verſailles ſchrieb. „Noch erinnere ich mir, wie wir einander den 19. Julius 1786 auf der Landſtraße zwiſchen Braunſchweig

Digitized by Google

„und Magdeburg vorbeyfuhren, und wie ich bald dar„auf in Hannover hörte, in welcher unrühmlichen Ab„ſicht er in Berlin ſey. Unmöglich kann Er jedoch, „wenn ſein Kopf ihm lieb iſt, dieſe ganz über alle Be„griffe boshaften und paſquillantiſchen Briefe ſelbſt ha„ben drucken laſſen! Aber, daß dieſer Liebling der „Berliniſchen Monatſchriftſteller, der talentvolle Graf „von Mirabeau, der Verfaſſer dieſes Paſquills iſt, „dieß ſieht man auf jeder Seite.

„Mit dem wahren und allgemein anerkannten Fran„zöſiſchen Edelmuth ward, in ganz Paris, dieſes Werk „der Finſterniß durch den Stempel der allgemeinſten „Verachtung gebrandmarkt. Der zur höchſten Indig„nation gereizte König von Frankreich bezeugte ſeine „Misbilligung aller dieſer Läſterungen auf die ehren„volleſte und feierlichſte Art. Das Parlement in Paris „ließ dieſes Paſquill, in eben dem Monat, öffentlich „zerreiſſen, und durch die Hand des Scharfrichters „verbrennen, in welchem die Herren Bedike und Bie„ſter in Berlin, öffentlich, eben ſo ſchalkhaft als hä„miſch ihre Freude darüber bezeugten: daß nunmehr „Graf Mirabeau völlig von dem Verdachte gerei„nigt ſey; als könnte Er ſeine groſſen Talente zu „der Schändlichkeit eines verachtungswürdigen „Paſquills erniedrigen und misbrauchen.

„Hannover den 27. Februar 1789.

„Zimmermann."

Die Anklage, oder vielmehr das Urtheil, iſt hart; es fragt ſich alſo: iſt es auch gerecht? Es fragt ſich: was haben wir gethan? und wann haben wir es gethan?

Erſtlich: **Was haben wir gethan?** — Herr Hofrath Zimmermann ſagt: „wir wollten wenig„ſtens ganz Deutſchland" (ſoll heißen: unſere Leſer) „bereden: Er ſei ein infamer und ſchändlicher Ver„läumder." — Wir müſſen hierauf antworten: Das haben wir nie gethan, und nie gewollt! Wir haben dieſe Worte nicht gebraucht; auch der Ein-

ſender

ſender jenes Aufſatzes im Februarſtükke (S. 168, f.) aus Br — g (Braunſchweig) hat dies nicht geſagt; ja endlich auch Graf Mirabeau hat in dem dort abgedrukten Briefe es nicht einmal gethan. Es thut uns leid, daß wir einen edlen Ritter einer dreifachen Unwahrheit zeihen müſſen; aber, rechtmäßige Selbſtvertheidigung geht vor aller Höflichkeit. Der Herr Hofrath beſchuldigt uns falſch; jeder Leſer ſchlage das Februarſtük nach, und entſcheide!

So iſt die Sache. Graf Mirabeau ſchreibt aus Paris: Es ſei eine infame und ſchändliche Verläumdung, daß er die Noten und den Vorbericht zu jenem (berüchtigten und izt in die verdiente Vergeſſenheit geſunkenen) Pasquill geſchrieben habe. Er erklärt ſich gegen die Verläumdung im Allgemeinen, nennt aber keinen Verläumder. Hat er hierbei an den Hrn. Hofrath Z. gedacht? Das wiſſen wir nicht; Hr. Z. der ſo viel geheimes weiß, wird freilich auch des Grafen M. Gedanken hierüber wohl kennen. Des Herrn Hofraths lehrreiche Schrift („Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Gr. v. M.“) iſt, zufolge der Vorrede, erſt vom 11 Sept. 1788; und Mirabeau's Brief ſchon vom 8 Novemb. Indeß, da, wie billig, des H. Z. Schriften ſogleich durch ganz Europa fliegen, ſo konnte Gr. M. auch ſchon darauf Rükſicht nehmen. Genug, er ſagt es doch nicht; und es muß erlaubt ſein, dieſe Deutung nicht zu machen; wir durften alſo dieſe allgemein abgefaßte Erklärung drukken laſſen, ohne Jemandes Ehre zu nahe zu treten. Wir durften es, ſo wie auch die Herausgeber andrer Journale es durften und es thaten. Oder iſt etwa gegen den Grafen M. alles erlaubt; und gegen den Hofr. Z. nichts, auch nicht einmal, was nur gegen ihn gedeutet werden kann?

Es

Es wäre ſehr gut, wenn der Hr. Hofrath dies gerade und dreiſt heraus ſagte, damit man wiſſe, aus welchen Prinzipien er diſputirt. — Doch weiter. Dieſen Brief des Grafen M. nun ſchikt ſein Freund — der edle Mann ſcheut die Nennung ſeines Namens nicht — der Herr Ingeniörmajor Mauvillon in Braunſchweig ſchikt dieſen Brief, mit einem kleinen Zuſatze, zur Bekanntmachung an die Herausgeber der Jenaiſchen Allgemeinen Litteraturzeitung und der Berl. Monatsſchrift; und er wird dort (Intelligenzblatt Dezemb. 1788, Nr. 66 S. 556) und hier gedrukt. Und was enthält des Hrn Majors Zuſatz (man. ſ. Februar, S. 169, f.)? Er, der Freund, erklärt: „Er für ſeine Perſon „habe nicht die geringſte Urſache, an der Wahrheit „der Ausſage des Gr. M. zu zweifeln.“ Und dennoch ſpricht er nicht entſcheidend, geſchweige heftig oder leidenſchaftlich. Er wendet die Sache dennoch vielmehr zu einem Zweifel: weil „auf der andern „Seite Hr. Hofr. Zimmermann ſteht, dem man „doch auch wohl nicht zutrauen kann, daß er ſelbſt „den ihm verhaßteſten Menſchen ohne Grund verläumden wolle.“ So läßt er es problematiſch, und ſchließt mit dem ſehr richtigen Dilemma: „Iſt „Gr. M. unſchuldig, ſo iſt es Pflicht eines Jeden, „zu ſeiner Rechtfertigung beizutragen; iſt er aber „ſchuldig, und dieſe ſeine feierliche Abläugnung unwahr, ſo verdient er allgemeine Verachtung u.ſ.w.“ Kann man unparteiiſcher ſein? Giebt es eine beſonnenere, billigere, und für den Herrn Hofrath nachahmungswürdigere, Denkart und Sprache?... Und das ſollten wir, aus Furcht vor dem Deſpotenurtheile des Herrn Z. nicht abdrükken laſſen! — Wir endlich ſelbſt fügen auch eine Anmerkung hinzu, die wir uns ſchuldig zu ſein glaubten, weil wir im nehmlichen Stük eine trefliche Stelle (Hr.

Z. ſelbſt wird ihren Werth nicht verkennen) aus Mirabeau's größerem Werke überſetzt geliefert hatten. In dieſer Anmerkung wird natürlich des Hrn. Z. gar nicht gedacht; wir „freuen uns bloß, die „poſitive Erklärung des Gr. M. über dieſen Punkt „zu ſehen.“ Oder freut ſich etwa der menſchenfreundliche Hr. Z. nicht, wenn er von einem auch für höchſt ſchlecht gehaltenen Menſchen etwas erfährt, wodurch doch Eine Thorheit deſſelben verſchwindet, Ein Vergehen deſſelben weggeräumt wird, kurz weshalb Er nun weniger ſchlecht von jenem Menſchen denken muß? Wir ſagen: „Gr. „M. ſcheine ſich durch dieſe Erklärung von dem „Verdachte völlig gereinigt zu haben“; nicht aber, wie Hr. Z. (hoffentlich nur aus Verſehn) uns ſagen läßt: „Gr. M. ſei nunmehr völlig gereinigt.“ Es kann ſein, daß Gr. M. demungeachtet der Verfaſſer iſt; denn eine Unwahrheit iſt leider, wie wir oben geſehen haben, ſelbſt bei vornehmen Leuten möglich. Nur bedarf es dazu doch erſt eines Beweiſes; und bloß der Umſtand, daß jemand zur Bosheit und zum Pasquillſchreiben geneigt iſt, reicht nicht hin, um ihn auch für einen förmlichen Lügner zu halten: zumal, wenn derſelbe Mann bisher dreiſt genug war, ſich ſelbſt öffentlich zu ſehr harten und beleidigenden Schriften zu bekennen. Der Menſchenkenner Zimmermann weiß es ja ſehr wohl, daß nicht alle Laſter in Einem Menſchen wohnen. Genug, des Gr. M. Erklärung ſcheint ihn zu rechtfertigen; und um ihn dennoch zu verdammen, bedarf es mehr als einer bloßen Vermuthung des Herrn Zimmermann. Für uns reichte ſie wenigſtens hin, um fürs erſte, bis auf nähern Beweis, ihn wenigſtens für halb- für ſcheinbargerechtfertigt zu halten.

Ei

So iſt es mit unſerm Abdruk der Erklärung des Gr. M. beſchaffen. Herr Z. ſagt indeſſen: wir wollten die Leute bereden, er ſei ein infamer Verläumder; ja er fügt nun ſogar hinzu, als wenn er eine Theorie über die Infamie ſchriebe: „Wer ſchon „infam iſt, und mich infam nennt, ſchenket mir „u. ſ. w.‘ … Es iſt abſcheulich, Jemanden zu beſchuldigen, als habe er einen entehrenden Ausdruk gebraucht, den er nicht gebraucht hat; aber wie ſoll man eine ſo kindiſche und hier ſo unſtatthafte Retorſion des entehrenden Ausdruks nennen? wie es nennen, wenn Jemand von ehrlichen Männern jenes ſchändliche Wort gebraucht, welches wir nicht für ſo zierlich halten, um es ſo oft wie der Hr. Hofrath zu wiederholen? — Wir berufen uns hier auf das Gefühl aller beſſern Menſchen, und ſchweigen, und überlaſſen es dem Herrn Hofrath ſelbſt, wenn ſeine nur von ihm ſelbſt erregte Hitze einſt abgekühlt iſt, ſein Betragen zu würdigen.

Oder wie? ſollte dieſes nicht auf uns, ſondern auf den Gr. Mirabeau gehn? Glaubt Hr. Z von dem ſo genannt zu ſein, und ihn ſelbſt mit Recht ſo nennen zu können? — Unmöglich! die Worte ſind gar zu beſtimmt. „Die Herren Gedike „und Bieſter wollen die Welt bereden: ich ſei „ein….., weil ich u. ſ. w. (Und nun) Wer „ſchon …. iſt, und mich …. nennt, ſchenket mir „u. ſ. w.“ Nach allen Regeln der Worterklärung kann dies nur auf uns gehen. Da wir nicht, wie Hr. Z. die Gedanken errathen können, ſo müſſen wir uns an ſeinen vor uns liegenden klaren Ausdruk halten. Auch wäre es ja eine Beleidigung gegen einen ſo berühmten, ſo viel und ſo gern ſchreibenden, und ſich der Kraft ſeines Styls ſo ſehr freuenden Schriftſteller, es wäre eine Beleidigung: anzunehmen, als verſtieße er ſo ſehr gegen alle

alle grammatiſche und logiſche Regeln der Schreib=
art, als ſei ſein Ausdruk ſo unbeſtimmt, ſo falſch,
ſo ſchief. Die Lächerlichkeit wäre zu groß, daß die
Urtheilsworte ſo deutlich=hart und beſtimmt wä=
ren, der Verurtheilte ſelbſt aber ſo unbeſtimmt
angegeben würde! Nein, Hr. Z. muß ſich erſt
ſelbſt für einen ſchlechten Schriftſteller erklären,
ehe man das Recht hat, ſolche Fehler bei ihm zu
vermuthen.

Auch gewönnen wir wenig dabei, wenn etwa
dieſer harte Ausdruk, durch eine gezwungene Er=
klärung, von uns abgewälzt würde; denn ſein
Fehdebrief ſagt wohl noch härtere Dinge von uns.
Nur auf uns, auf uns iſt — er ſelbſt mag wiſſen,
warum — ſeine ganze Heftigkeit gerichtet; nicht
auf die Sache ſelbſt, nicht auf den Grafen Mira=
beau. Er nimmt keine Notiz davon, daß auch in
der Litteraturzeitung jene Erklärung gedrukt ſtand;
nur wir haben Unrecht, ſie faſt zwei Monate ſpä=
ter gleichfalls zu liefern. Für „den armen Mira=
beau ergreift ihn doch noch mitleidiges Schrekken
und Entſezen"; und er gedenket mit Theilnahme
der wichtigen und intereſſanten Begebenheit, „wie
„ſie ſich einander den 19 Julius 1786 auf der Land=
„ſtraße zwiſchen Braunſchweig und Magdeburg
„vorbeifuhren"; nur gegen uns iſt ſein Herz ganz
verhärtet, von uns erinnert er ſich nichts, uns
giebt er dem übelſten Schikſale Preis. Er — und
hierdurch wird des Herrn Hofraths Betragen frei=
lich etwas mehr als bloß lächerlich — er giebt
manche bedeutende Winke, um uns als unpatrioti=
ſche Bürger, als gegen unſre Regierung verſtoßend,
darzuſtellen. Handelten ſo nicht die Sykophan=
ten? müßte hier nicht der Richter zu ihm ſagen:
Callido commento videris accuſationis inſtigator
fuiſſe?... Wir wollen ſehn. Nachdem er den

Gr.

Sr. M. als Spion und Paſquillanten unſers Hofes vorgeſtellt, erlaubt er es ſich, eine freundſchaftliche Verbindung zwiſchen M. und uns anzugeben. „Aus Liebe für ihren treuen M. wollen ſie u. ſ. w. „Der talentvolle Graf von M., dieſer Liebling „der Berl. Monatsſchriftſteller u. ſ. w.“ — So wie man oben bei jenen plumpen Ausdrükken fragen mogte: Woher dieſe Heftigkeit? ſo mögte man hier bei dieſen gehäſſigen Winken fragen: woher dieſe Erbitterung? Zur Sache gehört doch beides nicht; will er ſich etwa durch beides dem Oberhofprediger Stark gleichſtellen? Geſetzt, unſer Komplot ſei auch wahr; wie kömmt denn gerade der Herr Hofrath Z. dazu, es der Welt und unſrer Obrigkeit zu denunziiren? Seitdem Er bekanntlich die Preuſſiſche Monarchie in Schutz genommen hat, will er doch auch nicht den Staatsfiſkal machen? — Doch wir wollen ſehn, was an ſeiner Beſchuldigung wahr iſt.

Bei uns ward 1) gedrukt (Jul. 1788, S. 56): „Graf Mirabeau ſchreibe oft aus Parteilichkeit „und aus Luſt zu Paradoxieen.“ Welches uns einen ziemlich heftigen Aufſatz von einem ſeiner Freunde (Novemb. S. 459, f.) zuzog. Das ſieht doch eben nicht nach treuer Liebe aus? — 2) Am ausführlichſten urtheilten wir über den Grafen, als wir (Febr. 1789, S. 127 f.) ſeine allgemeinen politiſchen Betrachtungen über den Preuſſiſchen Staat lieferten. Wir rügen da „die vielen und großen Unvollkommenheiten, theils in unrichtigen Angaben, theils in falſchen Urtheilen und Räſonnements; ſeinen excentriſchen, oft enthuſiaſtiſchen und wildbrauſenden Kopf; ſeine unüberlegten, und nur zu oft auf Mißverſtändniſſen oder falſchen Nachrichten beruhenden Aeußerungen.“ Iſt das übertriebne Liebe? ſind das Zeichen eines treuen Bundes?

des? Lobt Herr Z. etwa ſo ſeine Freunde und Lieblinge? — Aber freilich (oder darf man etwa in der Litteratur nicht mehr gerecht und unpar⸗teilich ſein?) freilich erkannten wir auch das Gute ſeines großen Werkes; wir hielten es wichtig, eben eines ſolchen Verfaſſers Urtheil über unſern Staat und deſſen itzigen Beherrſcher bekannt zu machen; und wir glauben noch immer, daß dieſe ſo wahre als beredte Stelle von keinem Anhänger wahrer deutſcher Freiheit, d. h. von keinem Anhänger des Hauſes Preußen, ohne inniges Mitgefühl und ohne rührende Ueberzeugung kann geleſen wer⸗den. — Und endlich 3) machten wir (Februar, S. 168, f.) des Gr. M. Abläugnung der Ueber⸗ſetzung der Geheimen Briefe bekannt. Dies iſt alles, was wir je über Gr. M. geredet haben. Und was war denn an dieſem letztern unrechtes? Zwar ſagt Hr. Z.: „Daß M. der Verfaſſer ſei, halte der Preuſſiſche Hof für gewiß.“ Allein hier⸗auf antworten wir zweierlei. Erſtlich: iſt in einem ſo unbedeutenden und bloß litterariſchen Streit dieſe hohe Berufung ſehr unſchiklich angebracht, da unter uns der Streit ja bloß nach den Gründen der Wahrſcheinlichkeit geführt werden darf. Und dann glauben wir, und ſagen es zum Beweiſe unſrer wahren Ehrfurcht gegen unſern Hof, wir glauben: daß Hr. Hofrath Zimmermann nicht weiß, was der Preuſſiſche Hof über irgend einen Gegenſtand für gewiß hält. Der Preuſſiſche Hof wird Seine Geſinnungen über Bücher und Menſchen nie durch das Organ des Hrn. Z. der Welt kund thun. — Am Ende kömmt es ja immer auch nur auf die Sache, und nicht auf die Perſon, an. Ge⸗gen die Sache aber, gegen das Buch ſelbſt, erklä⸗ren wir uns aufs ſtärkſte: „bis zu der Schändlich⸗„keit eines ſo verachtungswürdigen Pasquills er⸗

 „nie⸗

„niedrigen“... Nun hat Gr. M. entweder das Buch geſchrieben, oder nicht. Hat er es geſchrieben, ſo trift ihn unſer harter Vorwurf; und was will man dann mehr? Iſt er aber unſchuldig; was will dann vollends Hr. Z. von uns?

Aber wir haben den Gr. M. einen talentvollen Schriftſteller genannt; und das ſollten wir nicht. Uns dünkt doch, ſo ſehr dies Beiwort auch Hrn. Z. mißfallen hat, ſo mögte es doch wohl richtig ſein. Wenn Einſicht, Kenntniſſe, Kraft der Darſtellung, Talente heißen können, ſo iſt Gr. M. gewiß ein talentvoller Mann. Da der Herr Hofrath ſich in ähnlichen Gegenſtänden verſucht hat, ſo kann man ſie einigermaßen vergleichen: Des Gr. M. Einſicht in Finanz- und Staatsſachen mögte ſich doch ſelbſt gegen des Hrn. Z. Kenntniſſe in dieſen Fächern noch zeigen dürfen; Mirabeaus Charakterſchilderung Friedrichs des Großen, und ſeine Lobrede auf den Preuſſiſchen Staat kann faſt für eben ſo intereſſant gelten, als des Herrn Leibarztes zwei lehrreiche Bücher; und in dem Talent, worin ſich der leztere ſeit einiger Zeit ſehr zu üben ſcheint, in dem Talente zu ſchimpfen, mögte Gr. Mirabeau ihn wohl ſogar noch übertreffen.

Was iſt alſo an allen dieſen Beſchuldigungen, was uns eigentlich träfe? Nichts, gar nichts! — Aber, nun kömmt noch eine neue Beſchuldigung des Hrn. Zimmermann; nun muß man noch

Zweitens, zufolge ſeiner Anklage, fragen: Wann haben wir den Grafen M. — nicht gelobt, denn das thaten wir nie uneingeſchränkt; ſondern: wann haben wir über ihn geredet, wann Stellen aus ſeinen Schriften abgedrukt?... Seltſam genug, daß es nun nicht mehr auf die Sachen, ſondern theils auf die Perſon, theils auf die Umſtände, ſogar der Zeit, ankommen ſoll! Philoſophiſch

ſcheint

ſcheint dieſe Art zu argumentiren nicht zu ſein. Aber vielleicht iſt ſie um deſto politiſcher; denn, man weiß, Hr. Z. wirft ſich ſeit einiger Zeit ſehr in die Politik, und verſäumt faſt ſeine alte Freundinn, die Philoſophie etwas darüber. Er ſagt alſo: „Eben in dem Augenblikke, da das ſchändlichſte „boshafteſte und giftigſte Pasquill, das jemals in „die Welt trat, des Hrn. Grafen von Mirabeau „Hiſtoire ſecrete de la Cour de Berlin in Paris „herauskömmt und ſo ſchnell wie ein Bliz ſich „durch ganz Europa verbreitet; eben in dieſem „Augenblikke verfallen in Berlin die Herren G. „und B. u. ſ. w." „Aus Liebe für ihren treuen „M. wollen ſie, auch izt noch, u. ſ. w" Er erzählt, wie der König von Frankreich ſeine Mißbilligung bezeugte, wie das Parlement in Paris dies Pasquill öffentlich zerreißen und verbrennen ließ; und wie dies alles „in eben dem Monat" geſchah, „in welchem" (gleichſam zum Troze) „die „Herren G. und B. in Berlin öffentlich, eben ſo „ſchalkhaft als hämiſch, ihre Freude darüber bezeugten, daß — u. ſ. w.

Man erlaube uns eine Anmerkung, ehe wir zu den beiden Hauptfragen, die ſich hier ergeben, kommen. — Die Anmerkung iſt dieſe. Sollte es wohl ganz ſchiklich ſein, jenes neuen Pasquills auf eine ſolche Art, ohne Noth und Veranlaſſung, zu erwähnen? Wie, wenn man des Herrn Z. Sprache parodirte, und von ihm ſagte: „In eben dem Augenblik, da jenes ſchändliche Pasquill in Paris herauskömmt, und ſich nicht ſogleich durch ganz Europa verbreitet (denn wenigſtens war es noch nicht in Berlin, als des Herrn Z. Fehdebrief hier ſchon zirkulirte); eben in dieſem Augenblik verkündigt, wenigſtens in Deutſchland, Hr. Zimmermann dieſes Pasquill, und macht ſeine Leſer

darauf neugierig!“ — Wir wenigſtens (ohne von Politik, und von den Geſinnungen der Höfe etwas zu wiſſen) halten es für ſittſamer, für anſtändiger, für ehrfurchtsvoller, gewiſſer Dinge lieber gar nicht zu erwähnen, als durch unnöthiges Lärmgeſchrei ſie erſt recht bekannt, oder wenigſtens noch bekannter, zu machen. Es giebt Schriften, die ſo niedrig-unanſtändig und ſo häßlich-ſchmutzig ſind, daß, wer dieſes Pech angreift, ſich damit beſudelt. Es giebt andere, die ihres pasquillantiſchen Inhalts wegen ſogleich von jeder guten Polizei unterdrükt werden; eine Zeitlang werden ſie zwar heimlich fortgeleſen: aber bald ſinken ſie in Verachtung und Vergeſſenheit. Warum ſoll man ſie durch Anzeigen und Widerlegungen empor halten? Und wie kann man endlich ſchiklicherweiſe von ſich ſelbſt erzählen, etwas geleſen zu haben, was eine gute Polizei zu leſen verbietet? wie kann man es dem, welchem man zu gefallen ſucht, ſelbſt ins Geſicht erzählen? — Nach dieſen Grundſätzen haben wir immer verfahren; und werden ihnen auch in der Folge getreu bleiben, obgleich wir itzt vernehmen, daß manche ein anderes von uns erwarten *).

Nun

*) Hr. D. Semler ſchrieb — mit der Erlaubniß, es drukken zu laſſen — vor einiger Zeit an einen der Herausgeber: „Es wünſchen mehrere patriotiſche Unterthanen des Königs, daß Sie zuweilen „in der Monatsſchrift das Mißfallen laut anzeigten, welches gute Unterthanen ganz gewiß an „manchen rohen Schriften haben müſſen, wie z. B. „an —“ (wir mögen den Titel der verächtlichen Scharteke nicht einmal herſetzen.) „Ein ehrlicher „Verwalter hat neulich dem Verfaſſer derſelben „die Strafe diktirt, 2 Stunden auf dem Eſel zu „reiten; und es kann doch wirklich zur Geſchichte

der

Nun die beiden Hauptfragen. 1) Geſezt, Hr. Z. that wohl, dieſes neuen Pasquills ſofort zu erwähnen; geſezt er hatte Fug und Recht, noch ſtrenger als das richtende Parlement zu ſein, und geradezu und öffentlich den Grafen M. als den Verfaſſer dieſes Pasquills zu nennen; — iſt es denn ſo ausgemacht, daß es höchſt unrecht ja ſtrafbar iſt, den Grafen M. wegen einer andern Sache günſtiger zu erwähnen, in dem Augenblikke wo er jenes ſchändliche Pasquill herausgab? ... Dies ſcheint doch faſt nicht. Man kann ja von einem Menſchen in mehrerer Rükſicht reden; man kann die Perſonalitäten eines Schriftſtellers vergeſſen, und ſein allgemeines Räſonnement in einem

 ganz

„der Aufklärung in unſern Landen gehören, dieſes „zu erzählen. Ueberhaupt könnten Sie auf dieſe „Art patriotiſche Wohlthäter werden; und dem „Könige Selbſt müßte dieſer Eifer wohl gefal„len.“ — Wir danken dem gelehrten Manne für ſeinen freundſchaftlichen Rath; aber, ſo ſehr wir auch jeden patriotiſchen Eifer, und ſicherlich ohne Rükſicht auf Belohnung, uns zur Ehre rechnen, ſo ſehen wir doch nicht recht ein, wie wir dieſen Rath gut befolgen könnten. Ohne zu wiederholen, was oben im Text geſagt iſt, wollen wir nur bemerken: wie höchſt ſeltſam es wäre, ſolche Schmähſchriften zu zergliedern, und bei jeder unanſtändigen Läſterung zu zeigen, wie falſch und boshaft ſie iſt. Schon das Erwähnen, das Wiederholen dieſer Läſterungen iſt unanſtändig; und alle Widerlegung derſelben iſt gleich unſchiklich und unnöthig. Nur Verachtung gebühret den verächtlichen Schriften und ihren Verfaſſern; wir kennen keine andere Waffen dagegen: und die Begrabung dieſer Scharteken in Stillſchweigen und Vergeſſenheit iſt das einzige Mittel, ihre verpeſtende Verbreitung zu hemmen.

Digitized by Google

ganz andern Buche bündig finden. Und endlich folgt doch durch keine Logik: daß, wer die Hiſtoire ſecrete geſchrieben hat, auch jene ſtreitige Ueberſetzung verfaßt habe. — Aber 2) hatte Mirabeau denn damals die Hiſtoire ſecrete geſchrieben? Hr. Z. ſagt es freilich; aber auch hier wieder müſſen wir den Ritter einer Unwahrheit zeihen. Nicht in dem Augenblik, als jenes Pasquill in die Welt trat, ſchrieben wir, was (Gott weiß, warum) dem Herrn Hofrath ſo ſehr misfiel; nicht in dem Monat. Herr Major von Mauvillon ſchrieb ſeinen Aufſatz, wie das Datum beſagt, d. 1. Dezemb. 1788. Wir ſchrieben unſre Anmerkung im Jänner 1789. Denn dies Februarſtük erſchien, wie immer die Stükke unſrer Monatsſchrift, im Anfang des Monats; d. 3. Februar, den erſten Zeitungstag hieſelbſt, war es in der Zeitung angezeigt. Damals konnte noch kein Menſch von Mirabeau's neuer Schrift in Deutſchland etwas wiſſen; ſelbſt Hr. Hofrath Z. nicht, werde er auch noch ſo gut mit Politik und mit Pasquillen bedient. Die erſte Nachricht von der Hiſtoire ſecrete ſtand in der Hamburger Zeitung vom 10. Febr., die erſt am 12. Febr. hier in Berlin ankam. — Wie jämmerlich, daß man über ſolche Dinge mit einem ſonſt vernünftigen Manne, ſo weitläuftig rechten muß! Aber wir müſſen ja wohl dieſer Fakta erwähnen, deren Wahrheit nun jeder prüfen und beurtheilen kann, um ſelbſt zu ſehn, ob der Februar mit dem Dezember und Jänner Eins iſt. Was bleibt nun aber von Hrn. Z. Behauptungen übrig? Das hat er uns doch wohl nicht vorwerfen wollen, daß wir nicht vorausſehen konnten, was M. künftig für ein Buch ſchreiben würde! Nein, er ſagt es auch geradezu: ſchon als M. es geſchrieben hatte, in dem Augenblik, als alle Welt

es

Digitized by Google

es verachtete und brandmarkte, damals noch, als er ſich ſchändlich gegen unſern Hof betrug, damals hätten wir ihn hämiſcherweiſe (o der ſchändlichen Beſchuldigung!) in Schutz genommen. — Wir nahmen ihn nie in Schutz, wir machten nur ſeine eigene Schutzrede bekannt; und ſeitdem er ſich als Pasquillant zeigte, haben wir ſeiner nicht erwähnt. Alles alſo was Hr. Z. hierüber ſagt — wir müſſen es wiederholen — iſt, wie man geſehen hat, durchaus **unwahr**!

Wir können demnach mit dem beſten Gewiſſen, und mit Aufrufung jedes verſtändigen Leſers, ſagen: wir haben bei dem was wir thaten, nicht mit ſchreklicher Geiſtesabweſenheit, nicht ſchalkhaft, nicht hämiſch verfahren. Wie aber verfuhr Hr. Hofrath Zimmermann bei dem was Er that? Schalkhaft wohl eben nicht; ob aber nicht mit Geiſtesabweſenheit? ob nicht hämiſch? ... Oder iſt es bloß, was Friedrich der Große von ihm ſchrieb: Le Medecin d'Hannovre *a voulu ſe faire valoir*?

Berlin, d. 30. März 1789.

Gedike, Bieſter.

7.

Horazens Weiſſagung.

Poeten ſind — Propheten. Daher war es kein Wunder, daß vor einiger Zeit ein ſcharfſichtiger Mann im Boileau eine Weiſſagung auf einen berühmten Schriftſteller unſrer Zeit fand. Boileau ſagt von ſeinem Zeitgenoſſen Charpentier:

Il mêle en ſe vantant ſoi-même à tout propos
Les louanges d'un fat à celles d'un héros.

Und dis wollten nun die witzigen Köpfe als Weiſſagung auf den deutſchen Charpentier unſrer Zeit deuten.

deuten. Ob ſie dazu Grund hatten, weiß ich nicht. Faſt ſollte ich es nicht glauben. Auf jeden Fall wäre die Weiſſagung doch immer noch etwas neu. Aber wie, wenn gar ſchon der alte Horaz von eben dieſem Mann geweiſſagt hätte. Man höre nur (Ars poet. 453 ſq.):

Aut mala te ſcabies, aut *morbus regius* urget,
Aut *fanaticus error*, et — *iracunda Diana.*

Und giebt es wol eine ärgere mala ſcabies als Eitelkeit, Ruhmſucht, Hochmuth und Rechthaberei? Selbſt der **Merkurius** *), verſüßt und nicht verſüßt,

*) Hierbei fällt mir ein, daß der deutſche **Merkur**, oder vielmehr wie der Herr Ritter ſich ausdrükt, „der Götterbote **Wieland** ſelbſt“ ebenfalls vor kurzem das Unglük oder — Glük hatte, was itzt die Berliniſche Diana hat — bei dem Herrn Ritter eine vielleicht für ihn wohlthätige Ausleerung der Galle zu befördern, obwohl dies gewiß nicht die Abſicht bei den ihm verordneten **Merkurial**pillen war. Man höre Wundershalben, wie der Herr Ritter ſelbſt (Ueber die Einſamkeit. Dritter Theil, S. 431) die Wirkung derſelben beſchreibt: „Mein lieber, alter, guter, und unvergeßlicher „Freund, der Herr Hofrath **Wieland**, denkt im „Herzen nicht alles was er ſchreibt. Zuweilen „hängt er bekanntlich“ [was dem Herrn Ritter nicht alles bekannt iſt!] „auch wohl den Mantel „nach dem Winde. Daß ſich alſo dieſer liebe Ehrenmann aus Staatsklugheit in ſeinem **Merkur** „ein klein wenig h ä m i ſ ch gegen mich und die „zwei erſten Theile meines Buches über die Ein„ſamkeit erklärt hat, verzeihe ich ihm; denn kurz „vorher hielt der Weltüberwinder Obereit ſeinen „Einzug in Weimar!“ Man ſieht, der Herr Leibarzt bleibt ſich doch überall gleich, ſowohl in der Noſologie als Aetiologie oder Lehre von den Urſachen

ſüßt, ſublimirt und präcipitirt, ſo wirkſam er ſonſt

Cc 5 gegen

ſachen der von ihm, dem armen kranken Ritter, ſeinen geſunden Patienten angedichteten Krankheiten. Es iſt ihm auch, wie man ſieht, gar nichts neues, diejenigen, die er ſeine Freunde nennt, auch zugleich hämiſch zu nennen, ſo wie er (ſ. oben S. 382) daſſelbe Prädikat den „ihm ſonſt verehrungswerthen Herausgebern der Berlin. Monatsſchrift“ beilegt. Darf man ſich darüber wundern? Er giebt uns ja ſelbſt zu dieſem geheimen Schrank ſeines Herzens in eben dieſem Buch über die Einſamkeit (Th. 3. S. 453 f. f.) den nöthigen Schlüſſel. „Einſamkeit, ſagt er, ſetzet alles an ſeinen gehörigen Platz“ [Alſo auch die Wörter: hämiſch und infam] „Da freut man ſich, daß man denken darf, und ſo vielen Menſchen um ſich her „dadurch mißfällt. Sehr oft iſt dieſes allgemeine „Mißfallen ein beneidenswerthes Glük. — „Welcher Denker“ [wie der Herr Ritter bekanntlich in ſehr hohem Grade iſt] „wünſcht nicht, „recht ſehr vielen Menſchen zu mißfallen. Es „wäre ja ein wahrer Fluch für den, der in der „Stille etwas Gutes wirken könnte“ [z. B. verläumden, verläſtern, ſchimpfen u. ſ. w.] „wenn „man ihn allgemein liebte. Geſteht es nur, es „ſtekt doch etwas Großes in dem vornehmen „Mann dort“ [in Hannover?] „gegen den ihr „alle ſchreit, gegen den jeder von Euch einen Stein „aufhebt“ [vornehmlich ſolche Steine, die er ſelbſt „der evolſis truncis Enceladus *jaculator audax* (Horat. od. III, 4) geworfen]. Nun ja, ich will ja gern geſtehen, daß etwas Großes in dem vornehmen Mann ſtekt, der alles, was nicht ſo vornehm wie er ſelbſt iſt, für infam erklärt. Ich will ihm ja gern das beneidenswerthe Glük des allgemeinen Misfallens in vollem Maaß gönnen und wünſchen, ob wol man dazu durch irgend eine mala ſcabies ſehr leicht kommen kann, ſo wie er

denn

gegen die Krätze ſein ſoll *), iſt doch hier umſonſt; eben ſo unwirkſam als der Löwenzahn gegen die Gelbſucht (morbus regius) der Seele, ſo gute Dien-

denn auch ſchon durch ſein bekanntes Buch vom morbo regio, d. i. durch die gelbſüchtige Beſchreibung ſeiner Unterredungen mit Friedrich dem Großen zu dieſem beneidenswerthen Glük des allgemeinen Misfallens gelangt iſt.

*) Unſer (medicinisches Handbuch S. 110. f.) empfielt gegen die Krätze unter andern verſüßten Merkurius, und führt überhaupt mehr Autoritäten zur Empfehlung der Merkurialmittel gegen dieſe Krankheit an. Auch Selle (Medicina clinica S 260) empfielt weißes Quekſilberpräcipitat. Uebrigens iſt mir die Definition der Krätze, die ich in dem eben angeführten Selliſchen Werke (S. 259) gefunden, merkwürdig geweſen. „Die Krätze, heißt es, beſteht aus einzelnen beſonders zur Nachtzeit jukkenden Geſchwüren.“ Mir fiel dabei nur ein, daß der Herr Leibarzt ſeine Bücher und Pamphlets höchſt wahrſcheinlich nicht bei Tage, da er wol ſchwerlich die Zeit dazu haben mögte, ſondern wol beſonders zur Nachtzeit ſchreiben mag. Ob aber ſeine Scabies eine ſicca oder humida ſein mag, kann ich, der ich nicht per diſtans zu kuriren verſtehe, nicht recht beurtheilen. Der Herr Leibarzt mag es mir übrigens nicht übel nehmen, daß ich in dieſem Aufſatz etwas in die Medicin pfuſche. Pfuſcht er ſelbſt doch in Theologie, ja gar in Politik und Finanzwiſſenſchaft. Freilich kann ich meine mediciniſche Weisheit nur aus gedrukten Büchern entlehnen, und nicht wie Herr Zimmermann ſeine politiſche Weisheit aus handſchriftlichen Papieren groſſer Miniſter. Da ich hier mit einem Medikus zu thun habe, ſo wird man mir um ſo eher meine mediciniſchen Ausdrükke zu gut halten. Es ſind, wie Lukan ſagt, (I, 7) pila minantia pilis.

Dienſte er auch nicht nur gegen die leibliche Krätze ſondern auch gegen die leibliche Gelbſucht, vornehmlich wenn ſie aus verdorbner Galle entſtanden, thun ſoll *). Denn in der Galle ſcheint doch wol immer die Urſache der Gelbſucht zu liegen (ſ. Selle Medic. clinica S. 202). Zu den Urſachen derſelben werden eben daſelbſt (S. 205.) gerechnet: „Heftige Gemüthsbewegungen, beſonders Zorn und Verdruß." Auch ſind ſcabies und Gelbſucht nie weit von einander. Selle ſagt am angeführten Ort: „Die in die Gefäße getretne Galle verurſacht ein ſtarkes Jukken der Haut." Ach! und gegen dieſes Jucken, gegen dieſe ſcabiem hilft ſelbſt die Schwefelkur der Satyre nichts. Bei wem hat man öfter dieſe Schwefelkur gebraucht, als bei dem deutſchen Charpentier; aber immer umſonſt. Immer jukt ihm aufs neue die Haut,

— — As if he had catch'd
The *Itch*, on purpoſe to be ſcratch'd.

(*Hudibras.*)

Um ſo mehr bedarf es einer gründlichen Kur, durch die nicht nur die Wirkungen ſondern auch die Urſachen jener beiden böſen Krankheiten, von denen der Herr Leibarzt geplagt wird, gehoben werden.

Ich habe hin und her gedacht, wodurch denn wol ſowol die ſcabies als der morbus regius bei ihm verurſacht ſein mögten. Endlich bin ich ſo glüklich geweſen, die erſte Quelle zu finden. Es iſt weiter nichts daran Schuld als — die böſen Infarktus, von deren ſchreklichen Wirkungen uns der ſel. Doktor Kämpf in ſeinem berühmten Buche: von einer neuen Methode, die hartnäkkigſten Krankheiten gründlich zu heilen belehrt hat. Hier finde

*) S. Unzers medicin. Handbuch S. 222.

finde ich in dem langen Regiſter von Krankheiten, an denen die Infarktus Schuld ſind, S. 50. auch die Gelbſucht und S. 51. „allerlei Ausſchläge „und Ausſäz.“ Ueberhaupt leitet Kämpf die Infarktus beſonders vom gallichten Blut (S. 55) und überhaupt (S. 60 f.) von der Vollgalligkeit her. Und ſollte etwa jemand wiſſen wollen, wie ich Laie dazu komme, die Infarktus des Herrn Leibarztes zu kennen, ſo verweiſe ich ihn abermals auf das in dieſer Materie klaſſiſche Kämpfiſche Werk, wo es (in der Einleitung S. 26) ausdrüklich alſo heißt: „Herr Zimmermann wurde, als „ſeine eigne häufige Erfahrung für den Nutzen „der Visceralklyſtiere ſprach, ein ſolcher Patron „von ihnen, daß er mich freundſchaftlich auffor„derte, dieſe neue Lehr- und Kurart in ein helleres „Licht zu ſetzen.“ Es iſt freilich ſehr zu bedauren, daß die Kämpfiſche Methode bei ihrem Patron ſo gar wenig gefruchtet. Denn nach allen Regeln der Semiotik kann man wol nicht umhin, anzunehmen, daß die böſen Infarktus noch immer nicht ganz bei dem Herrn Leibarzt weggeſchaft ſind, weil ihre Würkungen, Scabies und morbus regius, noch immer bei ihm fortdauren. Es iſt dies in der That um ſo mehr zu verwundern, da nach Kämpfs Verſicherung S. 209 die eigentliche Baſis und das Hauptingrediens aller Visceralklyſtiere nichts anders als — der berühmte Löwenzahn iſt. Wie würkſam überhaupt ſonſt der Löwenzahn gerade in den Krankheiten, an denen unſer Herr Leibarzt leidet, zu ſein pflege, kann man auch ſchon aus der erſten beſten Materia medica lernen. So heißt es z. B. in der von Gmelin verbeſſerten neueſten (5ten) Auflage der Materia Medika von Löſeke S. 187:

„Taraxacum, dens leonis, Pfaffenblatt. „Die Wurzel hat eine Kraft, die Schärfe der Säfte zu

„ver-

„verbeſſern. Noch beſſer aber iſt der aus der ganz fri-
„ſchen Pflanze gepreßte milchichte Saft, welcher in hart-
„näkkiger Kräze [mala ſcabies], in Verſtopfungen
„der Eingeweide [infarctus], und in der Gelbſucht
„[morbus regius] genommen wird.“

Aber das iſt nun leider einmal das gewöhnliche Schikſal der Medicin. Die würkſamſten Recepte, mit denen der Arzt andre kurirt, ſind nur zu oft für ihn ſelbſt unwirkſam. Indeſſen wäre es freilich auch wol zu viel von dem Löwenzahn erwartet, wenn man verlangte, er ſolle gegen die Infarktus der Seele eben ſo würkſam ſein, als er es gegen die Infarktus des Leibes, nach Kämpfs obiger Verſicherung bei dem Herrn Leibarzt geweſen, und er wird alſo noch immer eines Seelenarztes bedürfen, der ihm irgend einen pſychologiſchen Löwenzahn, es ſei nun in Tränken oder in Klyſtieren, verordne. Vielleicht iſt das ſo ſchwer nicht, wenn man ſich erinnert, daß der Herr Leibarzt ſchon vor vielen Jahren ſelbſt ein getreues Gemälde ſeiner Krankheit mit allen ihren Symptomen entworfen. Es iſt gewiß der Mühe werth, ihn darüber zu hören. In ſeinem Buche: **Von der Erfahrung in der Arzneikunſt**, neue Auflage 1787 ſagt er:

S. 261. „Es giebt Leute, die ſo reizbar ſind, „daß ein unſchuldiges Wort, ein Mükkenflügel, ein „Sonnenſtäubchen bei ihnen alles unter ſich und über „ſich werfen kann. Unter dieſen Leuten giebt es ſolche, „die, von ihrer erſten Jugend gewohnt ihren Willen „blindlings erfüllt zu ſehen, wie vom Donner gerührt „ſind, wenn jemand den rebelliſchen Einfall hat, ihrem „Willen zu widerſtehen, und bei denen daher jedes Jahr „[z. B. das Jahr 1788] ein langer Krampf iſt, wenn „die Anzahl dieſer Rebellen wächſt. Dieſe ſind es „vorzüglich, die dem Arzt mit einer phantaſtiſchen „Bosheit unzälige eingebildete Fehler immer vorwer„fen, die immer raſen, ſobald ſie durch ihre laſter-

„hafte

„haſte Zankſucht, ihre nicht zu tödtende Hartnäckig„keit, und ihre despotiſche Unfähigkeit, den ſanf„teſten Widerſpruch zu verdauen, in die gleiche „Krankheit von neuem verfallen.“

Man muß geſtehen, das Gemälde könnte nicht treffender und wahrer ſein. — Auch hat Herr von Zimmermann vor mehrern Jahren eine Abhandlung über die Windepidemie und die Neue Krankheit geſchrieben, deren er mit großem Wolgefallen in ſeinem Buch über Friedrich (S. 296) erwähnt. Um indeſſen die neue Krankheit des Herrn Leibarztes kennen zu lernen, braucht man nicht ſowol jene alte Abhandlung als vielmehr ſeine neueſten Schriften und Blätter zu leſen, die zugleich voll von Spuren einer böſen Windepidemie ſind.

Aber wie? Sollten wir vielleicht gar den Horaz mißverſtanden haben, indem wir ſein morbus regius durch Gelbſucht überſetzen? Freilich führt dieſe jenen lateiniſchen Namen in den Schriften der Aerzte. Aber warum wollen wir nicht lieber beim Horaz die natürlichſte und leichteſte Ueberſetzung und Erklärung annehmen? Warum nicht morbus regius ganz wörtlich überſetzen: die Königliche Krankheit. Denn es iſt ja doch bekannt genug, daß König Friedrichs Krankheit eine Haupturſache von allen den Uebeln iſt, womit Herr von Zimmermann zu kämpfen hat. Wenn man ſein berühmtes Buch: Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor ſeinem Tode geleſen hat, ſo weiß man in der That von den Krankheiten des Herrn Leibarztes weit mehr als von der Krankheit des großen Königs. Wahrlich es iſt ein großes Glük, daß der mit Recht verehrte König von England zur Freude aller Britten und Nichtbritten geſund geworden — ohne ihn.

Sonſt

Sonſt hätten wir gewiß noch ein neues jenem ähnliches Buch bekommen, hätten noch einmal den Ausruf ſeiner demüthigen Beſcheidenheit gehört: „Zu größerer Ehre kann doch kein Arzt in der Welt gelangen.“ (ſ. das Buch: Ueber Friedrich ꝛc. S. 10).

Auch erfahren wir von ihm ſelbſt noch einen Umſtand, der gewiß ebenfalls das ſeinige dazu beigetragen, uns den Pendant zu jenem Buche glüklicherweiſe zu erſparen. Denn er ſagt: (ebendaſelbſt S. 265) „Mir blieb eine beſtändige Furcht „vor einer Seereiſe, ob ich gleich ſo innigſt und „herzlichſt oft gewünſcht habe nach England zu „reiſen.“ Das war doch einmal eine recht wohlthätige Furcht des ſonſt ſo unerſchrokkenen Ritters.

In der That die Herausgabe jenes Buchs war der erſte auffallendſte Beweis von der Krankheit des Herrn Leibarztes, die ſich von da an mit allen Symptomen eines bedaurenswürdigen *fanatici erroris* (auf deutſch: Geiſtesabweſenheit) äußerte. Denn iſt's nicht fanaticus error, wenn er in eben dieſem Buche alle mögliche Greuel und Laſter von der Aufklärung herleitet, wenn er S. 236. ff. behauptet: daß „die aufgeklärten Männer in Berlin ſich am hellen Morgen unter den Augen ihrer „Gattinnen ein paar Freudenmädchen ins Haus „holen ließen, eben ſo unbefangen, wie ſich der „Pöbel für einen Groſchen Schnupftabak holt; „daß die Weiber aus lauter Freude über das Licht „der allgemeinen Berliniſchen Aufklärung ihre „Männer zu Hahnreien machten, daß die aufgeklärteſten Weltleute ſich nakte Tänze erlaubten, „daß man für alte fette Damen von großer Aufklärung koſtbare unerhörte Anſtalten zum Unzuchttreiben errichtete, daß vor großer Aufklärung in „Potsdam allein in den letzten zehn Jahren drei-

„hundert

„hundert Menſchen ſich ſelbſt ermordeten,“ und was der Greuel mehr ſind, die der Herr Leibarzt von Berlin in ſeinem fanatico errore erzählt. O des Undankbaren, möchte man ſagen, wenn er nicht krank wäre, der im J. 1771 ſich aus Berlin Geſundheit holte, und, wie es in eben dieſem Buche S. 295. heißt, in dieſer unſrer Stadt das höchſte Maaß von Großmuth, Milde, Nachſicht, Sanftheit, Menſchenfreundlichkeit und Menſchenliebe unter Menſchen von allen Ständen gefunden hatte. O des Undankbaren, der nun eben dieſe Stadt, in der er wenige Jahre vorher das höchſte Maaß moraliſcher Geſundheit fand, als ein Peſthaus verſchreit, dem kein Geſunder ſich ohne Gefahr der Anſtekkung nahen darf. Das heißt ja wohl recht, einem andern die Krätze (ſcabiem) geben, bloß um das Vergnügen zu haben, ſie wieder heilen zu können. Doch wir bedürfen Gottlob des Leibarztes nicht, der ſo gern an Berlin zum Ritter werden möchte. Nur fanaticus error konnte ihm jene falſche und ſchwärmeriſche Schilderung von Berlin und ſeiner Aufklärung eingeben. Aber der heilige Ritter Georg (v. Z.) ſcheint in ſeinem fanatico errore geglaubt zu haben, daß entweder Berlin, oder doch die Aufklärung der Lindwurm ſein müſſe, den er mit ſeiner Lanze zu erſtechen berufen ſei *).

Armes

*) Ritter St. Georg, der übrigens am Ende ſeines Lebens den Kopf verlor, iſt nicht der einzige Heilige, der mit unſerm neuen irrenden Ritter eine auffallende Aehnlichkeit hat. Noch ähnlicher faſt iſt ihm der heilige Hieronymus, den er in ſeinem Buche über Friedrich S. 297 ſeinen Freund nennt, und dabei verſichert, daß er das nehmliche Schikſal gehabt habe, das dieſer ſein Freund hatte. Wie ähnlich übrigens dieſer alte Heilige ſeinem

Freunde

Digitized by Google

Armes, armes Berlin, du ſiehſt ihn den furchtbaren Ritter vom Löwenzahn (wie ihn der Verf. des

Freunde dem neuen Heiligen war, wird man am beſten aus dem Gemälde ſehen, das dieſer von jenem in ſeinem Buche: über die Einſamkeit Th. I. S. 300 ff. aufgeſtellt hat. Hier ſind ſeine Worte. Der geneigte Leſer beliebe nur jedesmal, wo der Name des alten Heiligen genannt wird, ſich ſtatt deſſen den Namen des neuen Heiligen zu denken. „Hieronymus ward mächtiger mit der Feder, als „kein Schriftſteller ſeines Zeitalters und der da„maligen Welt. Niemand konnte wieder aufſte„hen, den er durch ſeine gewaltige Feder zu Bo„den ſchlug. Er ſchrieb gegen niemand, von dem „er nicht zu verſtehen gab, er ſei unbedeutender, „als — — —. Stolz und hochfahrend war er ge„wiß, und nie mehr, als wenn es auf die Ortho„doxie ankam, oder, wenn man ihm auf ſeine „Briefe nicht antwortete. Er nahm leicht alles „übel, und vergab, wenn man ihn zum Zorne „gereizt hatte, gar nicht leicht. Etwas bitte„res, verdrüßliches und ſauertöpfiſches war in „ſeinem ganzen Charakter. Sogar ſagt Palla„dius [d. i jeder Freund der Weisheit] den ich „zwar in Vergleichung mit dem Hieronymus für „einen armen Tropf halte, Hieronymus vertilge „durch ſeinen Neid alle ſeine ſchönen Eigen„ſchaften. Und er erzählt: der Neid des Hiero„nymus ſei ſo weit gegangen, daß kein Heiliger „neben ihm habe leben können. Alles war alſo „wie bei vielen andern großen [auch wohl kleinen] „Männern leidenſchaftlich bei dem Hieronymus. „Aber er hatte auch das gewöhnliche Schickſal „aller großen Männer; für und wider ihn ſprach „und ſchrieb niemand ohne Leidenſchaft. Seines „Ruhms und ſeiner Beredſamkeit wegen war er „furchtbar, er tödtete mit ſeiner Feder. Aber „wenn er auf der Orthodoxie, ſeinem Steckenpferde,

des Buchs: **Mehr Noten als Text** S. 55. nennt) wenn er ſich auf ſein großes Pferd ſetzt, mit eben dem Schauer und Entſetzen:

> *Qualem laetis caprea paſcuis*
> *Intenta, fulvae matris ab ubere*
> *Jam lacte depulſum* **LEONEM**
> **DENTE** *novo peritura vidit.*
> (Horat. Od. IV, 4. v. 13–16.)

Iſt's ferner nicht fanaticus error, wenn der Ritter a dente leonis verlangt, daß die Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift, am 29ſten Januar (da das Februarſtück der Monatsſchrift ſchon gedruckt war) wiſſen ſollten, was am 30ſten Januar für ein Buch in Paris erſcheinen würde, gleich als ſtünde ihnen wie einem andern Svedenborg oder Schröpfer eine Geiſterpoſt zu Gebote?

Iſt's

„pferde, ſuß; verließ ihn alle Mäßigung und „Billigkeit; als Theologe war Hieronymus ein „grimmiger Verfolger. Nicht den geringſten Wi„derſpruch vertrug er in ſeiner Celle. Alles was „Hieronymus erzählte, ſagte, lehrte, und that, „ging überall von Mund zu Mund, und war voll „erſtaunender Wirkung. (S. 326) Reflexionen „über ſein Leben, ſeinen Charakter, und ſeine Sit„tenlehre mache nun jeder wie er will. Mir iſt es „genug, daß ich den großen Mann gemalt habe „wie ich glaube, daß man große Männer malen „ſoll, es wird mich freuen, wenn **Kenner** fin„den, das **Bild** ſey ähnlich". O nichts kann ähnlicher ſein! Vortreflich, Ritter Zimmermann, vortreflich! Wie aus dem Spiegel geſtolen O **Ritter Kneller** und **Ritter Reynolds**, ihr ſeyd Stümper gegen den Ritter von Zimmermann, wenn er ſich ſelbſt malt. O es iſt ein koſtbares Stük, ein Stük werth, in der Gallerie zu Düſſeldorf zu prangen!

Iſt's nicht fanaticus error, diejenigen infame Menſchen zu ſchimpfen, die nicht wußten, was ſie erſt 14 Tage hinterher nach dem natürlichen Lauf der Poſten und Zeitungen wiſſen konnten? Nun ſo mag denn auch dieſer Faber imus (Horat. Ars poet. 32.), den mala ſcabies, morbus regius und fanaticus error verfolgen, nun auch noch obenein von — der iracunda Diana verfolgt werden d. i. von der Berliniſchen Monatsſchrift, welche vom Herrn Geheimen Rath Jacobi das Prädikat der himmelblauen Diana erhalten hat *) (ſ. Berl. Mon.

 1789

*) Die Herren Geheimeräthe Jakobi und Schloſſer mögten doch gar zu gern das Publikum bereden, als hätten ſie Dianen im Bade belauſcht. Um ſo mehr muß man ſich bei ihrer großen Kenntniß der Mythologie wundern, daß ſie ſich gar nicht an das Schikſal des Aktäon erinnerten. Doch nein; die Berliniſche Diana iſt weder ſo grauſam noch ſo erfahren in der Magie, daß ſie ihre zudringlichen Belauſcher zu Hirſchen verwandeln wollte oder könnte. Nein, nicht wie eine Zauberinn, ſondern wie eine Jägerinn denkt ſie mit dem Horaz (Epod. 6.)

Agam per altas aure ſublata nives
Quaecunque praecedet fera. — —
An ſi quis atro dente me petiverit,
Inultus ut flebo puer?

Sie wäre ja nicht werth, Diana zu ſein, wenn man ſie ſo ganz ungeſtraft angreifen und nach Belieben ihres Bogens, oder gar ihrer jungfräulichen Ehre berauben könnte.

Teſtis mearum *centimanus* Gyges
Sententiarum, notus et integrae
Tentator *Orion* Dianae
Virginea domitus ſagitta

1789 März S. 265). Und ſo mag denn auch endlich an dieſem Ritter eintreffen, was Horaz in den gleichfolgenden Verſen ſagt:

Veſanum

So ſingt Horaz, (Od. III, 4. v. 71 ſqq.) und Rektor Bohemus verdeutſcht es alſo:

Dies hat Gyges wohl erfahren
Deſſen Häupter zehenmal
Fünfe, deſſen Hände waren
Zweimal funfzig an der Zahl;
Es muß dies Orion zeugen,
Welcher hat gewollt erſteigen
Der Dianen Keuſchheitsſchloß,
Wie ihr Bogen ihn durchſchoß.

Ich irre ſehr, oder auch dieſe Stelle enthält eine Weiſſagung des Horaz. Der Centimanus Gyges iſt offenbar kein andrer als der Herr Oberhofprediger Stark. Denn er hat binnen Jahresfriſt ſo viele tauſend Seiten, ſo viele dik- und dünnleibige Bücher gegen die Berliniſche Monatsſchrift geſchrieben, daß man ſich des Gedankens nicht erwehren kann, er müſſe, zwar eben nicht hundert Köpfe, wie der kurz vorher vom Horaz genannte Typhoeus ἑκατοντακαρηνος, σμερδναισι γαμφηλαισι συριζων φονον. (*Aeſchyl. Prom.* 355) (wiewohl es auch nur ziſchende Schlangenköpfe waren) aber doch gewiß hundert Hände am Leibe haben. Und was den Orion anbetrift, ſo finde ich, in meiner alten Ausgabe des Horaz mit deutſchen Noten, angemerkt, daß der Gürtel des Orions auch der Jakobs-Stab genennet werde. Sollte alſo wohl gar der alte Horaz den Herrn Geheimenrath Jakobi gemeint haben? Und hätte etwa Herr Jakobi eben dadurch, daß er die Berliniſche Monatsſchrift wie ein Pfalzgraf zur Diana promovirte, zu verſtehen geben wollen, daß er ſelbſt der funkelnde Orion ſei, und daß er die glänzendſten

Sterne

Veſanum tetigiſſe timent fugiuntque
Qui ſapiunt. — — Certe furit hic velut urſus,
Objectos caveae valuit ſi frangere clathros.

Berlin,
am erſten April 1789. F. G.

8.

Sterne ſeines Witzes zu einem Gürtel oder auch allenfalls zu einem Stabe für den Herrn Oberhofprediger Stark beſtimmt habe. Es iſt wahr, Orion hat viel helle Sterne, aber es zeigt ſich auch, um mit Bodens (ſ. Kenntniß des geſtirnten Himmels 5te A. 1788. S. 85) Worten zu reden, an ſeinem Schwert oder vielmehr zwiſchen den Sternen an demſelben „ein ſehr merkwürdiger Nebelflek.“ Und es gilt überhaupt leider von dieſem neuen Orion, was Virgil (Aen. X, 767) von dem alten ſagt:

— — — — *Magnus Orion*
Ingreditur ſolo, et *caput inter nubila condit.*

Diana heißt freilich auf vielen alten Münzen *lucifera.* Doch fiel vor Herrn Jakobi niemand darauf, daß dies auf die Berliniſche Monatsſchrift gehe, die von ihm zu „einer alles aufklärenden [lucifera] Diana“ gemacht wird. Aber warum haßt er denn die lucifera Diana ſo ſehr? Iſt ihm etwa die von Zauberern und Beſchwörern angerufene nocturna Diana lieber? Oder fürchtet er etwa, er werde es noch zu ſeinem Leidweſen erleben, daß die Aufklärung ſich überall und allgemein verbreiten werde. Eitle Furcht! Mag auch die Aufklärung ſich einſt allgemein verbreiten; Er wird es wenigſtens nicht ſehn, er wird viel früher unterſinken. Jakobi-Orion höre zu ſeinem Troſt die Weiſſagung eines andern Römiſchen Poeten, des Ovid (Faſt. IV, 387 ſq.)

Ante tamen quam *ſumma dies* ſpectacula ſiſtat,
Enſifer Orion aequore merſus eris!!

Digitized by Google

8.

An die Blumen in eines kleinen Mädchens Sarge.

Ja, ſterbt mit ihr, und geht mit ihr zu Grabe!
Sie ſelbſt hat euch gepflanzet und gepflegt;
euch ſorgſam mit der kleinen Hand dem Stabe
verbunden, wann ein Sturmwind ſich geregt.

Ja ſterbt, benetzet von der Mutter Thränen,
die, voll des bitterſüßen Wahnſinns, oft
nach ihrem Töchterchen mit bangem Sehnen,
wie vormals, blikt und auf ihr Schmeicheln hoft!

Ja ſterbt, ihr ſchönſten von den Blumenſtäten
des Gartens, ſterbt in ihrem blonden Haar!
ach! wie auch ſie, auch ſie von allen Beeten
der Mädchenwelt die ſchönſte Blume war!

Doch wird ſie ſich empor vom Grabe richten,
dann wird auch euch das ſeltne Glük erlaubt;
dann werdet ihr, zum Lohn für eure Pflichten,
ein Diadem an eines Engels Haupt.

Marienwerder. Bock.

9.

Widerlegung einer falſchen Nachricht.

Im vorigen Jahre erhielt ich über Berlin mit der Poſt eine Schrift, die ſchon im Jahr 1783 unter

dem

dem Titel: Einige nicht zu widerlegende Zeugniſſe von der Nichtigkeit des Pabſtthums, aus den bewährteſten Schriftſtellern der römiſchen Kirche, u. ſ. w. von einem Bibliothecario verfaſſet, und mit Anmerkungen herausgegeben von H. C. D. aus dem Latein überſezt von ΌΛΟΚΛΗΡΟΣ in 8. herausgekommen iſt. Bey einer flüchtigen Durchſicht derſelben las ich mit nicht geringen Befremden S. 150 folgende Stelle: „Da mein mir ſo ſchätzbarer Freund —— „Herr Lengnich in Danzig, ehemals Willens „war, die Vereinigung (der proteſtantiſchen Kir„chen mit der Römiſchen) der chriſtlichen Welt in „einer beſondern Schrift dringend zu empfelen „und Vorſchläge deshalb zu thun; ſo forderte ich „ihn zu dieſer Arbeit auf, u. ſ. w.“ Was der ungenannte Herausgeber, der laut einem beigelegten Schreiben vor einigen zwanzig Jahren mein akademiſcher Freund in Leipzig geweſen iſt, bey dieſer Aufforderung ſich gedacht habe, weiß ich nicht, kann's auch nicht errathen. Aber das weiß ich, daß ich die Vereinigung der Proteſtantiſchen Kirchen mit der Römiſchen von jeher, um mich des gelindeſten Ausdrucks zu bedienen, für eine Chimäre gehalten habe, und noch halte; daß ich mithin dieſelbe der chriſtlichen Welt nicht habe empfelen wollen, noch meiner Ueberzeugung nach empfelen können; und daß ich in meinem ganzen Leben nie eine Zeile in Beziehung auf jenen Traum von Vereinigung, auch in der entfernteſten nicht, geſchrieben habe. Dieſe öffentliche Erklärung glaubte ich der Wahrheit und mir ſelbſt ſchuldig zu ſein.

Danzig. C. B. Lengnich.

16.

10.

Berechnung derer im erſten Quartal des Kirchenjahres von 17$\frac{88}{89}$ in Berlin Gebornen und Geſtorbenen

Wochen	Geboren: Männl. Geſchl.	Geboren: Weibl. Geſchl.	Geſtorben: Männer	Geſtorben: Frauen	Geſtorben: Kinder: Männl. Geſchl.	Geſtorben: Kinder: Weibl. Geſchl.
Vom 22. Nov. bis d. 28. ej.	38	41	21	15	18	24
v. 29. — bis 5. Dec.	56	43	23	33	28	27
v. 6. — — 12. —	48	44	22	29	34	36
v. 13. — — 19. —	42	50	35	39	36	38
v. 20. — — 26. —	47	32	21	37	25	22
v. 27. Dec. — 2. Jan. 89	55	63	52	41	40	30
v. 3. — — 9. —	56	38	32	35	29	23
v. 10. — — 16. —	61	37	21	41	33	27
v. 17. — — 23. —	63	84	39	64	44	38
v. 24. — — 30. —	44	45	27	26	27	27
v. 31. Jan. — 6. Febr.	42	51	27	19	21	23
v. 7. — — 13. —	48	44	36	22	29	29
v. 14. — — 20. —	44	55	40	26	31	13
	644	622	396	427	395	346
Summa	1266		1564			

Unter den Gebornen ſind 72 unehel. Söhne und 70 unehel. Töchter; zuſammen 142. Ferner 11 Paar Zwillinge.

Balance.

Geborne ſ ſ ſ	1266
Geſtorbne ſ ſ ſ	1564
Mehr geſtorben	298

Digitized by Google

Berliniſche Monatsſchrift.

1789.

Fünftes Stük. Mai.

1.

Empfindungen beim Thauwetter, am 3 April d. J.

— v v — v — v v — v
v — v — v — v — v —
v — v — v — v — v v —
v — v — v v — v — v

Schöpfer des Lebens! endlich erbarmet
Dein Auge ſich der zagenden Natur;
Und Deine Sonne ſchmelzt den ehernen Schild,
Der Tellus ſtarrenden Buſen ſchließet.

Da, wo der Flammenwagen hinabſinkt,
Erwacht der Thauwind, brauſet mild daher,
Und haucht dem todten Walde Lebenskraft ein,
Enthüllt die traurende Saat, und lokket

Digitized by Google

Frohe Geſänge flatternder Lerchen,
Und Wonn' ins Herz dem bangen Landmann,
Und dich, o du des Kummers einiger Stab,
Du ſüße Hofnung, des Leidens Schweſter!

Baſtard Megärens, weich' Hypochonder
Nun von mir! Deine Rabenflügel laß
Sich ſenken, wo der natterzüngige Neid
Und Ehrſucht, nimmer geſättigt, ſchwarzes

Unheil beginnen, ewig im Bunde
Mit ſcheußlicher Kabale! Morgenroth
Der Freude lächelt meinem Herzen ſchon zu:
Schon ſproßt der goldene Krokus, lüſtern,

Siegerinn Flora, dich zu begrüßen;
Bald huldigt dir im feierlichen Pomp
Die freundliche Aurikel, Grazien gleich,
Mit ſanfter Anmuth den Kenner reizend;

Königlich hebt die glänzende Tulpe
Dann ihren ofnen Farbenkelch empor:

Und

Digitized by Google

Und Phöbus Blume *) ſtrömt würzreichen Duft,
Von Bien' und Schmetterling froh umſchwärmet.

Minder nicht ſelig kommt mir die Freundſchaft
(Mit Amaranth gekränzt, der nimmer welkt)
Entgegen; und bis Heſpers Fackel verlöſcht,
Miſcht Weisheit ſich mit vertrauten Scherzen.

Berlin. J. A. v. B.

2.

An den Virgil.

Horazens zwölfte Ode des vierten Buchs.

— v — vv — — vv — vv
— v — vv — — vv — vv
— v — vv — — vv — vv
— v — vv — vv

Ihrem Lenze getreu, ebnen die Thraciſchen
Winde wieder das Meer, hauchen die Segel fort.
Thal und Au' iſt enteiſ't, ſanfter der Flüſſe Lauf,
Ungeſchwellt von der Berge Schnee.

*) Apollo verwandelte ſeinen getödteten Liebling Hyazinthus, in eine Blume dieſes Namens.

Um den Itys beseufzt, bauet ihr kleines Nest:
Ein unglückliches Weib, das (dem Cekropischen
Hauſ ein ewiger Schimpf!) brünstiger Könige
Wuth unmütterlich rächete.

Auf den Rasen gestreckt singen des wolligen
Viehes Hüter zur süß tönenden Feldschalmey,
Und erfreuen den Gott, welcher Arkadiens
Heerd' und waldige Bergflur liebt.

Durst, Virgilius, Durst bringen die Tage mit.
Doch begehrst du, Client fürstlicher Jünglinge,
Wein, den Kales noch nie lieblicher kelterte,
So bezahl' ihn mit Narde mir.

Nur Ein Onyx, nicht groß, lockt dir ein Faß hervor,
Im Sulpicischen Weinlager verwahrt, ein Faß
Neuer Hoffnungen voll, das dir die bitterste
Sorge rein von dem Herzen wäscht.

Reizt mein Schmaus dich, so komm; aber vergiß auch nicht
Deine Waare! Wir sind gar nicht gesonnen, mit
Unsern

Unſern Bechern umſonſt dich zu begießen, wie
Reiche Wirthe bey vollem Tiſch.

Auf! und ſäume nicht; laß Wucher und Arbeit ruhn;
Miſche, weil du noch kannſt, ehe dein Holzſtoß flammt,
Unter Weisheit ein Gran Thorheit: ein Thor zu ſeyn
Iſt am rechten Ort angenehm.

Anmerkungen.

Dieſe Ode kann eine von den frühern Arbeiten unſers Dichters geweſen ſeyn, ob ſie gleich im vierten Buche ſteht, und alſo erſt nach Virgils Tode ans Licht gekommen iſt. Denn man weiß aus Suetons Lebensbeſchreibung des Horaz, daß er dieſes vierte Buch lange Zeit nach den drey erſten Büchern, auf Ermunterung des Auguſtus, herausgegeben hat: weil dieſer ſeine Stiefſöhne (vielleicht auch ſich ſelbſt) gern von ihm beſungen wiſſen wollte. Dieſes neue Buch einigermaßen den vorigen gleich zu machen, that der Dichter zu den neuen Stücken alles hinzu, was ihm der Ausfeilung oder der Umſchmelzung würdig ſchien. Hierunter ſcheint auch dieſe Ode geweſen zu ſeyn, die er ſonſt, ſo wie wir ſie jetzt haben, wohl bey Virgils Lebzeiten ans Licht gegeben haben würde. Er hatte ſie unterdrückt, weil er darin zu luſtig über ein Geſchenk geſcherzt haben mochte, welches Virgil, wie es ſcheint, von den Stiefſöhnen des Auguſtus erhalten hatte. Nun

Digitized by Google

er aber dieſen Prinzen in ſeinem Buche vorzügliche Ehre erwieſen hatte, zog er ſeine ſcherzhafte Ode wieder hervor.

V. 1. **Ebnen die thraciſchen Winde wieder das Meer**) Horaz meint keine andern, als die Weſtwinde: Thraciſch iſt ein ſogenanntes beſtändiges Beywort der Winde, weil in Thracien die Höhle war, worin Aeolus alle Winde verſchloſſen hielt.

V. 2. **Hauchen die Segel fort.**) Dieſe Beſchreibung des Frühlings, von der wieder angehenden Schiffahrt hergenommen, hat unſer Dichter ſchon einmal gebraucht, aber nach ſeiner Gewohnheit ein anderes Bild davon gemacht:

Der Hebel wälzt den trocknen Kiel vom Strande.
(I, 4.)

V. 3. **Sanfter (iſt) der Flüſſe Lauf, ungeſchwellt von der Berge Schnee.**) Auch dieſen Gedanken, aber wieder anders ausgedrückt, hat der Dichter in der ſiebenten Ode dieſes Buchs gebraucht:

.. Gedrängt in ihre Geſtade
Rollen die Ströme dahin.

V. 4. **Die den Itys beſeufzt, bauet ihr kleines Neſt.**) Anſtatt der Schwalbe wird die in eine Schwalbe verwandelte Progne geſetzt, welche ihren eignen Sohn Itys geſchlachtet und ihrem Manne Tereus zur Speiſe vorgeſetzt hatte, ſich an ihm zu rächen, weil er ihre junge Schweſter Philomela mit Gewalt beſchlafen und ihr hernach die Zunge abgeſchnitten hatte.

V. 6. 7. **Dem Cekropiſchen Hauſ' ein ewiger Schimpf!**) Progne war eine Tochter des Königes Pandion und eine Enkelin des Erichthonius; welcher, der Fabel zu Folge, von Minerven den Töchtern des Cekrops in einem Körbchen übergeben und von dem Vater derſelben erzogen war, und alſo, als ein angenommenes Kind, zum Hauſe des Cekrops gehörte, in deſſen Stadt Cekropia (nachmals Athen genannt) er auch zur Regierung gelangte.

Digitized by Google

V. 7. Brünſtiger Könige Wuth.) Eigentlich nur eines einzigen Königs Grauſamkeit, nehmlich ihres Gemahls, des Tereus. Aber der republikaniſche Poet zielt durch die vielfache Zahl auf die Tyrannen überhaupt, als wollte er ſagen: Sie rächete eine den Tyrannen gar nicht ungewöhnliche barbariſche Wolluſt. Die Römer ſelbſt hatten unter dem Tarquinius einen Beweis davon gehabt, und die Geſchichte von des Mithridates und die allerneueſte von des Herodes grauſamer Liebe war bey ihnen noch in friſchem Andenken.

V. 11. 12. Erfreuen den Gott, welcher Arkadiens Heerd' und waldige Bergflur liebt:) Den Gott Pan oder Luperkus, dem zu Ehren die Römer den 15 Februar die Luperkalien feyerten.

Die Beſchreibung des Frühlings in dieſen drey Strophen enthält mehr nicht als folgende Ideen: Nun geht die Schiffahrt wieder an, der Froſt iſt gewichen, das Waſſer gefallen, die Schwalbe wiedergekehrt, das Vieh auf die Weide getrieben. Wie ſehr hat der Dichter dieſe bekannten Ideen veredelt! und wie gut ſchickte ſich eine ſolche Beſchreibung für ein Gedicht, welches dem ländlichen Dichter Virgil gewidmet war!

V. 13. Durſt, Virgilius! Durſt bringen die Tage mit.) Der Ton ſenkt ſich in dieſer und in allen übrigen Strophen ſo merklich herab, daß man glauben ſollte, die zwölf erſten Verſe wären ehemals zu einer ganz andern Ode beſtimmt geweſen. Wie dem ſeyn mag, ſo wird der Scherz dadurch nur deſto auffallender. Ein Lied, das mit einem ſo feyerlich ernſthaften Tone anfing und mit einer ſo feinen Neckerey ſich endigte, mußte den Freund nothwendig auf eine angenehme Art überraſchen und zum Lächeln nöthigen.

V. 14. Doch begehrſt du, Klient fürſtlicher Jünglinge.) Wie fällt es dem Horaz ein, dieſen Klienten des Mäcenas, ja des Auguſtus ſelbſt, hier vorzüglich einen Klienten der jungen Prinzen, des Druſus und Tiberius, zu nennen? Eben

deswegen, weil dieſe, nach unſrer Muthmaßung, ihn ſo reichlich mit Narden beſchenkt hatten: ein Geſchenk, welches damals einiges Aufſehen gemacht haben mochte, und jetzt ſchon wieder vergeſſen war.

V. 15. Wein, den Kales noch nie lieblicher kelterte.) Dieſes theure Faß Falerner konnte dem Horaz, der ſonſt immer von ſeinen wohlfeilern Weinen redet, eben ſo zum Geſchenk gemacht ſeyn, als dem Virgil die köſtlichen Salben, und Virgil konnte dieſes wiſſen: deſto natürlicher iſt es, daß Horaz ſogleich losbricht: Begehrſt du meinen Kaleſer zu koſten, ſo gieb mir von deiner Narde! Des Weines aus Kales, einer Stadt auf dem Falerniſchen Gebiet in Kampanien, erwähnt Horaz noch an zwey andern Orten, aber als eines Weines, den nur Mäcenas und irgend ein reicher Handelsmann bezahlen könne.

V. 17. Nur Ein Onyx, nicht groß, lockt dir ein Faß hervor.) Vom Onyx ſagt Plinius: (XXXVI. 8.) dieſen Stein nennen einige Alabaſtrit. Man höhlt ihn zu Salben aus, welche ſich am beſten darin halten ſollen. — Der feine Dichter ſtellt ſich, als ob die ſeinem Freunde geſchenkte Narde (die auch wirklich koſtbar war) einen ſo großen Werth bey ihm habe, daß, wenn er ihm nur das kleinſte Büchſchen mitbrächte, er gern ein Faß edlen Falerner zum Schmauſe hingeben wollte

V. 20. Das dir die bitterſte Sorge rein von dem Herzen wäſcht.) Eine allgemeine Eigenſchaft des Weins, deren der Dichter mehrmals erwähnt. Ein beſonderer Gram Virgils wird hier nicht gemeint.

V. 21. 22. Aber vergiß auch nicht deine Waare!) Vergiß die Salbe nicht, dieſe fremde Syriſche oder Indiſche Waare: nicht aber dieſe Waare, die du für Andre verſchrieben haſt, oder womit du Handel treibſt.

V. 23. Wir ſind gar nicht geſonnen, mit unſern Bechern umſonſt dich zu begießen.) Virgil trank wenig: das war bekannt.

Deſto

Deſto luſtiger iſt ein ſolcher Scherz. Horaz kargte beym Schmauſe wohl nie mit dem Wein: hier ſtellt er ſich gegen ſeinen beſten Freund, als wenn er nichts umſonſt weggäbe. Dieſes iſt offenbarer Scherz; wäre es nur im geringſten wahr geweſen, ſo hätte ſich der kluge Dichter wohl gehütet, es ſelbſt zu bekennen.

V. 25. Laß Wucher und Arbeit ruhn:) deine Arbeit, die dir ſo gut gewuchert hat. Virgil ſoll zehn Millionen Seſterzen, ohngefähr fünf hundert tauſend Gulden, hinterlaſſen haben. Vielleicht arbeitete er damals an dem herrlichen Gedicht vom Landbau, worin er einen ſehr edeln Wucher lehrt. Ein franzöſiſcher Kunſtrichter ſagt: Wucher (lucrum) bedeute eine jede Art des Gewinſtes, auch den Gewinſt des Geiſtes, den man durch Studiren erhält. Derjenigen Ausleger nicht zu gedenken, die aus dem Virgil dieſesmal wirklich einen kleinen Wucherer machen; noch weniger jener, die einen andern Virgil annehmen, der ein Salbenkrämer geweſen ſeyn ſoll.

V. 27. Miſche ... unter Weisheit ein Gran Thorheit. In eben dem Verſtande ſagt er an einem andern Orte bey Gelegenheit des Weintrinkens: Inſanire juvat; und noch an einem andern: Non ſanius bacchabor Edonis. Bey ſeinem mäßigen und weiſen Freunde mildert er den Ausdruck.

Ramler.

3.

Magnetiſtiſche Verſuche des Grafen von Satillieu zu Braunſchweig.

Ob gleich ſchon von dieſen Verſuchen einiges dem Publikum bekannt ſein wird, was Herr Leibarzt Brückmann und Profeſſor Hildebrand in dem Braun-

Digitized by Google

Braunſchweigiſchen Magazin und D. Joſephi in einer beſondern Abhandlung vorgetragen haben; ſo wird doch eine genaue Erzählung derſelben, und beſonders der Aufdeckung magnetiſtiſcher Kunſtgriffe zum Proſelytenmachen, dem Publikum deſto lehrreicher ſein, je mehr es durch eine ſolche einfache Darſtellung der Hinterliſt zu entgehen lernen kann, welche die ſchlauen und gewinnſüchtigen Magnetiſten anwenden.

Der Herr Oberjägermeiſter von Sierstorph zu Braunſchweig hatte die Güte, mir dieſe Erzählung in einem Briefe mitzutheilen; und zugleich auf meine Vorſtellung: wie ſehr ſie zu allgemeiner Belehrung verdiente bekannt gemacht zu werden, — die öffentliche Bekanntmachung zu bewilligen, und mir zu erlauben. Dieſer in allem Betracht ſchätzbare Mann hatte auf ſeinen Reiſen ſo viel von den Wundern des thieriſchen Magnetismus gehört, und zum Theil auch, ohne weiter nachforſchen zu können, geſehen, daß er davon mehr verſtand, als irgend einer im Braunſchweigiſchen, wo der ſechſte Sinn noch gar nicht exkolirt war. Er hatte aber ohne Vorurtheil geſehen und gehört; und war ſo wenig für, als wider die Sache eingenommen. Sein edler Wunſch ging dahin, die Dunkelheit des Magnetismus aufzuklären, und ſich mit überzeugender Gewißheit zu irgend einer der ſtreitenden Parteien über dieſe neu entdekte Heilkunſt und Wunderſache ſchlagen zu können. Daher ergriff er die ſich darbietende Gelegenheit zur ſtrengen Unterſuchung, als ein Graf von Satillieu in Braunſchweig magnetiſtiſche Kuren vornahm. Er dachte aber hierbei nur auf völlig entſcheidende Verſuche, wogegen auch die hartnäkkigſten Magnetiſten oder deren Gegner nichts ein-

werden könnten; Versuche, welche die Wahrheit ohne den geringsten Zweifel oder Zwang an den Tag legen müßten, das Reſultat möge ausfallen, wie es wolle. Ich übergebe hier deren Erzählung in einem Auszuge aus dem Briefe des Herrn von Sierstorph; und laſſe das Publikum ſelbſt urtheilen, ſo wie aus dieſem Berichte von des Grafen von Satillieu Magnetismus der demſelben zukommende Werth jedem einleuchten wird. Nur muß ich noch vorher dem Entdekker im Namen des unbefangenen ſowohl als des getäuſchten Publikums, für die Anſtellung dieſer Verſuche, und die Erlaubniß ihrer Bekanntmachung, hiermit den wohlverdienten, wärmſten Dank abſtatten.

Helmſtädt. Lichtenſtein.

Im April 1788 hörte ich, daß ſich in Braunſchweig ſeit einigen Monaten ein Comte de Satillieu aufhalte, welcher ein ſtarker Magnetiſör und Anhänger des in Strasburg berühmten Markis de Puyſegür ſei. Meinen Wunſch, denſelben kennen zu lernen, theilte ich Herrn Profeſſor Bouterwek mit, der ihn und ſeine Familie in Frankreich genau kennet. Dieſer erfüllte meinen Wunſch, und führte den Helden dieſer Geſchichte zu mir. Ich fand in ihm einen vollkommnen Franzoſen, ungefähr von 27 Jahren, in einer weiß und rothen Uniform. Es wird unnöthig ſein, von dem Betragen und der Denkungsart dieſes Mannes weitläuftig zu reden, da in den Worten, vollkommener Franzos, alles enthalten iſt. — Im Geſpräch ſuchte ich

zwar

zwar alles, was auf Magnetismus Beziehung haben konnte, ſorgfältig zu vermeiden; allein der Herr Graf brannte zu sehr von Eifer für ſeine Sache, um ſich dadurch abhalten zu laſſen; nach wenigen Minuten bewies er ſchon rechts und links die Zuverläſſigkeit ſeiner Kunſt. Mesmern, Lavatern und deſſen Bremiſche Herrn Mitbrüder erklärte er feierlich für Ignoranten. Nur der Marquis de Puyſegur war ſein Held, deſſen Zögling er ſich nannte. Dieſen Beſuch endigte er mit der Erzählung einiger Wunderkuren, die er auf der Reiſe von Straßburg hieher ſo im Vorbeigehn gemacht hatte.

Ich lud ihn zur nähern Bekanntſchaft auf den folgenden Mittag nebſt ſeinem Begleiter zu mir ein, wo ich denn das Vergnügen hatte, den Herrn Grafen abermals ſeine magnetiſche Theorie mit der lebhafteſten Schnellzüngigkeit ſonnenklar beweiſen zu hören, ob ich ſie gleich nicht ganz begreifen konnte. Er verrieth dabei eine ziemliche Kenntniß in der Naturlehre; wenigſtens ſchien er alles, was darin ſeit einigen Jahren an neuen Entdeckungen bekannt geworden iſt, geleſen zu haben. Und dies machte freilich ſeinen wortreichen ihm genugthuenden Vortrag, beſonders die erſtenmale, da er angehört ward, nicht allein angenehm, ſondern für jeden nicht ganz unbefangenen, kaltblütigen, oder im Nachdenken nicht geübten Zuhörer deſto bezaubernder und gefährlicher, wie ich dann

die

Digitized by Google

die ſicherſten Beweiſe habe. Denn an dieſem Tage, als ſich nach der Mahlzeit die Geſellſchaft bei mir, und folglich die Zahl der Zuhörer für den Grafen vermehrte; machte er bald durch erwähntes Hülfsmittel ſich Proſelyten. Wenigſtens zweifelten einige darunter nicht mehr ganz an der Möglichkeit des Magnetismus; und in ihrem Innern mochten die Ueberzeugungen ſchon anfangen, Würzel zu ſchlagen: beſonders da der Graf nicht unterließ, durch Erzählung von Thatſachen ſeine Lehre zu beſtätigen, und zu mehrerer Beglaubigung eine goldene Doſe vorzeigte, die er in Dresden von einem Grafen *** erhalten habe, deſſen Gemahlin er von dem traurigſten Zuſtande durch magnetiſche Behandlung geheilt zu haben verſicherte. Wer der Menſchen Denkart kennt, wird ſich nicht wundern, wenn es ſolchen Magnetiſten gelingt, eine Menge Gläubiger ſich zu verſchaffen: da es nur um einen halben Beweis des Augenſcheins, der leicht herbei geholt werden kann, noch zu thun iſt, ſie zu überzeugen, ſobald ſie zur Annahme der Ueberzeugung ſo geſchikt vorbereitet ſind.

Weil aber der Graf glaubte, daß ich an ſeiner Wunderlehre zweifelte; ſo wollte er auch vorzüglich mich überzeugen, da ich ihm nicht verheelte, daß ſeine Theorie ſo wenig als ſeine Geſchichten zu Gunſten des Magnetismus bei mir Eingang gefunden hätten. Zu dem Ende ließ er es ſich gefallen,

ten, folgende Bedingungen einzugehen, die ich mit ihm verabredete:

1) ich ſollte ihm einen nicht chroniſchen Kranken vorführen, z. B. einen, der ſeit wenigen Tagen das Fieber habe, oder d. gl. —

2) dieſen wolle er in meinem Beiſein magnetiſiren, Somnambüle machen, und

3) heilen.

Ich erzählte Herrn D. Hildebrand, den ich noch am nehmlichen Tage zu ſprechen Gelegenheit bekam, von dieſem Magnetiſten, und bat ihn, mir einen dergleichen geforderten Kranken nachzuweiſen. Er meldete mir am folgenden Tag, daß er zu dem verabredeten Verſuch ein Mädchen, das ſeit 3 Tagen ein Wechſelfieber habe, in Vorſchlag bringen könne. Dies ließ ich dem Grafen bekannt machen; und er beſtimmte nun, daß er das Mädchen den 30 April um 5 Uhr bei Herrn D. Hildebrand magnetiſiren wolle. Als ich den Grafen, dieſem zufolge, um die beſtimmte Zeit aus ſeiner Wohnung abholen wollte, fand ich ihn auf einem Kanapee im Schlaf. Sein Bedienter wekte ihn; und nun verſicherten mich beide, der Herr Graf habe ſchlafen müſſen, um wieder Kräfte zu ſammlen, welche er den Morgen beim Manipuliren zweier armen Kranken zugeſezt hätte. Auf dem Wege zum D. H. bemerkte ich ſchon, daß der Graf Ausflüchte ſuche; ich ließ mich aber auf nichts, als die Erfüllung ſeiner ſelbſtgemachten Bedingungen

ein.

... Wie wir ankamen, trafen wir, außer dem Leberkranken Mädchen, noch den Herrn General von Rhez an, welcher dem Verſuche beiwohnen wollte. Der Graf unterſuchte die Kranke, befühlte den Puls, und reichte ihr einige Arzeneien. Als ich ihn aber an ſein verſprochnes Magnetiſiren erinnerte, machte er einige nichtsbedeutende Einwendungen, und verſicherte: es könne dies nicht itzt, ſondern erſt vielleicht in 14 Tagen geſchehen, indem er vorher die Krankheit genauer erforſchen, und ſich mit der Kranken en rapport ſetzen müſſe. Ich verſicherte ihn dagegen: daß, da ich nach 14 Tagen gerade nichts mehr zu ſehen vermuthe, als eben itzt, ich an meiner Ueberzeugung von dem Wunder des Magnetismus verzweifele; und verließ den Grafen. — Was derſelbe weiter mit dieſer Kranken damals vornahm, davon hat Herr D. H. im 23 Stük des Braunſchweigiſchen Magazins von 1788 Bericht abgeſtattet *).

Nach dieſem Vorgang erhielt ich am 4 Mai nachſtehenden Brief; welcher, vom Original genau mit allen Fehlern abgeſchrieben, ſo lautet:

Je ne peut me reſoudre, Monſieur le Baron, a prouver la verité de ma doctrine, par des faits, & enſeigner mes procédés & ma theorie, que l'orsque je trouverais un

*) Es waren einige leere und nichts wirkende Manipulazionen; wie man es auch aus dem Folgenden ſieht.

un rembourcement des fonds, qu'il m'en a coutés, pour m'inſtruire. Je prefereroit, que vous vous reuniſſiés quelques perſonnes, formant enſembles une Souſcription, alors je remplitoit ma tâche avec une ſcrupuleuſe exactitude & jécrirais d'avance ce à quoi je m'engage, a fin de prevenis tout reproche ſur les retticenſes, dont on pourrait m'accuſer.

Lorsque le docteur meſmer, communiqua pour la premiere fois ſa doctrine à cent perſonnes, pluſieurs d'entre eux ſe plaignairent, qu'ils ne leur avoient pas donné [qu'il ne leur avoit pas donné] une initiation complette en ne leurs revelants pas toutes ces [ſes] connoiſſances. Leurs plaintes etoient juſtes, car le docteur allemand négligea de leur fairent connoitrent le rapport le plus delicats; des êtres, aux moyens du Somnambulisme, ſans contre-dit, la plus curieuſes des connoiſſances magnetiques. Je ne déciderait pas la queſtion, quil eſt [ait] connu, ou pas connu un etat, dont probablement il voulait faire un ſecond objet de lucre. Mais moi, qui ſuis un eleve du marquis de *Puiſégur*, qui parait etre le premier, qui nous a fait connoitre oſtenſiblement un etat auſſi merveilleux, j'aſſure en apprendre bien d'aventage, que n'en ſcavent les éléves de *Mesmer*. Ce n'eſt que par l'habitude, que les facultés de notre entendement ſe renforcent. L'eſprit obſervateur ſur tout ne ſe perfectionne que par l'exercice, en comparant une multitude d'effets naturels, on acquiert de nouvelles idées; on découvre des proprietés inconnues, on enferme les objets dans un ſeul point de vue, & la facilitér de les diſcerner avec preciſion, porte l'eſprit à des concluſions plus vraies & plus applicables à chacun des effets, qu'ils avoit mis en comparai-

paſſion. Notre eſprit veut d'abord ſe tranſporter dans un nouveau monde, & y trouver les prodiges, ou illuſions, que ſon imagination enfantent, tandis que le rapport des etres, ou l'etude naturelles ſi bien connus des anciens égiptiens, ne s'apprend, que par une obſervation oppiniatre à ſuivre la nature dans ces myſteres.

J'ai l'honneur d'être &c.

le 3 May 1788. le Comte de Satillieu.

P. S.

Si mes propoſitions vous conviennent, je vous expliquerait d'une maniere plus detaillés mes arrangements. Je ferais charmé, qu'ils ſe trouvent des dames, qui veuillent être du nombre de mes ſouſcriptions, & la ſomme que j'exige étant diviſé ſerat moins à charge à chaqu'un des contribuables. Je ſçais, que le medecin Hildebrand vous a racontés, que j'ai en ſa préſence magnetiſé la malade en queſtion, & il dit, que je n'ai pas reuſſi? je demande à ce docteur, ce qu'il entend par réuſſir. Avant que de commencer aucun procédés j'ai dit au medecin; *monſieur*, je vai m aſſurer par le tact magnétique du ſiege, & de la cauſe de la maladie, & de plus je dis encore; elle aura devers l'eſtomac une ſenſation de chaleur étrangere à ſon mal. Tous ces details ſe ſont confirmés par le recit de la malade. Je ne change pas un ſeul mot à mes paroles, nie à celles „de cette fille, dont les reponſes ont juſtifiés pleinement mes prédictions & pendant „toute la ſeance j'ai toujours converſé, & ce *genre* de „magnetisme, n eſt pas conformes aux receuillement neceſſaire pour obtenir des effets bien marqués." (Ce que je n'avois pas annoncés vouloir faire.) Au reſte je ſuis bien aiſe, de vous prévenir, que les grandes ſenſations

ſont presques toujours aux dépends de la ſanté du mal[illegible] le fluide iniverſel ſe compoſant pour une action com-mune, tend toujouts, à mêtre en équilibre les êtres ma-lades animés comme tous les autres êtres, dans une re[illegible]-tion *lente* & uniforme entre eux, & quelque ſoit dab[illegible] leur peu de correſpondance, il les diſpoſent inſenſib[illegible]-ment & presque toujours d'une maniere graduelle à [illegible] plus grandes impreſſionns. Quoique tous les étré agiſſe[nt] les uns ſus les autres, quoiqu'ils aient tous les même[s] proprietés pour agir; cependant ils s'affectent avec d'[au]-tant plus d'intenſité, qu'ils ont plus ou moins d'ana[lo]-gies entre eux.

Auf dieſen Brief gab ich folgende Antwort:

Pluſieurs perſonnes montrant de la curioſité, de voi[r] vos exploits magnétiques, je vous prie, Mr. le Comte, d[e] me marquer, à combien vous nous taxez, pour pouvoi[r] propoſer la ſouſcription en queſtion, & m'inſtruire ſu[r] les conditions, que vous vous engagez de remplir, pou[r] faire des adeptes. J'ai l'honneur &c.

ce 5 May 1788. de Sierstorph.

Darauf ſchikte mir der Graf am 6 Mai nach-ſtehenden Aufſatz, welcher das, was ich von [ihm] in meiner Antwort verlangte, enthält, und [be]-telt iſt: Status [Statuts] & reglemens, que tous [les] ſouſcripteurs doivent obſerver ſuivant mes condi-tions établies, & indiſpenſables pour l'utilité d'un traitement magnétiques ou jexpoſe d'une manier[e] claire & preciſes mes engagemens, qui doivent être ſignés de tous les membres.

Art. I.

Art. I. La baze de toute ſocieté eſt fondé ſur la regle, qui, maintien les engagements convenus. La regle qui dirige, s'apelle loi; pour qu'une loi ſoit bien faite, il faut, qu'on y trouve le juſte & l'utiles. Ainſi mes reglements ci-apres etablis, doivent être conſiderés comme une loi, qu'aucun membre ne pourra transgreſſer, du moment qu'il aura donné par ecrit ſa ſanction, aux reglements & conditions, qui lui ſeront propoſés.

Art. II. Il s'agit de trouver un *rez de chauſſé*, compoſé au moins de deux chambres, ſoit un cabinet ou antichambre, donnant s'il eſt poſſible ſur un jardin, garnis d'arbres, parceque l'influence de ces végétaux eſt favorable, au magnétisme *)

Art. III. Joſe entreprendre trois malades, eſpérant, que, dans trois individus, il s'en trouverat un plus ſuceptible pour temoigner d'avantage les ſenſations magnétiques. Mais je previens davance, que les fortes émotions que préfèsent les ignorans, ou incrédules, ſont presques toujours dangereuſes pour les malades, qui les épprouvens. Je deſirait, que les malades ſoit d'un tempérament bilieux, & maigres, ſachant, que le magnétisme a plus d'effèts ſur de pareils ſujets. je prefererait encore, que les maladies ſoit aigues, pour que les ſymptomes critiques ſe determine plus promptement.

Art. IV. Je m'engage à magnétiſer trois heure le matin & trois heure la près diner, & plus, ſi l'état des malades l'exige, comme la curioſité des ſpéctateurs, pouvant ne pas être ſatisfaite les premiers jours & ne voulant pas laſſer leur patience. Il eſt abſolument indiſpenſable,

Ff 2 quil

*) Berl. Monatsſchr. 1787, Novemb. S. 474.

quil y eſt [ait] deux perſonnes preſantes aux traitements, dans le choix de ſouſcripteurs, a fin que tout reproche quelqu'onque ceſſe, & qu'ils rendent comptes aux abſcents des phénoménes, qui pourraient arriver en leur preſence.

Art. V. Il eſt neceſſaire, que les leçons de theorie ſe faſſent après les ſéances magnétiques, pour faire comprendre d'une maniere plus intelligible l'application du précépte à l'exemple. Les leçons ſeront courtes & intercalés, ſuivant que les circonſtances Lexigeronts. Mais tant qu'aux travaux magnétiques, du moment, que l'on aura trouvé un local tel que je le demande (article II) que lon aurat ſigné le preſent reglément, je commencerai par travailler le plutôt poſſible. Mais je previens que je ne m'engage, qu' à un mois de travail à datte du premier jour, ou je commencerai, ne pouvant pas prolonger mon ſejour davantage à brunſwic, & comme il eſt poſſible, que les malades, a cette epoque ne ſoit pas entierement gueris, joſe croire, qu'il y aura dans le nombre de mes ſouſcripteurs pour le moins un aſſez ami de l'humanité, pour faire uſages des lumiers, qu'ils aurat acquiſes, visavis des malades, qui ne feroient pas radicalement guérits. Les eaux minerales, qui ont de grandes propriétés curatives dans certaines maladies, ne gueriſſent le plus ſouvent, qu'au bout de pluſieurs mois & années, par la raiſon que l'equilibre qui conſtitue l'état parfait de ſanté, ne ſe rétablit pas auſſi vite, que les malades le déſirent.

Art. VI. Le plus grand ſilence ſ'obſervera dans la ſalle du traitement, pendant les ſéances magnétiques. Et pour que l'imagination des malades ne ſe prevſennent pas, Mr. les ſouſcripteurs, qui doivent les choiſir, leur diront

d'avan-

d'avance, qu'il ne doivent pas s'effrayer, parceque le ſentiment de la peur, nuit à l'effèt du fluide. Ce qui doit prouver, que je ne veu point ágir ſur l'imagination frappé*), ayant d'autres moyens pour obtenir des effèts, que les charlatans, qui nont eus des ſéctateur, qu'en s'emparant de l'imagination. Que je me permette une digreſſion ſur l'imagination, beaucoup des gens en parle & peu des gens ſcavent comme elle agit.

L'imagination ſoit qu'elle faſſe du bien, ſoit qu'elle faſſe du mal, ne peut être excités que par des idées ou des ſenſations nouvelles. Pour l'obliger à ſe mouvoir, il lui faut ou parmi les objets ſenſibles, ou parmi les objets intellectuels, un objet qu'elle n'eſt [n'ait] point apperçu & qui éveille par une impreſſion ſoudaine, ou ſa vigilance ou ſa curioſité. Mais toute ſénſation prolongée, toute idée longtems preſente la laiſſe ſans activité. Elle a fait pour une telle ſenſation au moment ou elle la éprouvée, pour une telle idée au moment où elle la reçue, tout ce quelle pouvait faire; & à coté de cette ſenſation, de cette idée, elle demeure conſtament en repos, à moins que d'autres idées, d'autres ſenſations, ſe melant a celle-la, ne la contraigneut, à s'en occuper encore. Il eſt de ſa

 nature

*) Dies beweiſet weiter nichts, als daß der Graf die Kranken nicht furchtſam wiſſen wollte, weil ſehr wahrſcheinlich die Furcht bei ihnen nicht ſo wohlthätig wirken kann, als das Zutrauen zum Magnetiſiren und die Hofnung, dadurch zu geneſen. Wer dieſen Gemüthszuſtand kennt, weiß, wie wohlthätig er wirkt, wie angenehm dadurch die Einbildungskraft beſchäftiget wird, durch deren Vermittelung ſich denn auch die vorgegebne Kraft des Magnetiſmus thätig erweiſen kann. L.

Digitized by Google

nature de n'être excitée que par des ſenſations nouvelles. Elle agira moins, ſoit que les ſenſations ou les idées, qui l'auront miſe en jeu, perdront de leur nouveauté. Elle n'agirat plus, ſitôt que ces ſenſations ou ces idées deviendronts anciennes. Ce qui prouve aſſez que ces effèts doivent diminuer aû bout d'un certain temps; & cependant les effèts, qu'épprouvent les malades, augmente preſque toujours par la durée du traitement; époque où les effèts de l'Imagination doivent ceſſer *).

Art. VII. Aucun ſouſcripteur ne pourra amener à la ſalle du traitement qui que ce ſoit, a moins que je ne lui

*) Wer dies behauptet, hat ſolche unglükliche Kranke nie aufmerkſam beobachtet, welche durch Stolz, Liebe, Indignation, ihren Verſtand verloren, Zukkungen bekommen, u. ſ. w.; deren Zuſtand bloß aus einer lebhaften Idee entſtand, die mit der Zeit an Heftigkeit zunahm. Der Herr Graf muß die Narrenhäuſer beſuchen, und er wird ſich widerlegt ſehen. Nicht die Neuheit allein, ſondern die Stärke des Eindruks, den die Idee oder Empfindung (welche doch auch nur durch Idee wirkt) verurſacht, macht hier die Hauptſache aus. Leztere bleibt gewöhnlich in ihrer Thätigkeit, wenn die Idee ſchon der Zeit nach veraltet ſein könnte, und zerrüttet die reizbaren Nerven. Bei dem ſanften Eindruk angenehmer Vorſtellungen verhält ſich die Wirkung eben ſo. Und daher bleibt der Schluß des Herrn Grafen falſch: daß der Magnetismus zu der Zeit wirke, wenn die Einbildungskraft ihre Wirkſamkeit verloren hat; da dieſe vielmehr, ſo lange der Kranke noch nicht geſund und ſtark iſt, mit der durch fortgeſeztes Magnetiſiren unterhaltnen Hofnung und in der Idee verſpürten Wirkung, nach der Zeit eher zunehmen, als ſich vermindern muß. *L.*

Digitized by Google

lui en ai donné le conſentement par écrit, & je me reſerve dans [d'en] expliquer, durant le cours, la neceſſité & les conſéquences.

Art. VIII. J' exige une ſomme de quarante Louis; depuis un ſouſcripteur jusqu'au nombre de huit, & en ſuppoſant que le nombre ſusdit ſoit complet, chaque membre ne ſe trouverat payer que cinq Louis; & ſi le nombre de huit excede, il me ſerat payés de même par chaque nouveau ſouſcripteur une ſomme de cinq Louis.

Art. IX. Les perſonnes, qui ont été inſtruits, ſoit, Meſmer, ou Deslon, ou chez d'autres medecins, ont jours delivrée d'avance de prix le leur cottiſation, avent que d'être entièrement initié. Je men rapporte à Meſſieurs les ſouſcripteurs pour régler ce qui leurs paroîtrat le plus convenable. Mais je dois leur faire obſervers, que la plupart des hommes peu accoutummés à examiner les nuances de la nature, voulant de grandes commotions pour les convaincres, rejettent ce qui ſe paſſe ſous leurs yeux, pour déſirer de voir ce que leur imaginations leur a peint. J'inſiſte fortement la deſſus, & ji [ſ'y] reviendrai ſouvent, parcéque ne pouvant pas comprômettre la ſanté des malades, comme je le demontrerai dans les leçons, on ne peut pas s'aventurer à pouſſer les criſes, à moins de courir les plus grands risques. Car l'on ſcait, que le magnétisme n'eſt que l'harmonie. Peut on appeller harmonie un état de convulſion? Mais voila ce que les ignorants appellent des effêts.

Art. X. Le preſent reglement adoptés, il faut que chaque ſouſcripteur ſigne en bas, qu'il s'engage de ſuivre ſur la parole d'honneur les conditions cie deſſus énoncées.

Ff 4 P. S.

Digitized by Google

P. S. *Art.* XI. Mrs. les ſouſcripteurs doivent choiſir un médecin ou chirurgien parlant bien le françois, que j'inſtruirait le plus promptement poſſible, qui ne payera rien, & d'après l'aſſiduité, quil aurat mi à me ſeconder dans mes travaux, je lui en marquerait ma reconnoiſſance d'une maniere lucrative. Et c'eſt le moyens de fonder un établiſſement durable, qui puiſſe être employer au bien de l'humanité.

Den Tag darauf erſchien der Graf bei mir, und trug alle ſeine magnetiſchen Hypotheſen abermals vor. — Unter andern behauptete er denn auch, daß der Menſch eigentlich ſechs Sinne habe, und haben könne, wenn der ſechſte durch den Magnetismus entwikkelt ſei. Cela depend de moi, ſagte er, de vous développer le ſixieme ſens, & de le faire agir à Petersbourg au moment, que vous reſtez tranquillement à Brunſwic, u. ſ. w. *)

Hierauf bezieht ſich die Antwort, welche ich ihm den 8 Mai zuſchikte. Ich ſah deutlich genug aus dem Reglement, wie meine Vermuthung wohl nicht ungegründet war, daß es dem Hrn. Grafen mehr um das Geld, als um die Heilung der Kran-
ken

*) Dieſe hohe Weisheit lehren itzt mehrere Magnetiſten, vorzüglich herumreiſende Franzoſen, in Deutſchland: daß man durch den Magnetismus meilenweit phyſiſch wirken, Menſchen in Bewegung ſetzen, ihnen Schmerz beibringen, u. ſ. w. könne.

ten zu thun ſei; und wünſchte, von ihm loszukommen. Dies hofte ich durch folgenden Brief zu erreichen.

Pardonnez, Monſieur le Comte, le retard de ma reponſe aux offres, que vous venez de faire, d'entreprendre ici quelques cures magnétiques. J'attendois le moment, où la plus grande partie de la Société fût raſſemblée, pour propoſer la ſouſcription, que vous demandez à cet egard. Mais à peine avois-je fait la lecture des conditions, que vous y mettez, qu'il fut reſolu unanimement, Monſieur le Comte, qu'on ſe conténteroit des cinq ſens à Bronſwic;* & l'on trouva même, qu'il y auroit de la cruauté, à vous faire développer votre ſixieme, ſans évidence claire, qu'il en reſulteroit quelque avantage réel pour le pauvre malade, puis qu' après un mois de travail vous voulez retourner à Paris, & l'abandonner à ſon ſort avec ſes cinq ſens & demi peut-être, au risque qu'il ſe trouvât quelqu'un ici, qui eut la faculté d'ôter ou d'ajouter ce ſurplus,

J'ai l'honneur &c.

Er ſchikte mir den folgenden Tag nachſtehenden Brief, welchen ich aber unbeantwortet ließ:

Monſieur le Baron.

Pour mêttre en valeur une terre en friche, il faut que le ſoc & la charrue, la retourne, en tous ſens. Le vigoureux laboureur ne parvient à detruire ſa ſterilité, qu'en arroſant de ſes ſueurs cette nouvelle terre. La recolte, que le tems & la ſaiſon lui amenent, le dedommage de ces travaux. Il faut vous expliquer, Meſſieurs, cette premiere allègorie. Votre ſixieme ſens eſt la terre

Digitized by Google

en friche, & le laboureur c'eſt moi; la recolte c'eſt la guériſon des malades, que vous pouvez tous fairent au tems préſcrit, ſans le ſecours du laboureur. (Il eſt doux de recueillir.) Quelle étoit mon projet, Meſſieurs? c'étoit de faire murir le grain & vous armer d'une faulx pour le couper, & de là l'enfermer dans vos greniers, pour en enſemencer d'autres terres incultes, & le diſtribuer aux malheureux, qui manque de cette nouriture. Seconde allegorie; qu'eſt ce que jentend par le grain? le ſixieme ſens en valeur; la faulx, la veritée, qui brille de ſon propre éclat malgrés les tenébres de l'ignorance; & le grenier vos cervaux.

Je ſuis au deſeſpoir, Monſ. le Baron, de ne vous avoir pas trouvé avent hier. Car mon projet était de rendre la ſanté à Madame votre épouſe, que l'on m'avoit dit malade. Je m'amuſé à montrer à vos gens, que mes doits étoient des torrents de feux que je pouvais diriger à volonté.

J'ai l'honneur &c.

P. S. J'eſpere que vous ferez part à la Société de ma lettre.

le Comte de Satillieu.

Ich machte hierauf einige Reiſen, und kam in den letzten Tagen des Maimonats wieder nach Braunſchweig. Ich vermuthete, der Herr Graf ſei längſtens abgereiſſet; und meine Verwunderung war daher deſto gröſſer, als ich alle die Wunder hörte, welche er indeſſen gewirkt habe. So hatte er z. B. verſchiedenen Kranken, troz Gasner, das Fieber ſogleich kurirt; einem Schneidermeiſter

Webers

Weberling, durch die Wand ein lahmes Bein geheilt; und beſonders ein 13 bis 14jähriges Mädchen in Gegenwart ſehr ſcharfſichtiger Perſonen, ſo oft man gewollt, ſomnambule gemacht*). Mir wurden an verſchiednen Orten darüber Vorwürfe gemacht, daß ich gegen den Grafen zu ungläubig geweſen: welches genug bewies, wie weit ſchon die magnetiſche Seuche durch die auspoſaunten Wunder das Gehirn ſonſt aufgeklärter Perſonen ergriffen hatte. — „Den Tag nach meiner Rükkunft ſprach ich Herrn D. Hildebrand und Apotheker Heyer, welche ebenfalls ſehr vieles von den übernatürlichen Erſcheinungen des Magnetismus zu erzählen wußten, wovon ſie zum Theil Augenzeugen geweſen waren. (Erſterer hat nachher im 22, 23, 24, und 28 Stük des Braunſchweigiſchen Magazins dergleichen Dinge bekannt gemacht wozu das Ende dieſes Aufſatzes den Aufſchluß geben wird).

Einige Tage darauf traf ich mit dem Herrn Grafen ſelbſt zuſammen. Glorreich erzählte er mir ſeine magnetiſchen Heldenthaten, und mit ganz franzöſiſchem Anſtande wußte er ſich mit den in der Zeit geſammelten Lorbeern auszuſchmükken. Er nannte mir im Triumph die von ihm geheilten Kranken und bekehrten Ungläubigen, und forderte mich nun auch zur Ueberzeugung auf. Itzt begnügte

*) S. Braunſchweig. Magazin, 24 St.

gnügte er ſich nicht mehr, ſeine Kranken in der Nähe zu magnetiſiren, ſondern wollte dies nunmehr in der größten Entfernung unternehmen, nachdem er gewiß war, Proſelyten genug gemacht zu haben, auf deren Treue er ſich glaubte verlaſſen zu können. Unter andern ſagte er zu mir: Monſieur, ſi je voulois, je magnétiſerois d'ici (von der Schützenmaſch, wenigſtens ¼ Stunde Weges vom Stadtthore) toute votre ville de Bronſvic; & pour vous convaincre de tout cela, vous n'ayez qu'à envoyer un malade au jardin de Madame la Ducheſſe (vor dem Auguſtthor, faſt ¾ Stunden von der Maſch entfernt), que je ferai ſomnambule tout comme le tailleur au travers du mur u. ſ. w. Ich ſagte ihm, ſo würde er ja der rechte Mann für das Lager zu S. Roque geweſen ſein, indem er von da aus ſehr leicht den General Elliot und alle Belagerte zu Gibraltar würde haben einſchläfern können*); und ich riethe ihm, dem Kaiſer ſeine Dienſte gegen Belgrad anzutragen. Monſieur, war ſeine Antwort, je vous pardonne cela; car vous êtes encore trop écolier dans la Phyſique. Wobei er verſicherte: „daß er die in Braunſchweig „ange-

*) Allerdings muß dieſe neue Entdeckung: meilenweit durch den Magnetismus phyſiſch zu wirken, — nächſtens, und noch weit mehr, als man es von der vervollkommneten Luftſchiffahrt vermuthete, der Kriegskunſt eine ganz andre Geſtalt geben.

„angefangenen und vielleicht nicht ganz geendigten „Kuren von Kaſſel aus, wohin er ſich von hier be„geben wolle, und hernach auch von Paris aus fort„ſetzen werde;“ u. d. gl. m. Unſere Unterredung endigte ſich damit, daß er verſprach: das Mädchen, welches er bereits in Gegenwart des Hrn. D. Hildebrand verſchiedenemale ſomnambüle gemacht, in meinem Beiſein zu magnetiſiren: denn mit einem andern Kranken wäre das Experiment ſo zuverläſſig nicht, indem er ſich zuvor mit demſelben en rapport ſetzen müſſe, welches einige Tage Arbeit erfordere (oder das Mädchen wär ſchon hinlänglich mit dem Rapport bekannt, welchen ein andrer erſt hätte lernen müſſen, wozu freilich Zeit und Arbeit gehörte). — Den folgenden Tag verfehlte der Graf nicht, ſich in meinem Hauſe einzufinden; da er mich aber nicht traf, ſo vertrieb er ſich die Zeit damit, daß er, zu mehrerm Pomp ſeines Vorhabens, mit verſchiedenen Ceremonien meine Kaſtanienbäume und einige Bediente magnetiſirte: welche letztern mir nach meiner Zuhauſekunft, mit Nachahmung ſeiner Geberden, ſein Verfahren ſchilderten; und da einer dies, der andre jenes an ſich dabei empfunden zu haben glaubte, ſo ſetzten ſie den Abend die aufgehaſchte Kunſt zu magnetiſiren unter einander fort. Die Bäume, auch wohl ganze Forſten, magnetiſirt der Graf, wie er mir hernach erklärte, aus dem Grunde, um magnetiſche Kraft zum Mittheilen für ſeine Kranken

daraus

Digitized by Google

daraus zu ziehen: (nicht etwa auch, um in den Bäumen einen überflüſſigen Sinn zu entwikkeln?). Bei dieſer Gelegenheit behauptete er auch: daß der bekannte Schweineteufel in der Bibel nichts als Magnetismus geweſen ſei. ...

Am 2 Junius Nachmittags wollte der Graf mich nun völlig überzeugen. Ich ließ hierzu noch einen unbefangnen kaltblütigen und ſcharfſinnigen Beobachter, den Herrn Leibarzt Brückmann, einladen. Das Mädchen ward gerufen, und kurz darauf erſchien der Graf. Er unterhielt ſich vorzüglich mit dem Herrn Leibarzt über die Krankheit des Mädchens. Seine Demonſtrationen von der Zuverläſſigkeit ſeiner Kunſt waren ſehr lebhaft. Hauptſächlich betraf es die Entwikkelung ſeines ſechſten Sinnes: wie er dieſen, auf Koſten ſeiner eignen Geſundheit, den armen Kranken zu gut kommen ließe; wie derſelbe leichter in der Entfernung, als in der Nähe wirken könne; auch wie dieſer ſechſte Sinn nach dem Tode ſeiner 5 Brüder noch exiſtire, u. d. gl. m. So ſehr ſich der Graf dabei erhitzte, um recht überzeugend alles darzuthun, ſo kaltblütig blieb der Herr Leibarzt, und verſicherte mit der ruhigſten Gelaſſenheit den Grafen: daß er von allen deſſen triftigſten Demonſtrationen gar nichts begreife. Dieſer große Kontraſt zwiſchen der ungetäuſchten ernſthaften deutſchen Vernunft und der äußerſt gaukelnden brauſenden franzöſiſchen Schwärmerei gewährte dem Zuſchauer ein

ein ſehr angenehmes Schauſpiel. — Uebrigens aber glükte der Magnetiſationsverſuch des heutigen Tages nicht; wie ſolches der Herr Leibarzt im 28 Stük des Braunſchw. Magazins umſtändlich beſchrieben hat. Ich übergehe dies daher hier; und ſetze nur hinzu: daß der Graf Abends um 7 Uhr wieder zu mir kam, und ſich ſehr darüber beſchwerte, daß man das Mädchen zu ſehr geſtört habe, als daß der Magnetismus auf ſie hätte wirken können; auch habe ſie ſelbſt ſich darüber beklagt, und geſtanden, daß ſie gegen 5 Uhr ſehr ſchläfrig geworden ſei. (Allein der Graf hatte ſchon zu oft in ſeinen Reden die Wahrheit verfehlt, als daß man vermuthen konnte, er habe ſie izt richtiger getroffen. Glaublich bleibt aber ſeine Vorſtellung, daß er mit der Kranken nicht genau in rapport geweſen, als er ſie zu dieſem Verſuch des Morgens vorbereitet hatte. Denn auf den Rapport kommt doch alles an, was glükken ſoll.) — Zu ſeiner Rechtfertigung verlangte er, daß das diesmal geſcheiterte Experiment am folgenden Tag wiederholt werde; und ſezte dazu nachſtehende Bedingungen feſt:

1) ſollte des Grafen Bedienter mir am Morgen um 8 Uhr des Grafen Taſchenuhr bringen, damit ich ſolche genau mit der meinigen überein ſtellte. Dann ſollte ich

2) durch meinen Bedienten dem Grafen dieſe Uhr verſiegelt wieder ſchikken, und ihm dabei

ſchrift-

ſchriftlich die Zeit beſtimmen, wann die Kranke einſchlafen ſolle.

3) Der Bediente des Grafen müſſe bei dem Mädchen in meinem Hauſe gegenwärtig bleiben, um ſie gehörig zu beobachten, damit ihr die nöthige Ruhe gelaſſen würde. (Hierin lag freilich das beſte Mittel, zu verhüten, daß der gehemmte Rapport nicht abermals den Verſuch verunglükken mache).

4) wollte der Graf das Mädchen aus ſeiner Wohnung magnetiſiren, um, wie er ſagte, mich und alle Ungläubige avec éclat zu überzeugen.

Da es mir ſehr glaublich vorkam, daß bei dieſem Verſuch ein anderes Hülfsmittel, als bei dem vorigem, angewandt werden würde, um ſich des guten Ausganges zu verſichern, und dies Hülfsmittel eine Verabredung zwiſchen dem Grafen, ſeinem Bedienten und dem Mädchen zum Grunde haben mögte; ſo vermuthete ich, daß die magnetiſche Kunſt abermals zu Schanden gemacht werden könne, wenn ich dieſe abgeredeten Verſtändniſſe (dieſen Rapport) verwirren würde. Daher gerieth ich auf den Gedanken, dem Bedienten einen andern Zeitpunkt zum Somnambülwerden des Mädchens zu erkennen zu geben, als ich dem Grafen beſtimmen wollte. Dies führte ich auf folgende Weiſe aus. In meinem Billet an den Grafen hatte ich 10 Uhr 45 Minuten (Morgens) zur Somnambülzeit beſtimmt; und meinem Bedienten,

der

der dem Grafen dies Billet nebſt der Taſchenuhr zurükbringen ſollte, und der etwas franzöſiſch redet, hatte ich aufgetragen, nach ſeiner Zurükkunft vom Grafen dem Bedienten deſſelben wie von ungefähr zu verſtehen zu geben, daß er ſelbſt neugierig ſei, ob das Experiment gerathen würde; und er habe wohl vom Grafen verſtanden, als er nach Leſung des Billets mit ſeiner Wirthin geredet, daß das Mädchen um 11 Uhr 45 Minuten ſchlafen ſollte. — Hierin beſtand alſo meine Gegenliſt wider des Grafen liſtigen Anſchlag.

Ich bekam der Abrede gemäß am 3 Junius Morgens um acht Uhr durch des Grafen Bedienten die Taſchenuhr, und ſchikte ſie nebſt meinem gedachten Billet verſiegelt durch meinen Bedienten zurük. Um 9 Uhr ſtellte ſich das Mädchen ein, an welchem die Wunder geſchehen ſollten. Mit Fleiß hatte ich jenen Zeitpunkt zu der Wundererſcheinung ſo ſpät hinausgeſezt, damit das Mädchen ſelbſt deſto weniger denſelben vermuthen ſollte. Die Krankheit dieſes Mädchens hat Herr Leibarzt Brückmann am angeführten Orte beſchrieben; ich will hier nur von ihrer Perſon anführen, daß ſie das Anſehen eines äußerſt einfältigen Menſchen hat, ſehr wenig ſpricht, kaum mit ja und nein antwortet, und alſo die vulgare Vermuthung eines guten ehrlichen Mädchens für ſich hat. Unſtreitig hat dies vieles zur Ueberzeugung andrer Perſonen von der Kraft des Magnetismus beigetragen. —

Digitized by Google

Dies Mädchen und des Grafen Bedienter wurden in eben das Zimmer geführt, worin jene den vorigen Tag geweſen war. — Herr Profeſſor Empyrius war gerade bei mir; und da ich ihm die vorſeiende Geſchichte erzählte, ſo blieb er auch als Zuſchauer.

Kurz darauf kam mein Bedienter vom Grafen zurük, und konnte ſich meines Auftrages gegen den gräflichen Bedienten um ſo leichter entledigen, da dieſer ſich ganz von weitem und verblümt erkundigte, was ſein Herr gemacht und geſagt hätte. Herr Pr. Emperius und ich ſchienen die Unterredung der beiden Bedienten nicht zu bemerken. Der meinige ſpielte ſeine Rolle recht gut; und der gräfliche war froh, daß er ſo fein die gewünſchte Erkundigung eingezogen, und den Zeitpunkt des Einſchlafens erfahren habe *). — Ich ließ ihm indeß ein Frühſtük geben, und er mußte uns die Wunderthaten ſeines Herrn dagegen erzählen. Mir thut es leid, daß ich ſolche nicht gleich aufgeſchrieben habe, weil ſie zu dem Lächerlichen dieſer Geſchichte ſehr vieles beitragen würden. Beſonders erhob er die in Dresden gewirkten großen Wunder, wo ſein Herr nicht allein eine Gräfin vor-

*) Welches er ſonſt wahrſcheinlich auf eine andre Art, durch ein vorgegebnes Gewerbe in ſeinem Hauſe, oder dergl. zu erfahren geſucht haben würde; wenn er nicht dieſes magnetiſirten Bedienten gewiß zu ſein geglaubt hätte.

von allen ihren vielfältigen Uebeln geheilt, ſondern auch ihren armen Läufer, der eben an der Kolik krank geweſen, erſt auf Verlangen der hohen Zuſchauer zum Spektakel à la Gasner vor Schmerzen auf der Erde herumkriechen, und, wie er ſagte, gleich einem Karpfen ſich herumſchlagen laſſen, bald nachher aber auch ſogleich avec une viteſſe étonnante ihm alle Blähungen wegmagnetiſirt habe. Auch pries er eine andre große That, da nehmlich ſein Herr einen berühmten Atheiſten in Dresden auf den rechten Weg gebracht; doch ſchien er Bedenken zu tragen, dieſe Geſchichte vollſtändig mitzutheilen; u. ſ. w.

Das Mädchen, welches nicht gewohnt war, ſo lange mit dem Einſchlafen zu warten, ſetzte ſich ſchon um 9 Uhr 60 Min. auf den ihr beſtimmten Stuhl zum Schlafen bereit, und dadurch den Bedienten in die größeſte Verlegenheit, indem er bei unſrer für den Magnetismus ſehr lebhaften Unterredung dem Mädchen nicht füglich zu erkennen geben konnte, daß es zum Schlafen noch zu früh ſei. Wir ließen ihm endlich dazu Gelegenheit; und das Mädchen erhob ſich von ſeiner Schlafſtelle, und ging wieder im Zimmer umher, ſo daß es von niemand geſtört ſich ganz ſelbſt überlaſſen war. — So verſtrich der dem Grafen beſtimmte Zeitpunkt zum Schlaf des Mädchens; nehmlich 10 Uhr 45 Min., ohne daß die geringſte Veränderung

 oder

oder Schläfrigkeit an dem Mädchen bemerkt werden konnte.

Um 11 Uhr sah ich den Grafen à la françoiſe über die Straße nach meiner Wohnung zu angehüpft kommen. Ich ging ihm entgegen, und gab ihm auf ſeine Frage: ob ich nun überzeugt ſei? zur Antwort: daß daran heute noch mehr, als geſtern fehle, und daß ſein Verſuch abermals nicht gelungen ſei. Der Graf wollte darauf zu dem Mädchen in das Zimmer. Ich verbat dieſes aber, führte ihn in den Garten, und ſagte ihm: daß ich nun über ſeine Kunſt auch experimentiren wolle. Hierauf entdekte ich ihm mein ganzes Verfahren gegen ihn und ſeinen Bedienten, und zugleich meine Vermuthung: daß nunmehr das Mädchen um 11 Uhr 45 Min. ſchlafen würde; mit der Bitte, er mögte nur bis 12 Uhr ſolches im Garten geduldig abwarten. Der Graf lachte Anfangs über meine Schwachheit, und bewies ſogleich, daß mein Vorhaben äußerſt lächerlich ſei. Er behauptete: das Mädchen könne und werde um 11 Uhr 45 Min. nicht ſchlafen, weil er es alsdann ja nicht magnetiſiren wolle; darauf verpfände er ſeinen Kopf. Endlich nahm er es ſehr übel, daß man ihn ſo behandle, und ſogar für einen Scharlatan anſehen wolle. Ich aber bat ihn, das alles beruhen zu laſſen, und nur bis 12 Uhr im Garten zu verweilen, deſſen Eingang ich durch einen Bedienten bewachen ließ. —

Herr

Herr Prof. Emperius wechſelte mit mir bei dem Grafen im Garten ab, der uns wiederholend oft und theuer verſicherte, daß das Mädchen unmöglich ſchlafen werde, weil er es nicht mehr magnetiſire; daß gewiß das Mißlingen dieſes Verſuchs wieder an dem zwiſchen ihm und dem Mädchen zerſtörten Rapport liege, u. ſ. w. Allein alle ſeine Verſicherungen fanden kein Gehör; und wir ließen uns dadurch nicht bewegen, ihn vor der geſetzten Zeit ſeines Arreſtes zu entlaſſen, welches er durch jene Verſicherungen zu bewirken ſuchte.

Ich ging hierauf wieder zu dem Mädchen; und gegen 11 Uhr 45 Min. fing ich mit dem Bedienten eine Unterredung an, in welcher ich ihn ſo anhaltend beſchäftigte, daß er dem Mädchen kein Zeichen geben konnte. Da hatte ich das angenehme Schauſpiel an der ſichtbaren Angſt und Noth des armen Kerls. Endlich ließ ich von ihm ab; da ſchlief dann das Mädchen ſofort, um 11 Uhr 50 Min. ein; und der Bediente viktoriſirte über die Wunder ſeines Herrn.

Darauf kehrte ich um 11 Uhr 60 Min. zum Grafen in den Garten zurük, und lud ihn nunmehr ein, mein Experiment und das Wundermädchen zu ſehen. Ich führte ihn zum ſchlafenden Mädchen. Schon kam der erfreuete Bediente ſeinem Herrn entgegen geſprungen, um den wohlverdienten Dank für ſein Kunſtſtük einzuärndten.

 Beide

Digitized by Google

Beide aber verſtanden ſich diesmal nicht recht, und für den Bajazzo war dieſer Augenblik ſehr kritiſch. Er zog ſich indeß, ſo gut er konnte, aus der Affäre; und der Graf ſagte im erſten Augenblikke ſeines magnetiſchen Zorns: on a trompé mon domeſtique. Kurz darauf wandte er ſich zum ſchlafenden Mädchen, betrachtete es eine Zeitlang, und verſicherte uns ſämtlich mit einer franzöſiſchen Unverſchämtheit, welche höher getrieben ich nie geſehen habe: daß das Mädchen wirklich magnetiſch ſchlafe, daß dieſes eine Folge ſeines Magnetiſirens ſei, und daß er uns denn doch nun hoffentlich überzeugt haben werde. Er wollte nicht zugeben, daß man das Mädchen anrühre, welches nach ſeiner Behauptung wegen des mit ihr genommenen Rapports er nur allein thun dürfe. Das Mädchen, von dem er eben ſagte, daß es litte, wie er an ihren Zukkungen wahrnehme, fing gerade im Schlaf an zu lächeln. Dies gab er aber gleich für ein krampfhaftes Lachen aus. Weiter wollte er keine Experimente vornehmen; denn, ſetzte er hinzu, j'aime mieux ne pas convaincre cent incrédules, que de faire mal à la malade (ſehr chriſtlich!). Auf alles dies ſagte ich ihm kein Wort. Aber Herr Prof. Emporius erinnerte ihn an ſeine im Garten oft wiederholten hohen Betheurungen, daß das Mädchen um die itzige Zeit nicht magnetiſch ſchlafen werde noch könne. Allein er ſchwatzte über dies alles

weg,

weg; und gab mir recht deutlich zu erkennen: wie dergleichen Menſchen auf alle Fälle gefaßt, und im Stande ſind, ſelbſt mit fehlgeſchlagenen Verſuchen ihre Zuſchauer täuſchen zu wollen.

Bei uns hatte dieſer ſein Wille nun aber dies mal die geſuchte Wirkung nicht, weil wir zu gewiß überzeugt waren, des Herrn Grafen heimliche und magnetiſche Kunſt entdekt zu haben. Wir ließen ihn, der wohl verdient hätte, ohne Magnet am wirklichen Magnet bearbeitet zu werden, ſchwatzen was ihm beliebte; und begnügten uns, mit dem Mädchen noch einen Spaß zu machen — welche nach des Grafen Verſicherung ſo feſt ſchlief, daß während dieſer magnetiſchen Kriſe auch ein Kanonenſchuß es nicht aufwekken könne. Ich ſagte daher laut zu Herrn Prof. Emperius: daß wir denn doch auch das geſtern verabredete Experiment verſuchen wollten, uns von der Richtigkeit der Behauptung zu überzeugen, nach welcher das Blut des Menſchen im Somnambulismus weiß ſein ſolle, wenn man in dieſem Zuſtande die Ader öfnen ließe; und rief darauf, man mögte zu dem Ende den vor der Thür wartenden Chirurgen zum Aderlaß des Mädchens hereinholen. Das ſchlafende Mädchen ward, als ſie dies vernahm, roth, holte ängſtlich Athem, ſtand unmagnetiſch auf, lief aus dem Zimmer, und nach Haus; und zwar in eben dem Augenblik, als der Graf weiſſagte, daß es noch wenig-

Digitized by Google

nigſtens eine Stunde ſchlafen werde. Aber auch dieſen Umſtand, der ihn ſo ſehr zu Schanden machte, wußte er gleich als einen beſonderen, nie erlebten, für ihn ſelbſt lehrreichen Vorfall auszulegen (und das mit Recht!!!).

Einem meiner Bedienten, dem das entfliehende Mädchen auf der Treppe begegnete, und der ſie fragte, ob ſie denn recht geſchlafen habe, hat ſie unwillig geantwortet: Wie habe ich denn ſchlafen können? Sie wollten mich ja zur Ader laſſen, und ſprachen vom Feldſcheer.

Der entlarvte Magnetiſt wußte nun eigentlich nicht recht, wie er ſich bei der Sache verhalten ſollte, da er wahrnehmen mußte, daß ſeine Reden auf uns keinen Eindruk machten, um den tiefern Eindruk meiner Verſuche auszulöſchen. Wir erzeigten ihm übrigens noch die Höflichkeit, ihn allein reden zu laſſen; und überließen es dann ihm, aus unſerm kalten Abſchied zu ſchließen, daß wir für alle Zukunft auf ſeinen Magnetismus mit hinlänglicher Ueberzeugung Verzicht thäten. — Seit dieſer Zeit habe ich mich nicht mehr um ihn bekümmert; doch aber gehört, daß er nachher noch verſchiedene „glükliche“ Kuren in der Stadt gemacht habe. Indeß läßt dies eben nicht viel für die Wahrheit ſeiner Kunſt und Lehre vermuthen. Denn wie leicht ſich auch der Klügſte oft vom Sonderbaren einnehmen läßt, wenn es nur ein myſtiſches Anſehn hat, davon geben die wieder in Mode gekom=

gekommenen Geiſterzitationen und andrer derglei-
chen Unſinn der barbariſchen Zeiten, Beweiſe
genug an die Hand.

Ob übrigens der Graf ſelbſt von ſeiner Kunſt
und Lehre überzeugt ſei, oder nicht: das laſſe ich
unentſchieden. Das erſte ſollte man faſt glauben,
weil er ſolche mit ſo heftigem Enthuſiasmus verthei-
digt. Mehr will ich wenigſtens aus deſſen Betra-
gen, Beſcheidenheitshalber, nicht ſchließen.

Braunſchweig. von Sierstorph.

4.

Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs.

(Man ſ. April, S. 293.)

XVII.

Die ſeit dem vorigen Monat aus Frankreich ein-
gegangenen, mir bekannt gewordenen, Nachrich-
ten thun keines Umſtandes Erwähnung, der auf
die Finanzen oder auf die Nekkerſche Verwaltung
derſelben einen weſentlichen Einfluß hätte. Alles
iſt voller Erwartung, wie die allgemeine Ver-
ſammlung der Stände ablaufen wird; und jeder,
der dabei als Mitglied erſcheinen ſoll, bereitet ſich
vor, eine gewiſſe Rolle zu ſpielen, und ſein und

Digitized by Google

ſeiner Wählenden Intereſſe auf das Beſte zu beſorgen. Daß dieſe Verſammlung etwas tumultuariſch ſein wird, iſt ziemlich gewiß vorauszuſehen; ob man aber am Ende ſich doch vereinigen, und einen für die zerrütteten Finanzen heilſamen Entſchluß faſſen wird: darüber läßt ſich itzt noch nichts gewiſſes ſagen.

In den Zeitungen ſteht zwar, daß der Reichstag folgende drei Punkte beſtimmen wird: 1) daß die bisher gemachten Schulden Nationalſchulden des Staats werden ſollen; 2) daß die Abgaben gleichförmig vertheilt werden, ſo daß kein Stand und keine Perſon von der gemeinſchaftlichen Laſt befreiet ſein ſoll; 3) daß die individuelle Freiheit eines jeden Bürgers und Unterthanen in Frankreich nach richtigen Grundſätzen feſtgeſtellt werden ſoll.

Werden dieſe Schlüſſe gefaßt, ſo hat freilich Nekker ein gutes Spiel, indem er alsdann weiter nichts thun darf, als: 1) aus dem geſammten Vermögen des franzöſiſchen Reichs zu beweiſen, daß die bisher gemachten Schulden übernommen werden können; 2) die Mittel anzuzeigen, deren er ſich bedienen will, um den zur Bezahlung der Zinſen und zur Tilgung der Staatsſchulden erforderlichen Theil des Staatsvermögens in den Königlichen Treſor zu bringen.

Allein, nach dem was bis itzt auf mehrern Provinzialverſammlungen vorgefallen iſt, und nach der itzt Statt findenden allgemeinen Gährung unter

allen

allen Ständen Frankreichs zu urtheilen, dürften wohl dieſe heilſamen Schlüſſe nicht ſo einſtimmig abgefaßt werden. — Jedoch, wir wollen warten, bis der Reichstag eröfnet iſt; und ſobald Nekkers Plan in Abſicht auf die Finanzen bekannt wird, werde ich meine Bemerkungen darüber den Leſern der Monatsſchrift mittheilen.

Nekker hat übrigens vor einiger Zeit die Erklärung gegeben, daß er „nur ſo lange das Ruder führen wolle, als der Sturm fortdaure; und daß er ſogleich abtreten werde, wann der Sturm ſich gelegt habe". Den Zeitungen zufolge, ſoll die Königinn ſich hierauf gegen ihn geäußert haben: „Bei dieſer Bedingung werde Frankreich Nekkers Dienſte nicht verlieren, weil der Sturm wohl ewig fortdauren dürfte". — Ich weiß nicht, ob dies ein Kompliment oder eine Satire auf Nekkern ſein ſoll.

Berlin, d. 14 April 1789.

5.

Nachricht von der Philidorſchen Geiſterbeſchwörung.

Schreiben des Herrn Verfaſſers an die Herausgeber.

Meine Herren!

So ungern ich mich auch entſchließe, irgend etwas dem Druk zu übergeben, ſo ſehe ich mich dennoch gemüſſiget, denjenigen lächerlichen Vorgang umſtändlich und öffentlich zu erzählen, welcher ſich den 30 März, in einer ſehr angeſehenen Verſammlung, von welcher ich die Ehre hatte ein Mitglied zu ſein, zugetragen hat.

Die darüber im Publikum entſtandenen Gerüchte ſind durch die allerungegründeteſten Zuſätze: von Thätlichkeiten mit entblößtem Degen, Vernichtung des Apparats, Verletzung eines kleinen Knaben, und andern ſonderbaren Erdichtungen, dergeſtalt verunſtaltet worden, daß am Ende nicht ein Schatten der eigentlichen Geſchichte übrig geblieben. — Da nun durch dergleichen Erzählungen mir ſelbſt, vorzüglich aber der mir über alles ſchätzbaren Wahrheit, geſchadet werden könnte; ſo habe ich mich genöthiget geſehn, den wahrhaften Vorgang in beikommendem Aufſatz zuſammen zu tragen.

Sie

Sie, meine Herren! die es Sich rühmlichſt zur Pflicht gemacht, Irthum, Aberglauben, und ſchädliche Vorurtheile zu beſtreiten, gefährdevollen Betrug aber nach Möglichkeit zu enthüllen, werden in dieſer — und nur in dieſer — Hinſicht meinen Aufſatz vielleicht nicht unwerth finden, ihn einen Platz in Ihrer beliebten Monatsſchrift einnehmen zu laſſen.

Ich habe die Ehre, mit einer vollkommnen, vorzüglich auf Ihre unerſchütterte Wahrheitsliebe ſich gründenden, Hochachtung zu ſein

Meine Herren!

Ihr

Berlin, d. 20 April 1789.

gehorſamer Diener
Freih. von der Reck,
K. Kammerherr, des St. Johanniter Ordens Ritter.

* * *

Unter den vielen Gauklern, welche heimlich und öffentlich hier herſtrömen, um ſich auf Koſten des neugierigen oder leichtgläubigen Theils des Publikums zu bereichern, befand ſich auch im Monat Februar und März ein Taſchenſpieler, Namens Philidor, welcher ſich — nach Art dieſer Leute — gerne das Anſehen geben wollte, mit ſolchen (zur Schande unſers itzigen Zeitalters ſo beliebten!)

Wunder-

Wundergaben ausgerüſtet zu ſein, durch welche ſo viele Argliſtige ihre zum Nachforſchen nicht aufgelegte Nebenmenſchen zu täuſchen ſich bemühen. Ob derſelbe an irgend einem Orte zu den finſtern Winkeln des Aberglaubens und der Schwärmerey gehöre, wo Geiſterbeſchwörungen und Goldmacherreiverſuche die erbarmungswerthen Beſchäftigungen ſind, weiß ich nicht.

Er hat ſeine Taſchenſpielervorſtellungen unter der ſonderbaren Benennung „magiſcher Experimente“ öffentlich angekündigt; ob aber der Zulauf der Neugierigen groß und ergiebig geweſen ſeyn mag, iſt mir nicht bewußt; wohl aber iſt mir von verſchiednen glaubwürdigen Perſonen verſichert worden, daß die von ihm gezeigten Stükke mit weniger Fertigkeit vorgetragen, und weit unter diejenigen geſezt werden müſſen, wodurch andere ſeines gleichen ſich einen Ruf von vorzüglicher Geſchiklichkeit zu erwerben gewußt haben. — Es ſei nun, daß dieſe Quelle aus dem angeführten Grunde ſich nicht ergiebig genug gezeigt, und derſelbe ſein Glük auf eine andere Weiſe verſuchen wollen, oder daß er bloß ſeinen verborgenen Abſichten gefolgt: Genug, es ward mir hinterbracht, daß er ſich gegen einige wenige Perſonen erboten, in einer Verſammlung von 12 bis 14 Subſkribenten verſtorbene Perſonen zu beſchwören und erſcheinen zu machen.

Dis

Bis dahin war mir nicht zu Ohren gekommen, daß dergleichen Dinge an irgend einem Orte öffentlich betrieben würden. Da ich nun nicht zur Zahl derjenigen gehöre, die im blinden Gehorſam, obwohl mit offenen Augen, Sachen zu ſehen vermeinen, die der Natur der Dinge nach nicht ſichtbar ſein können, mich auch nicht in unbedingtem Glauben an dem ſüßen Vorſchmak unerfindlicher, wenigſtens zur menſchlichen Glükſeligkeit nicht nöthiger, Geheimniſſe zu laben weiß; ſo mußte ich völlig vermuthen, als ein Ungeweiheter zur Zahl der Subſkribenten nicht zugelaſſen zu werden: zumal mir auch gar nicht bekannt geworden, an was für Perſonen der Antrag eigentlich geſchehen war.

Ein angeſehener Fremder, welcher ſich ſeit einiger Zeit hier aufhält, erzählte mir d. 29 März Abends zufällig: „daß Philidor ſich anheiſchig gemacht, ihm ſeinen ſeit langer Zeit verſtorbenen „Vater in einer Erſcheinung zu zeigen, zu welchem „Ende er dem Künſtler ſeit 2 Tagen eine umſtändliche Beſchreibung der Geſtalt deſſelben geben „müſſen;“ und er trug mir an: „ob ich, nebſt einigen Andern, ein Zeuge ſein wollte, wie weit „Täuſchung und Betrug ihr Spiel treiben können?“ — Ohne mich zu erkundigen: wer mehr von der Geſellſchaft ſein würde, ergrif ich die Gelegenheit mit Freuden; und mit dem feſten Entſchluß, den Betrug wo möglich zu entdekken, ſo tief er auch immer verborgen läge.

Ich

Ich erhielt ein Entréebillet, welches 1 Friedrich d'or koſtete; und eilte Montags den 30 Mä Abends gegen 7 Uhr nach einem am Friedrich ſtädtſchen Markt belegenen Hauſe, als dem ang zeigten Ort der Verſammlung. Hier ward ich ein Zimmer des Erdgeſchoſſes gewieſen: wo Ma dame Philidor, und ein kleiner unterſätzig Mann befindlich waren; welchen leztern die Da einen Profeſſor nannte. — Ob ein Profeſſor d Magie, oder einer andern Wiſſenſchaft: habe nicht erfahren; wohl aber ward ich ihn demn im Zaubergemach gewahr, wo er ſich im Win hinter uns rechter Hand oben an gedrängt hat wahrſcheinlich, um die elektriſchen Schläge, d Herr Philidor uns zudachte, an dem verborgenen Ableiter zu befördern. — Er ging, ſo wie Ma dame, ängſtlich ab und zu; vermuthlich, um d Zauberer von der Gemüthsfaſſung der Ankomme den zu unterrichten.

Ich fand und ſah zu meinem Vergnügen, vi der vornehmſten und angeſehenſten Perſonen a langen; welche, ſo wie ich, nicht in der Abſicht ge kommen waren, Geiſter zu ſehen, ſondern um ſi mit dem Schauſpiel zu beluſtigen: wie weit Unver ſchämtheit und Betrug ihr Spiel treiben würden. Wie es denn auch kaum glaublich iſt, daß irgen Jemand, mit Beiſeiteſetzung und Verwirrung al ler Begriffe von der Güte und Gerechtigkeit Got tes, auch nur einen Augenblik glauben könne, ein

Taſchen-

-ſchenſpieler oder ein ihm ähnlicher Menſch könne
die Macht haben, „Seelen verſtorbner Perſonen
von dem Ort ihrer Beſtimmung abzurufen, um
ſolche zur Beluſtigung einiger neugierigen Perſo-
nen dienen zu laſſen.“

Nachdem wir alle, 14 an der Zahl, verſamm-
let waren; wurden wir durch verſchiedne ſchlechte
und faſt ganz dunkle enge Treppen bis in das dritte
Stokwerk geführt. Hier fanden wir an der zu-
nächſt an die Treppe ſtoßenden Thüre den Herrn
Philidor, ſchwarz gekleidet; welcher uns erſuchte,
noch etwas zu verweilen, und Pelze, Mäntel,
Ueberrökke und Hüthe, vorzüglich aber Degen und
Stok abzulegen. Verſchiedne der Anweſenden leiſteten
dieſem pünktliche Folge; ich verweigerte
aber meinen Degen abzulegen, und verſchiedene
andre folgten meinem Beiſpiele. — Herr Philidor,
welcher inmittelſt die noch verſchloſſene Thüre
verlaſſen hatte, kam kurz darauf zurük, und öfnete
endlich vorangehend das Zimmer.

Eine nicht 2½ Fuß quer vor der Thüre im Innern
des Zimmers an der Wand hinablaufende,
ungefähr 4 Fuß hohe, Barriere beſchränkte den
Raum, den wir einnehmen ſollten, dergeſtalt, daß
die Thüre ſich kaum zur Hälfte öfnete. Wir mußten
uns mühſam um dieſelbe wegdrängen; und,
nachdem wir insgeſammt eingetreten waren, verſchloß
der Magus, der ſich inmittelſt jenſeits der

Barriere begeben hatte, die Thüre. — Bei dem Scheine einer kleinen Lampe, wurden wir nunmehr gewahr, daß wir uns in einem kleinen, kaum 14 Quadratfuß großen, etwa 8 Fuß hohen, von allen Möbeln entblößten Zimmer befanden, deſſen Wände und Dekke mir blendend weiß ſchienen. Zwei im Zimmer befindliche Fenſter waren mit eingepaßten überzogenen Rahmen von gleicher Weiße wie die Wände dicht verſchloſſen. In der Mitte des übrigen Raums ſahen wir auf dem gedielten Fußboden einen mit Kreide gezeichneten Kreis, in deſſen Mitte ein länglich zuſammengeſchlagenes ſchwarzes Tuch lag. Auf dieſes Tuch war ein kleiner ſchwarzer Zauberſtab hingeworfen; auf der Mitte des Tuchs ſtand die vorerwähnte kleine Todtenlampe; und neben dem Tuch ein viereckigtes Kohlenbekken mit faſt ausgebrannten Kohlen, ungefähr in der Form, wie ſolches in Funks natürlicher Magie, Taf. V. Fig. 22 abgebildet ſteht.

Ich umſchaute ſorgfältig alle Verhältniſſe des Zimmers; vorzüglich bemühte ich mich, zu ſehen: ob nicht irgendwo einige elektriſche Konduktors, als eiſerne Stifte, ausgeſpannte Ketten oder Drat, verborgen wären. Ich konnte aber von allen dieſem wegen des wenigen Lichts nichts entdekken, auch ſonſt nichts verdächtiges wahrnehmen, als: daß mir die uns gegenüberſtehende Wand keine Kalkmauer, ſondern eine Blindiere, durchſichtig wer-

werden könnende, Wand schien *). Ich machte dies meinem Nachbar bemerklich; und der Erfolg zeigte, daß ich nicht irrete. — Inmittelst verschiedne von uns sehr launigte Anmerkungen über die lächerliche Scene, und unsere Versammlung selbst, machten; bat der Zauberer um einige Aufmerksamkeit. Er redete uns in französischer Sprache folgendergestalt an — und so schwer es auch ist, sich einer so sonderbaren Rede nach Verlauf von einiger Zeit genau zu erinnern, so will ich mich dennoch bemühen, sie hier mit seinen eigenen Worten niederzuschreiben.

„Meine Herren (sagte er) da Sie Sich einmal „entschlossen haben, dieser Versammlung beizuwohnen, so muß ich Sie ersuchen, Sich der „Wichtigkeit der Sache wegen zu sammlen. Sie „sind, ja ich kann es Ihnen nicht bergen, Sie sind „insgesammt mit den größten Gefahren umgeben; „und auch mir drohet schrekliche Gefahr. Jedoch „kann allem Uebel und Unglük vorgebeugt werden, „wenn Sie pünktlich demjenigen Folge leisten,

 „was

*) Ich habe nachmals Gelegenheit gehabt, das Zimmer näher zu untersuchen: es ist mit einer Bretterwand abgeschlagen, aus deren Mitte die Bretter auf eine Oefnung von etwa 6 Fuß weggenommen worden. Die Wand war mit doppeltem feinen Papier überzogen; nur der Theil, welcher die gedachte Oefnung verschlossen, fehlte; mithin war nicht auszumachen: ob dies Papier oder Felle gewesen.

„was ich Ihnen befehlen werde.“ — Hier ſtammlete ihm die Zunge; weil er ſelbſt fühlte, wie unverſchämt es war, ſich eines ſolchen Ausdruks zu bedienen. Ich läugne es nicht, mein ganzes Gefühl entbrannte, zu hören: daß ein ſo elender Gaukler ſich erdreiſtete, eine ſo angeſehene und unbefangene Verſammlung in einem Tone anzureden, durch welchen ſich kaum ein zehnjähriges vernünftig erzogenes Kind würde haben erſchrekken laſſen. Der gröſte Theil der Geſellſchaft brach daher auch in ein lautes Hohngelächter aus und rief: Das wollen wir erſt hören! — „Sie „werden daher belieben“ (fuhr unſer Zauberer fort) „Sich die Hände zu geben, unverändert auf „Ihren Plätzen zu bleiben, und ruhig dasjenige „zu erwarten, was ſich ereignen wird. Vorzüg„lich bitte ich, mich nicht zu unterbrechen, oder „Sich Ihre Bemerkungen mitzutheilen, weil ich „ſonſt keinem für die daraus erwachſende Gefahr „einſtehen kann.“ — Wir gaben uns zum Schein die Hände; ich bat aber einen Augenblik nachher meine Nachbaren, mich loszulaſſen, weil ich beſorgte, Herr Philidor mögte uns einen elektriſchen Schlag beibringen.

Dieſer trat hierauf in den Zirkel, legte den Zauberſtab zur Seite, hob die Lampe von dem ſchwarzen Tuch, ſezte ſolche in den Kreis, nahm das ſchwarze Tuch, entwikkelte daſſelbe, und ſtrekte es längs der uns entgegenſtehenden Wand zur

Erde;

Digitized by Google

Erde; ein zweites darunter liegendes ſchwarzes Tuch ſtrekte er darneben, ſetzte das Kohlenbekken in die Mitte des Kreiſes, hob den Zauberſtab auf, und löſchte endlich die Lampe aus.

Nun befanden wir uns in einer völligen Finſterniß; außer daß die Kohlenpfanne einen kaum ſichtbaren widrigen Schein auf das ſchwarze, die ganze Länge der Wand haltende Tuch, verbreitete. Aus dem ſtarken Geräuſch eines aufgewikkelten Papiers urtheilte ich, daß uns der Zauberer nach gewöhnlicher Art mit einem betäubenden Geruch erquikken würde. Auch ſahen wir einen Augenblik nachher die Kohlen ſich etwas beleben, und einen dikken weißen Rauch aufſteigen, welcher ſich in ungeheurer Menge mit ziemlich widrigem Geruch im Zimmer verbreitete. Nachdem dieſes vollendet war, ſchlug der Zauberer verſchiedene Zirkel mit ſeinem Stabe um ſich, wie wir aus dem Scharren auf dem Fußboden hören konnten, und hub nunmehr ſeine Beſchwörungen an. Die Worte, die er hierbei ſprach, konnte ich nicht verſtehen, weshalb ich ſie hier nicht herſetzen kann; außer daß der ehrfurchtswerthe Namen Jehovah öfter darin vorkam.

Kaum hatte er dieſe Beſchwörungen angefangen, als ſich ein wirklich ungemein heftiger Donner, welcher das ganze Zimmer erſchütterte, um und über uns verbreitete. Da mir die Art, wie ſolcher Donner gemacht wird (nehmlich vermöge

Digitized by Google

eines groſsen, auf einem tiefen Rahm geſpannten Trommelfelles, auf welches man mit geballter Fauſt wiederholentlich ſchlägt) ſehr gut bekannt iſt *); ſo rief ich dem Zauberer zu: dieſer Donner erſchrekt mich nicht, ich könnte ſolchen zur gelegenen Zeit und an gelegenem Ort erwidern laſſen. — Er gebot mir, ſtille zu ſein; und nun rief er: Geiſt, ich gebiete dir, zu erſcheinen!

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als ich oben an der Dekke in gleicher Entfernung von den beiden Seitenwänden, wo wahrſcheinlich die falſche Wand befeſtigt war, zwei Pünktchen Licht entdekte. Hieraus urtheilte ich, daß nunmehr das Licht, vermöge deſſen die Figur im Durchſchein (Tranſparent) an der Wand erſcheinen ſollte, in das Nebenzimmer herbeigebracht werde. Wir wurden auch gleich an der Wand gewahr, daß ſich ein Strich, von ungefähr 3½ Fuß hoch, erleuchtete, und ſich allmählig zu einer vollkommnen Figur ausbildete **); welche wir einſtimmig

*) Der Ausländer wegen, merken wir an: daß der hochachtungswürdige Herr Verfaſſer dieſes intereſſanten Aufſatzes zugleich „Generaldirektor der Königl. Schauſpiele„ iſt. A. d. H.

**) Verſchiedne der zugegen geweſenen Herrn Zuſchauer ſind der Meinung, daß die Figuren in Lebensgröße, Andre, daß ſie in der Höhe von 5 wenigſtens 4 Fuß erſchienen. Wenn ich aber bedenke, daß das ganze Zimmer höchſtens 8 Fuß hoch war, und dasjenige abrechne, was oben und unten

g, an dem ſtark hervorragenden Kinn, der
öpften Perüke, und dem ſehr gebeugten Rükken,
ch den bekannten Büſten und Kupfern, für die
ur des berühmten Herrn von Voltaire erkann-
te. Ich ſah nun deutlich an einer die Figur quer
rchſchneidenden dunkeln Linie, daß die Wand
zuſammengeleimten Fellen oder Papier be-
ſtand. Verſchiedene der Zuſchauer riefen einſtim-
mig: „Elende und ſchlecht ausgeführte Erſchei-
nung eines gewöhnlichen Transparents!“ —
Der Zauberer ermahnte uns ernſtlich, uns ruhig
verhalten, und uns und ihn nicht den ſchreklich-
ſten Gefahren auszuſetzen. Wir lachten herzlich,
baten ihn, unſerthalben unbeſorgt zu ſein, und
fortzufahren. Er gebot alſo, ſeinem Ausdruk nach,
dem Geiſt, zu verſchwinden: und das Transparent
verlor ſich allmählich.

Er kündigte uns nunmehr die Erſcheinung eines
Geiſtes an, für welchen, wie er ſagte, wir hoffent-
lich mehr Ehrfurcht haben würden. Nach vorher
gegangener Räucherung, Beſchwörung, und erreg-

unten an der Wand weiß blieb; ſo glaube ich, daß die Größe der Figur zwiſchen 3 und 4 Fuß am richtigſten zu beſtimmen ſei. Ich führe dieſen an ſich unerheblichen Umſtand bloß deshalb an, um zu zeigen; wie verſchieden auch wirklich unbefangene Perſonen in dergleichen Fällen ſehen; und wie wenig alſo denenjenigen zu trauen iſt, die nicht unbefangen, ſondern zur Annahme alles Wunderbaren geneigt ſind.

widrige Empfindung zur Ruhe zu bringen, oder wohl gar in Schrekken zu ſetzen. Er gebot uns alſo: wegen der groſſen Gefahr, worin wir uns durch unſer Betragen verſetzt hätten, die Hände recht feſt zu halten; und rief demjenigen von uns der am linken Ende oben an ſtand, zu: dasjenige geſchwind zu ergreifen, was er ihm darreichen würde. Wir hingegen riefen ihm zu: es nicht anzunehmen; und einige der Zuſchauer kündigten mit ſehr geſetztem Tone dem Zauberer an: daß, wenn er uns einen elektriſchen Schlag beibrächte, er ſolches ernſtlich bereuen würde *). — Da ihm auch dieſe letzte Hofnung fehl geſchlagen, verlor er ganz alle Faſſung: er ſprang ängſtlich hin und her, und bat nun, da noch verſchiedne auf die Erſcheinung des Teufels beharreten, dringend: ihn hiermit zu verſchonen. Dagegen ſchlug er vor: den Vater des vorerwähnten Fremden nun erſcheinen zu laſſen.

Nachdem ſolches endlich bewilliget worden, ließ er das Bild des verſtorbnen Königs verſchwinden

erneu-

*) Da ich nach Philidors Abreiſe das Zimmer untersuchte, fand ich noch viele kleine Nägel auf dem Fußboden an den Wänden rund herum eingeſchlagen, an welchen ein dünner Eiſendrat befeſtiget geweſen, wie aus vielen Ueberbleibſeln deutlich zu erſehen war. — Ich vermuthe: daß, in dem nehmlichen Augenblik, als er uns mit dem elektriſchen Schlag zu züchtigen gedachte, er vermöge dieſes Drats einige brennbare Sachen entzünden wollen, um das ganze Zimmer wie in Feuer ſtehend darzuſtellen.

erneuerte das Räuchern, wiederholte die Beſchwörung, unter öfterm Ausſprechen des Namen Jehovah; und nun erſchien die Geſtalt eines Petitmaiters im modernen Frak, wie man ſolche im Modejournal und in Taſchenkalendern zu ſehen pflegt; welche dann einem betagten ſeit langen Jahren verſtorbnen Engländer nicht ſehr gleichen konnte.

Inmittelſt nahm der Rauch in dem faſt hermetiſch verſchloſſenen kleinen Zimmer bis zum Unausſtehlichen zu; und die Geſellſchaft, ermüdet ob der elenden Gaukelei, rief einſtimmig: „Man öfne „die Thüre! Licht herein! daß der Betrug näher „entdekt werde!“ — Der Zauberer bat, noch die Erſcheinung des Königs Heinrich IV anzuſehen. Da aber die Beklemmung mit jedem Augenblik zunahm, und keiner der Zuſchauer Luſt bezeigte, hier länger zu verweilen, vielmehr mit Ungeſtüm gerufen ward, die Thüre zu öfnen; ſo ſah er ſich genöthiget, ſich dieſem Begehren zu fügen.

Ich ſtand dergeſtalt, daß ich mich durch Oefnung der Thüre von den mir rechter Hand ſtehenden Zuſchauern abgeſchnitten befand. Bei dem durch die geöfnete Thüre einfallenden Abendſchimmer ward ich gewahr, daß der Zauberer den der Thüre geradeüber ſtehenden Obertheil der Barriere aufgehoben hatte, um dergeſtalt durch Ueberlehnung des Körpers die Thüre aufſchließen zu können.

Digitized by Google

nen. Ich ſchob die Thüre wieder zu, und ſagte ihm: „Mein Herr, ich bitte die Barriere zu öf„nen, ich will herein,“ Er verbat ſolches, und legte ſich mit vollem Körper auf dieſelbe. Ich ermahnte ihn ernſtlich, ſich nicht zu widerſetzen; und da die hinter mir befindlichen Zuſchauer mit Ungeſtüm riefen: „Licht her, daß der Betrüger gänz„lich enthüllt werde!“ ſo trat er zurük. Ich ſtieg alſo ruhig über die Barriere: ob mir jemand folgte, konnte ich wegen der großen Dunkelheit nicht bemerken. Hier erwartete ich nun ſicherlich, durch Berührung einiger verſtekten Konduktors einige elektriſche Schläge zu bekommen; da dieſelben aber nicht leicht gefährlich ſind, ſo ging ich ruhig die Wand entlang, ſchlug mit umgedrehter Hand auf dieſelbe, und indem ich mich von meiner Muthmaßung überzeugte, rief ich den Zuſchauern zu: „Die Wand iſt zum Theil von Trommelfell oder „zuſammengekleimtem Papiere; und daß man auf „dieſer, vermöge einer Laterna Magika oder eines „in Oel getränkten Bildes, hinter welches ein Licht „geſtellt wird, alles was man will erſcheinen ma„chen kann, iſt kein Wunder.“

Der enthüllte Zauberer ſtand nunmehr, mit ſeiner inmittelſt herbeigeeilten Frau, ſehr betreten da, und ſah nun wohl, daß alle geſchöpfte Hofnung der ſüßeſten Ausſichten, durch den Mangel des Wunderglaubens bei dieſer Geſellſchaft, vernichtet

war.

war. Wir warnten ihn ernſtlich, ſich vor derglei⸗chen Betrügereien inskünftige zu hüten, weil ſol⸗ches vielleicht nicht immer ſo gut für ihn ablaufen möchte *); und verließen hierauf, unter vielem Lachen, die häßliche Scene, mit dem herzlichen Wunſche: daß doch alle diejenigen, welchen der⸗gleichen Dinge im ernſtlichen Tone vorgetragen werden, ſo wie wir, prüfen und unterſuchen möch⸗ten, um ſich zu überzeugen, daß bei allen ſolchen, wenn gleich unnatürlich ſcheinenden, Dingen doch ſicherlich die natürlichſten, obgleich uns zuweilen verborgenen, Urſachen zum Grunde liegen.

v. d. Reck.

*) Zur Ehre eines Hochlöblichen Polizeidirektoriums muß ich hier anführen daß es den andern Morgen früh von dem ganzen Vorgang unterrichtet gewe⸗ſen, den Philidor gleich zur Verantwortung gezogen, demſelben dergleichen Gaukelei unter⸗ſagt, Seinen Bericht höhern Orts erſtattet, und den Allerhöchſten Befehl erhalten: „dergleichen „gegen die Religion und guten Sitten anſtoßende „Gaukeleien nicht zu geſtatten, vielmehr den Zau⸗„berer ſo fort von hier zu entfernen.“

6.

Erzählung einer neulichen Geiſterzitation in Berlin.

Von einem Augenzeugen *).

Selbſt eine Pfuſcherei in Swedenborgs, Schröpfers und Kaglioſtros Handwerk liefert einen nützlichen Beitrag zur Geſchichte der modernen geheimen Künſte: theils in ſofern ſie die Mannichfaltigkeit oder den Mechanismus des Betruges aufdekt; theils, in ſofern ſich aus dem Betragen der Zuſchauer die Stimmung und Empfänglichkeit der Ortsbewohner für ſolche Alfanzereien beurtheilen läßt. Den Berlinern kann daher die Bekannt-

ma-

*) Es wird dem Publikum gewiß angenehm ſein, zwei Berichte, beide von Augenzeugen, über dieſe Sache zu leſen; und für die Berl. Monatsſchrift iſt es ſchmeichelhaft, daß angeſehene Männer die von ihnen beobachteten merkwürdigen Vorfälle in dieſer Hauptſtadt, in der Monatsſchrift erzählen wollen. Die kleinen Verſchiedenheiten in den Vorſtellungen von Nebenumſtänden ſind nicht bloß für die Wahrheit der Geſchichte unnachtheilig, ſondern beſtätigen dieſelbe vielmehr, und ſind auch ſonſt (wie beide Herrn Verfaſſer anmerken) lehrreich. Wir wünſchen übrigens jedem Orte in Deutſchland, wo dergleichen Gaukeleien getrieben werden, eine Geſellſchaft von ſolchen unbefangenen unleichtgläubigen Zuſchauern und von ſolchen einſichtsvollen wahrheitliebenden Forſchern. A. d. H.

Digitized by Google

machung eines magiſchen Verſuchs nicht unange⸗ nehm ſein, durch welchen Herr Philidor, ein Bra⸗ bänter und Neffe des berühmten Schachſpielers und Virtuoſen, ſich für den geringen Beifall ſei⸗ ner andern Taſchenſpielerkünſte allhier zu entſchä⸗ digen ſuchte.

Es war nichts geringers als eine Geiſterbe⸗ ſchwörung, zu welcher der angebliche Phyſiker *), nach einer zwölftägigen Vorbereitung, am 30 März d. J. eine Geſellſchaft von vierzehn Männern ge⸗ gen Erlegung eben ſo vieler Friedrichsd'or **) ein⸗ lud; nachdem ſolche ſich vorher das Verſprechen ge⸗ ben laſſen: ohne Nachtheil der Geſundheit und mit ungeſchwächten Sinnen dem Verſuch beiwohnen zu können. Vor der Thüre mußten ſie, unter dem Vorwande des engen Raums, ihre Hüthe, Män⸗ tel ***), und Stökke ablegen; welche leztere Ent⸗

waſ⸗

*) Expériences *Phyſiques* du St. Philidor: war die beſcheidene Ankündigung auf den ausgetheilten Eingangszetteln. Dies war um deſto ſeltſamer, da er ſeine vorher öffentlich gezeigten ziemlich unbedeutenden Taſchenſpielereien in den Zeitungs⸗ ankündigungen „magiſche Experimente„ genannt hatte.

**) Die Geiſter kommen für 14 Friedrichsdor; die magnetiſchen Wunder des Grafen Cagliostro wollten nicht unter 40 Friedrichsdor erſcheinen; man ſ. oben S. 435.

***) Vorzüglich ward darauf gedrungen, die Pelze abzuziehn; — vermuthlich, weil ſie die Elektri⸗ zität ſtören würden.

wahrung noch eine andre sehr erſprießliche Abſicht gehabt haben mag. Sie wurden darauf im zweiten Stokwerk in ein länglichviereckigtes Zimmer mit geweißten Mauern und mit zwei Fenſtern und einer Thür, und in demſelben auf einen mit Latten abgeſonderten engen Platz geführt, auf welchem an beiden Ekken eine metallne Hand hervorſtand. Nahe an der Thüre, bei dem einen Ende des abgeſonderten Platzes, ſtand ein Gehülfe des Künſtlers. Im Zimmer war ſonſt nichts, als innerhalb einer auf dem Fußboden mit Kreide gezognen Ellipſe, ein zuſammengeſchlagenes ſchwarzes Tuch, eine brennende Lampe, und ein Rauchfaß befind-lich. Der Zauberer hielt überdem im Anfange ein brennendes Wachslicht in der Hand; und war, ohne irgend eine Auszeichnung, ſchwarz gekleidet. Er fragte ſeine Geſellſchaft im pathetiſchen Tone: ob ſie feſt entſchloſſen wären, Geiſter zu ſehen, und zu dem Ende ſich den Geſetzen unterwerfen wollten, welche er ihnen vorſchreiben müſſe? Beides ward, mit einer wenig Ernſt verſprechenden Spötterei, bejahet. Er erinnerte ſie nunmehr: daß er nicht, ſo wie Schröpfer, eine vierzehntägige Vorbereitung in der Diät zur Einweihung in dieſe Myſterien erfordert habe; daß er auch des ſonſt gewöhnlichen Hülfsmittels nicht bedürfe, zufolge deſſen man ſonſt nur zwei oder drei Perſonen zuzulaſſen, und ſolche den ganzen Tag über in demſelben Zimmer einzuſperren pflege: wogegen er ſeine Zu-

ſchauer

ſchauer nicht einmal kenne. Nur verlange er, daß Niemand ſich von der Stelle bewege, Niemand etwas angreiſe, Keiner während der Operation ſpreche, noch weniger einem Andern ſeine Gedanken über das Geſehene mittheile; Sobald eines von dieſen Geſetzen übertreten werde, ſtehe er nicht mehr für die überaus große Gefahr, welcher ſie ſämmtlich dadurch ausgeſetzt ſein würden.

Ohne ſeinen Zuſchauern die künftige Verſchwiegenheit zu empfehlen, welche für ihn nützlicher, als alle übrigen Vorſchriften geweſen wäre; legte er itzt das ſchwarze Tuch, als zu der Feierlichkeit weſentlich nöthig, auseinander, und bedekte damit den Fußboden längſt der Zauberwand. Licht und Lampe wurden itzt ausgelöſcht, und, in der völligen Dunkelheit, da es acht Uhr Abends war, und der Künſtler auch die dichten Fenſtervorhänge weislich niedergelaſſen hatte, benutzte er noch dazu das Rauchfaß auf eine für die Augen ſeiner Zuſchauer ſehr empfindliche Art. Mit väterlicher Sorgfalt erinnerte er ſie nochmals in jeder Pauſe an die große Gefahr, in welcher ſie ſich befänden; empfahl ihnen ſich die Hände zu geben, um nicht zu fallen, und denen beiden, welche an den Ekken ſtanden, die metallne Hand anzufaſſen, welche er in der Dunkelheit für eine abgeſtorbene Hand (Main-morte) ausgab. Erſt nachher iſt bemerkt worden, daß dabei ein Eiſendrat auf dem Fußboden herabgehangen habe, zu deſſen beſſerer

Leitung der in dieſer Gegend ſtehende Gehülfe des Künſtlers dienen konnte. Die hiebei von einem erfahrnen Zuſchauer mit Nachdruk gegebene Verſicherung: daß durch die etwanige Anwendung eines zu empfindlichen elektriſchen Schlages der Zauberer ſich einer unangenehmen Erwiderung ausſetzen würde, verſtimmte zuerſt den feierlichen myſteriöſen Ernſt, bei welchem allein eine Täuſchung gedeihen kann. Sie ſchien indeß dem Theurgen das ſtille in ſich gekehrte Weſen ſehr natürlich beizubringen, welches er, als Schröpfers Schüler, billig im Anfang ſchon hätte annehmen ſollen. Auch ward den Zuſchauern, durch ihre häufigen witzigen Bemerkungen, izt manche Grimaſſe entzogen, durch welche ſonſt der troz aller Entwafnungs-Vorſicht furchtſam gewordene Künſtler die Farce vielleicht noch lächerlicher gemacht haben würde. Die unterlaſſene Anwendung der Elektrizität mag dabei wohl der geringſte Verluſt geweſen ſein. Aber vielleicht hätte der Magus ſodann noch das Beſchwörungsbuch und andere Amulete, auch Bliz, Wind, Sturm, Regen, Hagel, Knall, drohende Bewegung und Sprache der Bilder, und einige der übrigen Kunſtgriffe, welche Akuſtik, Optik, und magnetiſche Kraft darbieten, um Schrekken und Erwartungen zu erregen, zu Hülfe genommen. Und dann, könnte man ſagen, wäre eine eigenmächtige genaue Unterſuchung des Mechaniſmus eine zwekmäßige Beſtrafung des Be-

truges,

trugs, und für Andre die ſicherſte Verwahrung gegen Leichtgläubigkeit, geweſen. Itzt hingegen war das Lachen des Witzes und Spottes doch ein trefliches Mittel gegen die ſonſt leicht mögliche Wirkung der nur zu bald in Aufruhr gebrachten Phantaſie; und zugleich ein deutlicher Beweis der Unbefangenheit und Kaltblütigkeit der Zuſchauer.

Die Beſchwörung nahm nun mit gebieteriſcher aber dumpfer und unverſtändlicher Stimme, nach einigem Hin- und Herſchreiten im Kreiſe, mit dem Zauberſtabe den Anfang. Es waren faſt dieſelben heiligen Worte, denen auch Kaglioſtro nach dem Zeugniſſe der Frau von der Recke übernatürliche Kräfte beimißt *); mit Jehovah, dem Namen des beſchwornen Geiſtes, und einigen franzöſiſchen Formeln **) vermiſcht. Ueber dem Zimmer erſchallte ein Donner, den man jedoch natürlicher in Schauſpielhäuſern zu hören pflegt; und das Lämpchen warf einige Funken von ſich. Nach einigem Hin- und Herbewegen des Rauchfaſſes, und nach einigen in Extaſe auf die Zuſchauer geworfenen Blicken, erſchien auf ein lautes: Eſprit, parois!

Ji 2 an

*) Nehmlich: Helion Me'ion Tetragrammaton. Man ſ. Frau v. d. Recke Schrift über Kaglioſtro, S. 66, 106, 107. Daß dieſer Zauberer auch, wie der unſrige, das Stillſtehn und Stillſchweigen befahl, ſieht man S. 68, 69.

**) Ah! Parois, eſprit terrible! Eſprit terrible, épargne en moi!

Digitized by Google

an der von den Zuſchauern etwa 12 Fuß entfernten weißen Wand der Geiſt Volraire's, in weitem langem Gewande, mit rundem Haar, faſt in natürlicher Größe*), und etwa einen Fuß über den Boden ſchwebend. Wie gewöhnlich, beurtheilten die Zuſchauer die Entſtehung des Phantoms nicht auf gleiche Weiſe: einigen ſchien es ſich aus einem kleinen hellen ſich allmählig erweiternden Punkt zu bilden; andere glaubten, die ganze Figur mit einmal, und nur nach und nach erhellt, erblikt zu haben. Das leztere entſpricht den Muthmaßungen wegen des Mechanismus am beſten. — Der Zauberer fragte, ſeines Verbotes vom Stillſchweigen ſelbſt uneingedenk, die Geſellſchaft: ob ſie den Geiſt erkennten; und wie man, unter mehrern nichts weniger als ſchüchternen Beurtheilungen, die faſt unkennbaren Geſichtszüge deutlicher zu ſehen wünſchte, entſchuldigte er ſich damit, daß er ſich nicht anheiſchig gemacht habe, Körper zu zeigen. Das Phantom ſchien ſich im Profil etwas rechts zu bewegen; und würde ohne den dikken Rauch, wie ein Schattenſpiel ohne Farben, oder wie eine vergrößerte jedoch weiſſe ombre chinoiſe geſchienen haben. Es verſchwand, nachdem der mitleidige Zauberer durch klägliche Beſchwörungen und faſt epileptiſche Verdrehungen, von den Zuſchauern die Beſtrafung

ihres

*) Doch glaubten nachher einige Zuſchauer dieſe und die folgenden Figuren kleiner, etwa nur 3 Fuß hoch, geſeheu zu haben.

Digitized by Google

ihres ärgerlichen Unglaubens abgewandt hatte. Einige glaubten, es bei einer allmähligen Verkleinerung ſich zurükziehen, andere nach einer nach und nach bewirkten Verdunkelung gleichſam auslöſchen geſehen zu haben.

Ganz unabſichtlich brachte der Geiſterbanner nun zur zweiten Erſcheinung Friedrich den Großen *) in Vorſchlag, welcher denn auch allgemein genehmigt ward; und hierauf, unter denſelben Gaukeleien, mit einem Federhut, in Uniform (ſo viel man aus der faſt unkennbar ſ bläulichen Farbe des Kleides urtheilen konnte), und noch dazu mit völlig hergewandtem Geſicht (en face) zu erſcheinen ſich herabließ, — aber in der ätheriſchen Luft etwas kleiner geworden war.

Darauf verſchafte Herr Philidor ſeiner Geſellſchaft, zufolge einer vorherigen Abrede, die Bekanntſchaft des Vaters eines in der Geſellſchaft befindlichen Engländers, wozu er ſich ſehr wohl hatte vorbereiten können. Der Geiſt war, nach dem Schnitt des Kleides zu urtheilen, in engliſcher Offizier ſ Uniform, nicht völlig in Lebensgröße, und mit ſehr irdiſchen Fehlern im Bau und in der Proportion des Körpers begabt. Da der Künſtler ſo wenig die Perſon dieſes Verſtorbnen geſehen, als

Ii 3 deſſen

*) Fréderic le Grand, waren die Worte des Aufrufs: ein untrüglicher Beweis, daß unſere Apotheoſen auch im Himmel anerkannt ſind.

deſſen Bildniß vor den Oeuvres de Voltaire oder den Oeuvres poſthumes de Frédéric II. gefunden hatte; ſo waren die Geſichtszüge völlig unkennbar. Auch verrieth es wenig Feinheit der Kunſt, daß er nicht einmal den Vornamen des Verſtorbenen vorher erforſcht hatte; daher man beim Aufrufen des Familiennamens die Erſcheinung des ganzen Geſchlechts oder aller Namensverwandten erwarten konnte. *).

Das Augenſcheinliche der Täuſchung und die unangenehme Wirkung des ſtets verdikten Rauchs auf die Nerven, hatten den Zuſchauern die Luſt zur Verlängerung der Poſſe benommen: zumal da dieſer ächte Theurg ſich bloß auf gute Geiſter einſchränken zu müſſen vorgab. Vergeblich wollte er ihnen noch den König Heinrich IV. aufdringen, welcher wahrſcheinlich hinter der Zauberwand bereits den Aufruf erwartete. Man gönnte ihm aber gern dieſe Neuheit zu einer zweiten Vorſtellung; welcher er ſich auch, ohne höhere Befehle, vor leichtgläubigern Jüngern nicht entzogen haben würde.

Was den Mechanismus betrift, ſo iſt ſolcher wohl nicht von den in Funks natürlicher Magie

S. 150

*) In den Namen ſind die Geiſter überhaupt oft unglüklich. Einſt zitirte Kaglioſtro mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten einen ſtattlichen Geiſt „in langem „weißen Kleide, mit goldner Krone auf dem Haupte, „und rothem Kreuze vor der Bruſt; der aber, als er „befragt ward, ſeinen eigenen Namen vergeſſen hatte. Man ſ. Frau v. d. Recke angeführte Schrift S. 106.

S. 150 folg. angeführten drei Arten gewesen: Wenn 1) zwiſchen der Wand und einem hellen Licht ein Bild geſetzt worden wäre, ſo würde dies auf der Wand einen Schatten geworfen haben. Hier war aber die Erſcheinung weiß, und der übrige Theil der Wand dunkel. — 2) Bei einer Hinwerfung des Bildes in den Rauch mit Hülfe der Laterna Magika, hätte es keiner Wand bedurft und das Auge der Zuſchauer ſich auch nicht ſelbſt im Rauch befinden müſſen. — 3) Die Vorſtellung von Bildern durch Hohlſpiegel geſchicht bekanntlich auch im Freien, und erfordert überdem größere und koſtbarere Werkzeuge, als ſie ein herumreiſender Optiker zu haben pflegt. — Wahrſcheinlich hat man hier daher das Bild aus der Laterna Magika auf die Wand fallen laſſen, welche wohl aus Pergament oder aus einem in Oel getränkten ſtarken Papier beſtand. Man fand nachher große Schnitzel von ſchwarzgefärbtem Papiere, woraus vermuthlich die Hauptfiguren geſchnitten waren. Das ſchwarze Tuch hat zu beſſerer Zurükwerfung der Lichtſtrahlen gedient; und zur Anbringung des optiſchen Werkzeuges war (wie man nachher gefunden) eine Thür ausgehoben, welche in eine an das Zimmer ſtoßende Kammer führte, wo ein Licht war. — Bei einem bequemern Lokal, und bei genauerer Beobachtung des Rituals und Hinwegräumung alles deſſen, was Verdacht erwekte, würde die Täuſchung erträg-

 licher

und wann zum Beſehen, und wenn es nöthig war, zum Nachgießen der Flüſſigkeiten, in die Hand genommen worden ſind. Allein, die Miſchungen in beiden Phio-len ſind noch heute in dem nehmlichen Zuſtande, als den erſten Tag, und von dem Aufwachſen des Gol-des hat ſich nicht die mindeſte Spur gezeigt. Sie-het man unter öfterm Umrütteln genau nach, ſo kom-hie oder da ein Goldflitterchen zu Geſicht; allein keinem andern Verhältniß, als ich ſie in der ſchwarzen Erde, vor der Uebergießung mit dem golderzeugenden Liquor, ſchon bemerkt hatte. Dieſe Erde iſt, in Rück-ſicht der Menge der beigemiſchten Goldblättchen, gar nicht mit jener, welche Ew. Hochw. mir vordem zu ſenden die Güte hatten, zu vergleichen, als welche da-von gewiß über 100 mal mehr enthielt. — Daß ich wiſſentlich nichts verſehen habe, kann ich auf Treu und Glauben betheuren; auch habe ich Dero Anweiſung mehrern kunſtverſtändigen Freunden vorgelegt, mit Erſuchen, zu prüfen, ob und worin ich etwa den der Vorſchrift verfehlt haben könnte.

Um zu erfahren, ob dieſe gelinde Digeſtionswärme etwa zu ſchwach ſei, übergoß ich einen anderweitigen Antheil der Erde mit dem Liquor, und brachte es in ein Sandbad; allein auch hier hatte kein Aufwach-ſen des Goldes Statt. — Bei dieſer widerſprechen-den Erfahrung muß mir der Urſprung des Goldes im-mer räthſelhafter werden, welches Sie fortwährend als ſichtbar aufgewachſenes Gold, und in Quantitäten von mehreren Granen, ſammeln zu können verſichern; und ich geſtehe, daß meine Neugierde, dieſes mir un-begreifliche Wunderwerk ſelbſt ſehen und erfahren zu

können,

..en, aufs höchſte geſpannt iſt. Demnach getraue mir nicht, Ew. Hochw. nochmals um Ueberſendung dazu erforderlichen Stoffe zu bitten, weil ich es doch und worin verſehen haben muß, und ich mich nach .. meiner eigenen Ungeſchicklichkeit zu ſchämen an.. *). Es würde eine unverdiente Güte ſein, wenn .ch noch einmal den Verſuch wagen, und mir das ..chſen des Goldes ſichtbar zu machen, Sich be.. .. wollten. Dabei müßte ich aber bitten, mich ..inen in dieſen Arbeiten ganz unerfahrnen Men.. ..n zu betrachten, und folglich ſowohl die Prozedur ..haupt, als auch vornehmlich den Grad des Feuers, .. aufs deutlichſte und beſtimmteſte vorzuſchreiben. — ..iß W."

In dem Antwortsſchreiben, welches ich hier.. ..uf von Herrn D. Semler unter dem 24 März er.. .., hält ſelbiger dafür: daß die bei mir nicht er.. .. Golderzeugung vielleicht durch zu große ..ße des aufgegoſſenen Liquors verhindert ſein ..gte; auch „müßte die Hitze endlich bis zu 80 ..der mehrern Graden" (nach welcher Skala, war .. bemerkt) „ſteigen, damit Dünſte die atomos ..olares über die Erde heben, die ſich nun anrei.. ..hen, da die Dünſte weg ſind." Ferner ſagt er: ..ch bin viel weiter; 2 Gläſer tragen Gold; alle .. bis 6 Tage nehme ich es ab, immer über 12 bis ..15 Gran; 2 bis 3 andre Gläſer ſind ſchon wieder auf

*) Freilich ſteht wohl Geſchicklichkeit in Chemie und .. in Alchymia gerade in umgekehrtem Verhältniß.
D.

„auf dem Wege, und das Gold blähet un[t]
„durch; oben ſammelt ſich weißes Salz, mit ei[n]
„zeln blaßgrünen Stükken; worauf, nach ſtete[m]
„Imbibiren, endlich Folia Solis empor wachſe[n].
„Ich will etwas von dieſem auro Phyſico, Phi[lo-]
„ſophico, äereo oder aurae, beilegen, damit [illegible]
„durch Solutionem es ganz kurz erfahren, die[s]
„andres reineres Gold, als alles metalliſche; [illegible]
„es noch nie im Feuer geſchmolzen, hat es anim[am]
„oder Spiritum noch; und bloß von dieſem Gold
„gilt jene Arbeit zu einer Tinktur. Das metalliſche
„Gold hat dieſen Spiritus nicht mehr, und kann
„nicht ſo ſolvirt werden, daß Solvens und Solutum
„beiſammen iſt. Ich ſchikke daher vom aqua mi-
„nerali; nehmen Sie ein wenig dieſes Goldes in
„ein kleines helles Gläschen, und gießen von die-
„ſem Aqua darauf, und nun beobachten Sie die
„Phaenomena; Solutio wird die ſchöne viridi[tatem]
„geben. Damit Sie noch mehr erfahren, bitte
„ich Sie, daß Sie gleich nach Kloſter Huysburg
„bei Halberſtadt ſchreiben an den Pater Ludovic.
„Peger, der macht aquam Burrhi *), als Niemand
ſo

*) Dieſer Burrhus iſt kein andrer als der betrügeri-
ſche Alchymiſt und Abenteurer Joh. Fr. Borri,
Stifter einer geheimen Geſellſchaft u. ſ. w., der
ſchon als der „Caglioſtro des vorigen Jahrhun-
„derts“ in der Berl. Monatsſchr. 1787, Oktober
S. 346 geſchildert iſt, und nächſtens noch ausführ-
licher wird geſchildert werden. B.

Digitized by Google

ſo machen wird! — — Dieſe aqua Burrhi nehmen Sie alsdann, und gießen auch ein wenig in „ein klein Glas, und etliche Folia auri hinein, giebt „blaue Solutionem. Es iſt aus eben der hermetiſchen Schule, nur etwas anders gearbeitet.“ — — In einer andern Stelle ſagt H. Dr. S. von ſeinem Golde: „Freilich koſtet mich bis itzt jedes Gran 2 bis 3 Thaler, auch wohl 4, weil ich noch „keine Vortheile weiß, die es giebt, wie ich ſelbſt „lerne.“ — Der Schluß des Briefes lautet: „Vergeben Ew. meine Plauderei; ich kann „die Größe und Seltenheit der Erſcheinungen doch „nicht erreichen, wenn ich auch im Enthuſiasmus „ſchriebe, der mich freilich ganz erfüllt gegen den „Urheber einer ſolchen Ordnung, ex minimis maxima zu erzeugen. Denn es iſt wahrlich minimum, was dieſe trinitatem: ☿ ♀ ⊖ beiſammen, ungetrennt und untheilbar, enthält; daher „ſind es Thoren, welche es ſcheiden wollen.“ —

In dieſem Briefe nun lag ein verſiegeltes Papier eingeſchloſſen, bei deſſen Erbrechung ich, zu meiner großen Verwunderung, das erwähnte aurum philoſophicum vel aëreum in mehrern großen, zum Theil 3 Zoll langen und 2 Zoll breiten, Blättern erblikte. Für dieſes überſendete Paket danke ich Herrn D. Semler mit aufrichtigſter und herzlichſter Freude: denn — nun hebt ſich noch einmal meine ſchon hingeſunkene Hofnung von der Möglichkeit, dieſen würdigen Mann und vereh-

rungs-

rungswerthen großen Gelehrten vielleicht auf die Stimme eines Freundes, der ihn ſo gern aus dem traurigen Labyrinth alchemiſtiſcher Hirngeſpinſte befreien mögte, aufmerkſam zu machen. Wahrlich dieſer rechtſchaffene Mann wird ſchändlich hintergangen! Irgend ein arger Schurke, ſei er wer er wolle, mißbraucht ſein Vertrauen oder ſeine zu große Sicherheit gegen möglichen Betrug; und treibt mit ſeiner chemiſchen Unkunde ſein Gaukelſpiel! Selbſt kann Herr D. S. ſich doch unmöglich ſo arg betrügen wollen? Dieſes von Hrn. D. S. itzt mir zugeſandte Gold, welches er glaubt, durch die geheime Chemie erzeugt und wachſend gemacht zu haben, iſt — gar kein Gold, ſondern gemeine gelbe Metallblättchen, wovon man aus der erſten der beſten Klinkailleriebude das ganze Buch zu 250 Blatt für 3 oder 4 Groſchen kaufen kann!!

Da ich, wie den Leſern dieſer Monatsſchrift bekannt iſt, es öffentlich bezeugt habe, daß in den von mir unterſuchten Gemengen, ſo wie Hr. D. Semler ſelbige zu verſchiedenen Zeiten mir zugeſandt hat, bis itzt wirkliches Gold enthalten war; ſo bin ich es meinem eigenen Kredit ſchuldig, auch itzt öffentlich zu beurkunden; daß das Semlerſche Luftgold, ſtatt des bisherigen ächten Blättchen-Goldes, wovon zwar die nachfolgenden Sendungen immer ärmer wurden, ſich nun auf einmal in große Lappen unächten Metallgoldes verwandelt hat.

Digitized by Google

hat. — Man würde mir dieſes hoffentlich wohl auf mein bloßes Wort zutrauen; zumal da es gar keiner vorzüglichen Uebung oder Fertigkeit bedarf, um Goldſchaum und ächtes Gold zu unterſcheiden, folglich auch dieſes Semlerſche ſogenannte Gold ſogleich beim erſten Blik für das, was es iſt, zu erkennen. Aber, ich habe noch — in der Rükſicht, Herrn D. Semler, wo möglich, von der wahren Natur und Beſchaffenheit ſeines vermeinten Goldes zu überzeugen, — nachſtehenden detaillirten, und durch Unterſchrift von denjenigen verehrungswürdigen Perſonen, welche bei dieſer Prüfung als Zeugen gegenwärtig zu ſein die Güte gehabt, beſtätigten Unterſuchungsbericht hinzufügen wollen.

* * *

Prüfung

des vom H. D. Semler, im März dieſes Jahrs hieher geſandten Luftgoldes, in Vergleichung mit unächtem Goldſchaum, und ächten Goldblättchen.

Das vom Herrn D. Semler überſandte Luftgold betrug am Gewicht 2¼ Gran; an Flächeninhalt aber 4½ Kubikzoll. Letzteres ergab ſich daraus, daß, als von unächtem Metallgolde, welches mit dem Semlerſchen Luftgolde durchaus gleiches Anſehens und

und Weſens war, auch $2\frac{3}{4}$ Gran abgewogen wurden, dazu 5 ſolcher Blättchen, wovon Jedes 9 Kubikzoll im Quadrat enthält, erforderlich waren.

I. a) Ein Blättchen Semlerſches Luftgold, gegen das Licht betrachtet, erſchien als dunkelgrauer Flor.
b) Ein Blättchen Schaumgold, eben ſo betrachtet, kam mit jenem völlig überein.
c) Aechtes Blattgold gegen das Licht gehalten, zeigte, wie bekannt, eine meergrüne Farbe.

II. a) Ein Blättchen Semlerſches Luftgold auf eine Porzellanplatte gelegt, und mit der äußerſten Spitze einer, vermittelſt des Löthrohrs von weitem darauf gerichteten, Lichtflamme berührt, lief pfauenſchweifig an. Von der Lichtflamme ſelbſt auf einen Augenblik berührt, ward es bleifarben. Gegen das Licht betrachtet, erſchienen dieſe bleifarbnen Stellen itzt als ein ſehr zarter, mit hellröthlichgelber Farbe durchſcheinender, Flor.
b) Schaumgold, eben ſo verſucht, kam in allen Erſcheinungen mit jenem Semlerſchen Luftgolde überein.
c) Aechtes Blattgold behielt, unter gleicher Behandlung, ſeine reine Goldfarbe ganz unveränderlich.

III. In drei verſchiedenen Gläschen ward ein gleichgroßer Antheil von Semlerſchem Golde, Metallgolde, und ächtem Golde, mit kauſtiſchem flüchtigen Alkali übergoſſen, und die Gläschen verſtopft. Nach einer Stunde wurden ſie wieder zur Hand genommen, und da fand ſich
a) im erſten Gläschen das Semlerſche Gold, u.
b) im zweiten Gläschen das Metallgold,

völlig

völlig zu einer ſapphirblauen Tinktur aufgelöſet.

c) Im dritten Gläschen blieb die Flüſſigkeit völlig ungefärbt, und das Gold unangegriffen, zurük.

IV. In verſchiednen Gläschen ward ein gleich groſſer Antheil der drei Arten Goldes mit gefälltem Scheidewaſſer übergoſſen. Und nun wurden

a) das Semleriſche Gold, ſo wie

b) das Metallgold, — unter Aufſchäumen angegriffen und völlig verzehrt.

c) Das ächte Gold blieb, wie auch nicht anders zu erwarten war, durchaus unangegriffen und ruhig liegen.

V. a) Dieſe ſalpeterſaure Auflöſung des Semlerſchen Goldes, mit flüchtigem Alkali bis zur Ueberſättigung vermiſcht, gab eine klare ſapphirblaue Tinktur. Nachdem hierauf das hervorſtechende Alkali wieder durch Vitriolſäure geſättigt worden, wobei die blaue Farbe der Auflöſung wieder verſchwand, ſchlug ſich daraus, auf blankes Eiſen, metalliſches Kupfer nieder *).

b) Die ſalpeterſaure Auflöſung des unächten Metallgoldes, eben ſo behandelt, verhielt ſich in allem durchaus eben ſo.

VI. Noch wurde Beguins flüchtige Schwefelleber als Prüfungsmittel angewendet.

a) Das Semleriſche Gold verlor, ſobald es damit übergoſſen ward, ſchnell ſeine Goldfarbe,

*) Jeder der Anweſenden ließ, auf einem Schlüſſel oder Meſſer, von dieſem Semleriſchen Golde einen Kupferſtrich entſtehen, um von dieſem Ausgabe zum Andenken ſich etwas mitzunehmen. B.

b) Das unächte Metallgold betrug ſich völlig eben ſo.

c) Das Blättchengold ſchmolz für ſich zum Goldkügelchen, welches, hienächſt noch eine Zeitlang mit Boraxglas geſchmolzen, dieſes völlig klar und farbenlos ließ.

Zedlitz, Staatsminiſter.
Zöllner, Oberkonſiſtorialrath.
Bieſter, Königl. Bibliothekar.

*

Die Reſultate dieſer Verſuche berechtigen zu folgenden Erklärungen.

Erſtlich: iſt es hiedurch phyſikaliſchgewiß und erwieſen, daß diejenigen gelbmetalliſchen Blättchen, welche Herr D. Semler für ein durch ſeine geheime Chemie erzeugtes, und in ſeinen Gläſern aufgewachſenes Gold anizt ausgiebt, nichts weniger als wahres Gold ſind, ſondern baares gemeines Metallgold, falſches Gold oder unächter Goldſchaum; das iſt, ein mit Zink verſeztes Kupfer, alſo eine Art Meſſing oder Tomback, zu dünnen Blättchen geſchlagen.

Zweitens: iſt es höchſtwahrſcheinlich, ja faſt moraliſchgewiß, daß Hr. D. S. durch leidenſchaftlichen Hang zur Alchemiſterei verblendet, von irgend Jemand, der dieſen Goldſchaum heimlich in

ſeine

ſche Phiole zu bringen weiß, geäffet und betrogen werden muß.

Drittens: wird wohl dafür zu halten ſein, daß, wenn Herr D. S. nach dieſer ihm hiermit dargelegten Aufdeckung des ihm widerfahrenden Betrugs, dennoch fortfahren ſollte, an ſeine Golderzeugung zu glauben, alsdann auch alle weitere Verſuche, ihn aus ſeinem Irrthum zu retten, vergeblich ſein mögten.

Berlin d. 16 April 1789. Klaproth.

8.

Ueber die Veredlung des Advokaten-Standes in Frankreich.

Es iſt wohl ſehr überflüſſig zu beweiſen, daß gute Juſtiz ohne gute Advokaten faſt unmöglich ſei; die Sache iſt deutlich, und auch anerkannt genug: wie man aus mehrern Verſuchen ſieht, die gemacht worden ſind, um den gewöhnlichen Fehlern dieſes Standes abzuhelfen. — Nützlicher iſt es vielleicht zu ſehen, welche Anſtalten ſich hierin bei unſern Nachbarn meiſt von ſelbſt gemacht haben; und ob ſich nicht manche davon auch bei uns nachahmen laſſen. Hierzu werde ich einige Data liefern, welche nicht allgemein bekannt ſcheinen, und welche mir bei dem Leſen franzöſiſcher Juriſten vorgekom-

men ſind. Aufmerkſame Reiſende können ſie berichtigen und vermehren; und über ihre Anwendbarkeit in einzelnen deutſchen Ländern mögen Männer urtheilen, welche mehr Lokalkenntniß haben als ich. Meine Vergleichungen mit Deutſchland gehen blos auf das Allgemeine.

In denjenigen deutſchen Ländern, die ich näher kenne, beſteht das Korps der Advokaten entweder aus jungen Leuten, die erſt von der Univerſität zurükgekommen ſind, — es iſt gewöhnlich der erſte Anfang der nicht-adlichen Juriſten — oder aus alten Praktikern, die ſich vorgenommen haben, beſtändig bei dieſer weniger geachteten, abhängigen, aber, wenn man es recht verſteht, einträglichern Lebensart zu bleiben. Die jungen Advokaten, welche es nur einige Jahre ſein wollen, können leicht für ihre Klienten; und die alten, für die Juſtiz gefährlich werden. Erſtere haben nicht, wie der junge Richter, gelehrtere oder doch bedächtigere Kollegen, ohne deren Einwilligung ſie nichts thun dürften; und bei letzteren ſoll die Gewohnheit: jede Sache ſo vorzutragen, wie ſie dem einen Theile vortheilhaft iſt, und der Wunſch, für recht ſchlau bekannt zu werden, oft ſchädlichen Einfluß auf den Charakter haben.

In Frankreich wird faſt niemand Advokat, wer ſich dieſen Stand nicht für immer wählt. Wenn man ſich der Juſtiz gewidmet hat, und nicht reich genug iſt Rath oder Präſident bei einem Parlemente

Rehtmer oder einem Provinzialgerichte zu werden. Bekanntlich trägt dieſe Ehre kaum die Zinſen des Kapitals, welches man hineinſtecken muß); ſo iſt der Advokatenſtand bei weitem der ehrenvollſte. Es fehlt alſo nie an erfahrnen Advokaten; die rechtſchaffenſten und gelehrteſten Männer ſuchen es, auf dieſe Art nützlich zu ſein; und man verdenkt es ihnen ſo wenig, daß ſie nicht Präſidenten werden, als man unter uns einem Arzte vorwirft, er ſei nicht Miniſter.

Dieſer Stand iſt alſo geachteter, und ſchon eben deswegen oft achtungswürdiger, als bei uns. Es iſt in Frankreich ziemlich allgemein angenommen: daß die Advokaten gelehrter ſind, als die Richter. Dieſer Umſtand bei den mit ſchwerem Gelde erkauften Richterſtellen läßt ſich freilich, ſo wie jeder Vorzug der Geburt (denn auch das Vermögen hängt ja meiſt von der Geburt ab), auf einer lächerlichen Seite vorſtellen. Man darf, um dies ſo zu finden, nur vergeſſen: daß ähnliche Vorzüge ſich, ohne Ausnahme, bei allen kultivirten Völkern finden; daß auch wir in Deutſchland Gerichte haben z. B. die militäriſchen, die Magiſtrate, u. a. wo nur ein einziges Mitglied ein Rechtsgelehrter ſein muß; und daß endlich die Parlemente ſich bei weitem nicht bloß mit bürgerlichen Prozeſſen, ſondern auch mit Kriminal-Polizei- und Staatsſachen beſchäftigen, zu welchen große juriſtiſche Gelehrſamkeit lange ſo nöthig nicht

 iſt,

iſt großer Eigenſchaften, die bei Richtern manchmal ſehr oft fehlen, wenn ihr Rang und ihr Unterhalt von der Gnade des Hofes — in Frankreich iſt nur einer — abhängen. Doch es möchte immerhin im Ganzen beſſer ſein, wenn mancher Advokat Prä-ſident wäre; genug, ihr gewinnt doch ſein Stand gewiß dabei, daß er Advokat bleibt, daß das Par-lement eine Art von Reſpekt für ihn hat, und daß d'Agueſſeau bei ſeinen Ordonnanzen ſich von Ad-vokaten und nicht von Präſidenten belehren ließ.

Zur Veredlung des Standes trägt es gewiß auch bei, daß er vom Parlemente ziemlich un-abhängig iſt. Die Advokaten bilden eigene Korps, die ſich ihre Vorſteher wählen. An dieſe Verſammlungen wendet man ſich, wenn ein ein-zelnes Mitglied ſeine Arbeiten zu theuer bezahlen laſſen will; dieſe ſehen auf ein anſtändiges Betra-gen zweier Gegner; und ſie ſtoßen einen Linguet aus. In Deutſchland thut dies alles der Richter; aber es iſt wohl keine Frage, daß jene mehr re-publikaniſche Verfaſſung, und das Vorrecht von ſeines Gleichen gerichtet zu werden, das Gefühl für Ehre befördert, und daß ein Advokat die Sa-che ſeines Klienten muthiger führt, wenn er weiß, daß der Parlementsrath, gegen den er ſchreibt, ſich nicht an ihm rächen kann, ohne einen Ausſpruch des ganzen ehrwürdigen Korps gegen ſich zu haben. Denn freilich die höchſte Inſtanz bleibt dem Par-lemente. Dies, und noch mehr die Publizität

beim

mit dem Plaidiren, verhüten parteiiſche Unterdrük-
kung. — Bei uns erfährt niemand, ob ein Advo-
kat Kenntniſſe, Eifer und Freimüthigkeit zeigt,
oder ob er unwiſſend, nachläßig und furchtſam iſt:
als der Referent, der Gegner, und die Partei.
Auch die Beſchäftigungen der Advokaten ſelbſt
ſind in Frankreich ganz anders als in Deutſchland.
Schon der Umſtand, daß es beſondere Prokura-
toren giebt, ſcheint den Advokaten manche unwich-
tige und manche Handlung, wozu Rutine hin-
reicht, zu erſparen. Aber jeder Advokat iſt auch
ſehr oft, und viele ſind immer, nicht Sachwalter,
die bei jedem Prozeſſe nur eine Seite ſehen und
zeigen dürfen; ſondern wirkliche Richter, die durch-
aus beide unparteiiſch ſehen ſollen, und die eben
ſo viele Ehre davon haben, ſie mögen ſich für den
Kläger oder den Beklagten beſtimmen. Es giebt
avocats conſultans und avocats plaidans; aber
auch leztere werden ſehr häufig zu Schiedsrichtern
gewählt, oder vom Parlamente ernannt; auch
von ihrem Ausſpruche appellirt man, mit Vorbei-
gehung der andern Inſtanzen, unmittelbar an das
Parlament; und auch ſie werden, einzeln oder
mehrere zuſammen, um ihr Gutachten über einen
erſt anzufangenden, oder über ſchon von ihren Kol-
legen betriebenen, Prozeß gebeten. Dieſe Sitte
iſt wohl für den Charakter und die Kenntniſſe der
Advokaten vortheilhaft; weit mehr als die, welche
man in Frankreich und in einigen Gegenden von

Deutſch-

Deutſchland hat, daß die Advokaten oft zugleich gutsherrliche Gerichte verwalten: denn hier ſind die Sachen meiſt ſehr unbedeutend, vielleicht werden ſie oft erſt dadurch weitläuftig gemacht, und es kann manchen ſchädlichen Mißbrauch oder doch Argwohn veranlaſſen, wenn man ſeinen eigenen oder ſeines Gegners Advokaten zum gewöhnlichen Richter hat.

Im Baadiſchen hat der verſtorbene Präſident von Hahn, ein Mann, der jede Einrichtung, die er für nützlich und gut hielt, in ſein zweites Vaterland zu verpflanzen unermüdet ſtrebte, eine ſo genannte Konſultationsdeputation errichtet, die aus einigen Mitgliedern des Hofgerichts und einigen Advokaten beſteht, und (für ungefähr einen Friedrichsd'or) Gutachten und ſchiedsrichterliche Ausſprüche ertheilt. Dieſe Anſtalt mag ſehr nützlich ſein; aber für die Advokaten hat die franzöſiſche den Vortheil, daß ſie ſich auf mehrere unter ihnen erſtrekt, und daß man gewöhnlich mit mehr Eifer arbeitet, wenn man für ſeine Perſon, als wenn man für ein Kollegium, das man bald wieder verläßt, Ehre oder Schande zu hoffen oder zu fürchten hat.

Sonſt ſind in Deutſchland die Konſultationen ganzer Juriſtenfakultäten ſehr gewöhnlich; und ich kenne ein ſonſt vortreflich regiertes Land, deſſen Juſtizkollegium ſich ſchon lange in Beſitz geſezt hat, jeden Prozeß — es verſteht ſich, auf Koſten

ſten der Parteien — durch einen eignen Kanzlei-boten auf eine nahe oder entfernte Univerſität zu ſchikken. Der Bote bleibt da, bis er das Urtheil zurükbringt. — Ich geſtehe, daß ich hier die franzöſiſche Einrichtung ſehr weit vorziehe. Es iſt wohl ſehr ſimpel, daß man im Lande ſelbſt die Landesgeſetze und Gewohnheiten, das gerichtliche Verfahren, ſogar die Sprache beſſer kennt, als die juriſtiſchen Profeſſoren auf einer Univerſität ſie kennen, die an demſelben Tage einen Prozeß aus Jever und einen andern aus Schwaben entſcheiden ſollen. Es iſt begreiflich, daß dieſe oft eine Gewohnheit für unbewieſen halten, die gerade deswegen nicht bewieſen ward, weil an dem Orte ſelbſt niemand daran zweifelt.

Aber das Verſchikken der Prozeſſe an Juriſtenfakultäten dünkt mich auch aus ganz falſchen Begriffen von den Wiſſenſchaften überhaupt entſtanden zu ſein. Freilich, als jeder Theolog auch Beichte ſitzen und jeder Naturkundiger Rezepte ſchreiben mußte, da hätte man nicht verdient „in geiſt- und weltlichen Rechten gewürdigt“ zu ſein, wenn man auch nicht im Stande geweſen wäre, Prozeſſe aus allen Welt-Gegenden zu entſcheiden. Nebenbei mußte auch oft der Profeſſor des römiſchen Rechts von ſeiner Einnahme als Schöppe leben. Itzt haben ſich die Zeiten geändert; man ſchikt die Civiliſten nicht mehr auf den Reichstag, und nicht mehr an fremde Höfe; der Lehrer der

Kirchen-

Digitized by Google

Kirchengeſchichte darf geſtehen, daß er kein großer Kenner der morgenländiſchen Sprachen ſei; und der Profeſſor der Pandekten muß nicht gerade auch das Staatsrecht lehren. Aber mit dabei ſitzen mitſprechen, und mitvotiren muß er, wenn in der Fakultät etwas aus dem Staatsrechte vorkommt. Freilich muß der Advokat und der Richter auch Entſcheidungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrſamkeit geben; man fordert aber auch in keinem einzigen mühſame eigene Unterſuchungen von ihm.

Es iſt doch ſonderbar, daß gerade nur juriſtiſche Profeſſoren die Erweiterung und den Vortrag ihrer Wiſſenſchaft beinahe als Nebenſache treiben, und ihre meiſte Zeit auf das Aktenleſen verwenden ſollen. Warum iſt es denn gerade nur in dieſem Fache allgemein nöthig, ſelbſt ein praktiſcher Gelehrter zu ſein, um Andere, die zum praktiſchen Leben beſtimmt ſind, etwas nützliches lehren zu können? Iſt denn eigene Erfahrung hier unentbehrlicher, als in der Medizin? da man doch Prozeſſe und Rechtsfälle genug, entweder völlig ſo gedrukt hat, wie ſie auf die Univerſität verſchikt werden, oder doch ſo wie man ſie braucht um die theoretiſchen Sätze anzuwenden; und es im Gegentheile nicht möglich iſt, von der Farbe und dem ganzen Aeußerlichen eines Kranken aus Büchern ſo helle Begriffe wie bei der Praxis zu bekommen; da der Arzt doch über ſeine Mittel durch den Erfolg be-

lehrt

ſehrt werden kann, und bei dem Juriſten ein ſolcher einzelner Erfolg gar nie merkbar wird?

Ich weiß nicht, ob dieſe Gründe mich rechtfertigen, wenn ich glaube: daß bei der franzöſiſchen Einrichtung ſowohl die Rechtspflege als die Rechtswiſſenſchaft gewinnen könnten.

Göttingen. Hugo.

9.

Erklärung des Fürſten von Heſſenſtein.

Le feu Roi de Pruſſe dans les oeuvres qui ont été imprimés après ſa mort, a permis à chacun de relever les mépriſes qui auroient pû ſ'y gliſſer; l'avant-propos pag. 12. y invite. J'en ai trouvé une qui me concerne. Elle a pu paroitre très-peu importante pour ce grand Prince, de même pour le Public; mais elle l'eſt infiniment pour moi, qui n'ai rien à perdre.

Il eſt dit p. 337 T. III. que le détachement que je commandois, avoit été enlevé en entier. Le fait eſt, que je fus attaqué, mais ce détachement ne fut pas pris. Il ſoutint l'attaque pendant deux heures, après quoi l'ennemi ſe retira. Je ne fus renforcé que le lendemain par quelques bataillons

de

de l'armée, & je reſtois encore pendant trois jours dans la même poſition.

La tendreſſe fraternelle m'oblige à relever encore une autre mépriſe Tome IV P. 240, où il eſt fait mention que feu mon Frère perdit 600 hommes & ſix Canons. — Il vint ſeulement au ſecours d'un détachement qui avoit perdu un canon, & une vingtaine d'hommes, & il maintint le poſte pluſieurs jours.

Feu mon Frère ne commanda pas du tout au choc dont il eſt parlé dans la ſuite.

Fred. Guill. Prince de Heſſenſtein.

10.

Nachricht von der Leopoldsſtiftung.

Dieſe wohlthätige, zum bleibenden Andenken des Märtyrers ſeiner Menſchenliebe des Prinzen Leopold von Braunſchweig errichtete, von ſo vielen edeldenkenden Menſchen aufs bereitwilligſte unterſtüzte, und von des Königs Majeſtät genehmigte und beſtätigte Fundation iſt nunmehr völlig in Ordnung gebracht. Die dem Publikum auf dem lezten Blatte des gedrukten Denkmals und dar-

aus

ges in der Berl. Monatsſchr. 1787 Mai S. 503, ſ.
vorgelegte Berechnung betrug, bis zum März 1787,
an Einnahme 6966 Rthlr. 17 Gr.; und an Aus-
gabe 969 Rthlr. 14 Gr. 6 Pf. Seitdem ſind hin-
zugekommen: Ausgaben (mit Einſchluß der Bele-
gung des Kapitals von 6000 Rthlr. bei der Land-
ſchaft) 6740 Rthlr. 8 Gr. 6 Pf. Einnahmen
hingegen: 498 Rthlr. 1 Gr. 6 Pf. Daß alſo die
ganze Bilanz ſo ſtand:

Sämmtliche Ausgaben betragen	7709 Rthlr.	23 Gr.	Pf.
Die Einnahmen aber nur	7464 —	18 —	6 —
fehlt:	245 Rthlr.	4 Gr.	6 Pf.

Dieſe fehlende Summe haben, damit an dem
Kapital von 6000 Rthlr. nichts gekürzet werde,
einige Mitglieder der ſtiftenden Geſellſchaft aus
eigenen Mitteln zugelegt.

Die Summa von Sechstauſend Thalern iſt
alſo itzt bei der Kurmärkiſchen Landſchaft, als un-
ablösliches Kapital auf ewige Zeiten, zu fünf von
Hundert jährlicher Zinſen belegt; die Obligation
der Landſchaft darüber iſt vom 12. Juli 1787, und
die Königliche Beſtätigung vom 31. Januar 1788.
Die Dreihundert Thaler Zinſen werden, der
Stiftung gemäß, zur Feier des wohlthätigen Leo-
poldsfeſtes am Todestage des Prinzen (d. 27 Apr.)
in der Garniſonſchule zu Frankfurt a. d. Oder,
und

Digitized by Google

und zur Beſoldung eines zweiten Lehrers an dieſer Schule angewandt.

Bis itzt hat die ſtiftende Geſellſchaft ſelbſt jährlich, von 1786 an, dieſe Feier des wohlthätigen Feſtes beſorgt. Nunmehr aber, da alles völlig eingerichtet, und das zuſammengebrachte Kapital gehörig beleget iſt; hat ſie die Hauptobligation, ſamt ihren Rechnungen und Papieren, dem Königl. Generalauditoriat übergeben, „unter deſſen Verwaltung, Direktion und Aufſicht“ (dem §. 3. der Stiftungsurkunde zu folge) „die ſtiftungsmäßige Anwendung des Fonds ſtehen ſoll.“ Das Generalauditoriat hat zufolge Seines Schreibens an die ſtiftende Geſellſchaft vom 15 Febr. 1789 alles übernommen; und wird, in dieſem und in allen folgenden Jahren, die Anordnung dieſer wohlthätigen Fundation, von welcher alſo die ſtiftende Geſellſchaft itzt völlig abtritt, beſorgen.

Berlin, den 2. April 1789.

Berliniſche Monatsſchrift

1789.

Sechſtes Stük. Junius.

1.

Vergleichung eines alten und neuen Soupé.

Nein, liebſter Freund! Ihre Geſellſchaften ſind nicht mehr die meinigen; und ich genieße dabei nicht, was ich wohl ehedem bei einem Abendeſſen mit guten Freunden genoſſen habe: es ſei nun, daß ich mit den Jahren den Geſchmak an manchen Vergnügungen verloren habe, oder daß die junge Welt nicht mehr in meinen Ton ſtimmt. Das lezte ſcheinet mir faſt das wahrſcheinlichſte; und dann würde es nur darauf ankommen, ob der alte oder der neue Ton der beſte ſei.

Kürzlich habe ich doch keinen vergnügtern Abend zugebracht, als bei der alten Frau Generalin S.., wo die Alten das Wort behielten, und die Jungen

ſich in die Lippen beißen mußten. Aber zum Unglük für mich, hatte ich meinen Platz zwiſchen zwei jungen Damen erhalten, welche ſich einander ihren Unwillen über dasjenige, was die Alten ſprachen, nicht verhelen konnten, und ſich eben nicht viel darum bekümmerten, was ich dabei denken mögte.— Ich weiß nicht, wie die Rede eben auf die blinden Heſſen kam, als jemand fragte: woher es doch in aller Welt kommen mögte, daß man die Heſſen blind nennte, da doch dieſe Nation gewiß eine der ſcharfſichtigſten in Deutſchland ſei? „O!“ rief der alte Präſident von Z... aus, „das will ich Ihnen wol ſagen: die Heſſen hießen ehemals Katten oder Khazzen, woraus zulezt Heſſen geworden; und es iſt ſicher eine Anſpielung auf die blinde Geburt der Kazen, daß man die Heſſen mit jenem Sobriket beehret hat, welches izt, da die Heſſen nicht mehr Khazzen heißen, ganz wegfallen ſollte. Wahrſcheinlich haben die Cherusker, die mit den Katten in beſtändigem Kriege lebten, jenes Sobriket zuerſt aufgebracht.“ Meine jungen Damen bemerkten hiebei: daß der Pedant ſich doch immer durch etwas verrathen müſſe, wenn er ſich auch in einen Präſidentenmantel gehüllt hätte.

Indem die Unterredung ſich wieder auf einen andern Gegenſtand gewandt hatte, erzählte jemand: Göthe habe vorigen Sommer in Rom einen Fuß boſſirt, den die dortigen Kenner für ein Meiſterſtük des Alterthums gehalten. — „Seht doch! eine

ſitte-

literariſche Anekdote!“ hörte ich die eine von meinen Nachbarinnen ſprechen.

Von Rom kam man durch die Wendung des Geſprächs auf die heutige Muſik daſelbſt. „O! ſagte einer, der kürzlich aus Rom gekommen iſt: wir haben dort den ganzen Winter ſonſt nichts wie die Circe von Anfoſſi gehabt, ein ſehr mittelmäßiges Ding, und wenn Pagliarotti in Venedig nicht noch die Ehre der Nation rettete.“ — „Ha! fieng die Eine an, er will auch hören laſſen, daß er in Rom geweſen, und ein Kenner ſei.“

Der Verfall der Muſik brachte das Geſpräch auf Rouſſeau, und von dieſem auf Madame Warens. Hier kamen die Alten und Jungen hitzig an einander, bis endlich der Obriſtlieutenant F... dem Streite damit ein Ende machte, daß er ſagte: der Charakter dieſer Dame wäre ſo individuell, daß ſich darüber im Allgemeinen gar nichts ſagen ließe; und wer das ſchöne Wahre nicht fühlte, was Rouſſeau aus ihrem Charakter gehoben hätte, dem würde man durch das Mittel der Sprache nie einen Begriff davon beibringen.

„Quoique contre le Cid les critiques ſe liguent,
Le Public pour Chimene a les yeux de Rodrigue!“

fiel hier die alte Generalin ein; und befahl mit einer ſichtbaren Rührung, ihrer Tochter, die zunächſt bei dem Oberſtlieutenant ſaß, ihn für ſein Urtheil zweimal zu küſſen: mit dem Beifügen, ſie

Digitized by Google

würde es gern ſelbſt gethan haben, wenn ſie noch vierzig Jahre jünger wäre. — Hier konnten meine Nachbarinnen ſich der Anmerkung nicht enthalten: daß die Frau Generalin in ihrer Jugend auch wol ein wenig mit der Madame Warens ſympathiſirt haben mögte.

Die Köpfe der Alten waren unterdeſſen durch den Befehl der Generalin etwas heiterer und lebhafter geworden; und indem ſie behaupteten, daß dieſelbe bei einem freundſchaftlichen Soupé vielleicht itzt noch beſſer präſidire, als vor vierzig Jahren, kam man auf die Kunſt im Alter zu gefallen, und hier gerieth die vortrefliche Frau in ein ſolches Feuer, daß meine Damen faſt zugleich ſagten: „Himmel! ſie will noch brilliren.“

Wie ſie unter andern behauptet hatte, daß Gutes thun jedes Alter gefällig machen könne, und daß das damit verknüpfte Vergnügen weit ſüßer ſei, als die Liebe; widerſprach ihr der Präſident, und deklamirte mit dem ihm eigenen Anſtande folgende Verſe, ich weiß nicht aus welchem alten Dichter:

Und wann ich auch einmal das ſeltne Glük ereile,
Daß ich mit einem Freund mein beßres Erbe theile:
So leidet nur mein Herz auf dieſer ſeiner Höh.
Ihm thut des Freundes Dank und viele Mühe weh.
Kann ich wohl meine Luſt und Größe mit ihm theilen?
Kann er mit ſo viel Ruh in meine Arme eilen,

Als

Als ich Unglüklicher an ſeinen Buſen flog?
Iſt ihm ſo leicht als mir? Weiß er, was mich bewog:
Ob Freundſchaft oder Stolz mein zärtlich Herze lenkte,
Als ich ihm gegen mich vielleicht nur Pflichten ſchenkte?
Bleibt nicht ſein edles Herz ſtets furchtſam und be-
ſchämt;
Kann ich verſichert ſein, daß er ſich niemals grämt
Mir dankbar und vielleicht beſchwerlich ſein zu müſſen?
Und will ich dann auch nichts von ſeinem Danke wiſſen;
Vermehr' ich nicht dadurch nur ſeine Quaal noch mehr,
Wird ſeine Laſt nicht ſelbſt durch meine Güte ſchwer?
Wo aber bleibt nun hier des Wohlthuns eigne Freude,
Der Liebe Süßigkeit bei gegenſeitgem Leide?

„Iſt es doch nicht anders, Kuſine, als wenn wir vor dem Theater wären!“ hörte ich die eine junge Dame zur andern ſagen; „und dazu noch ſolche Poeſie, die in funfzig Jahren keine Mode mehr geweſen iſt;“ — indeß die Alten dem Präſidenten ein Bravo! zuriefen, und dabei ihre Gläſer erklingen ließen.

Indem jetzt die Tochter der Generalin mit dem Obriſtlieutenant eine Pfirſche theilte, und ihm die Hälfte davon auf ihrer Hand reichte, gaben meine beiden Nachbarinnen ſich einander ſehr bedeutende Blikke: und wie jene es merkte, empfohl ſie ihnen doch auch eine mit mir zu theilen. Dieſe dankten aber ſo haſtig und eifrig dafür, daß das gute Mäd-

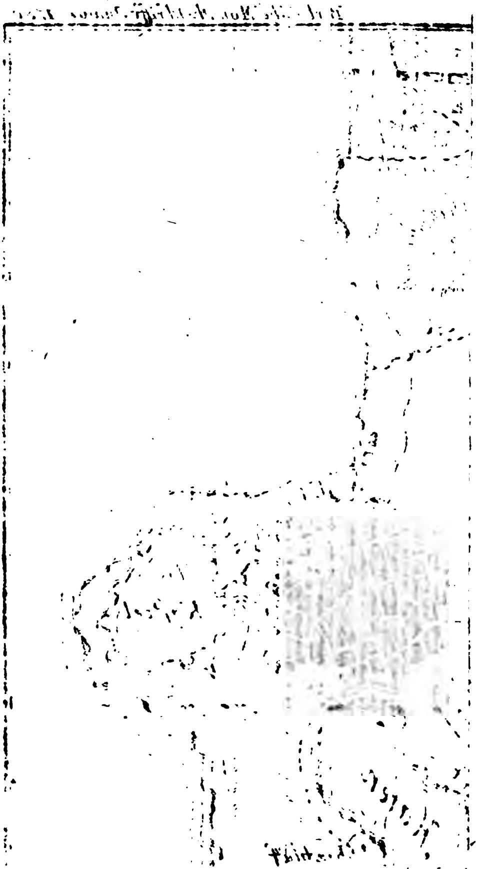
 chen,

chen, die ſonſt jedem in der Geſellſchaft Herz und Verſtand zu geben weiß, ohne ſelbſt welchen zu zeigen, meinetwegen ganz verlegen darüber ward, und vielleicht etwas bitteres vorgebracht hätte; wenn nicht in dem Augenblik ihre Mutter mir die Hälfte einer Pfirſche, mit den Worten zugeſchikt hätte: ſie dürfte mit ihrem guten Herzen auch noch wohl ein wenig kokettiren. Und wirklich diese gute Frau kokettirte wie die göttliche Vorſehung beim Filicaja, die ad uno un detto ad altro un riſo giebt, und, wenn ſie auch ihren Kindern zuweilen eine Bitte verſagt, dennoch ſempre madre e ſempre amante bleibt.

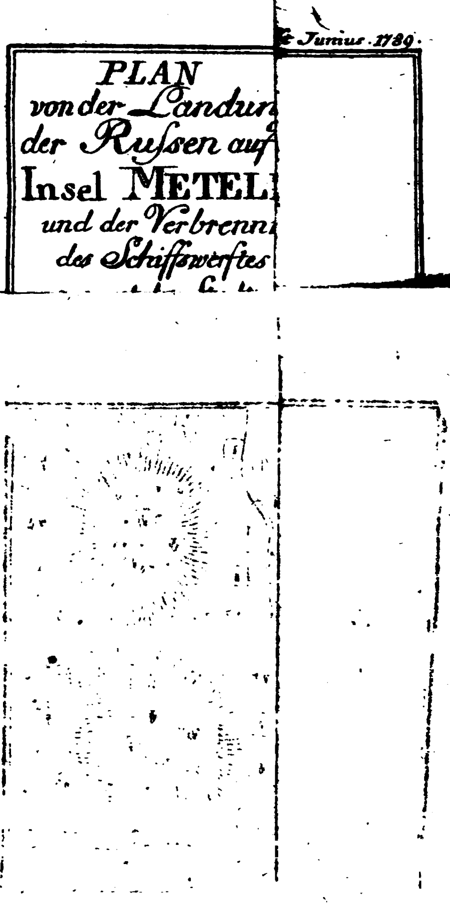
Die Geſellſchaft ſchied endlich um Mitternacht in völliger Munterkeit auseinander. Und nun frage ich Sie, liebſter Freund: wenn nach dem neueſten Ton, der Witzige bei einem Soupé nicht brilliren, wenn der Pedant ſein Stekkenpferd zu Hauſe laſſen, und das Alter nicht vergnügt radotiren, wenn keiner eine Schwachheit zum Beſten geben, oder ſein Bischen Wiſſenſchaft auskramen, ſondern ein jeder, wie beim Diné, mit eingeſchnürter Seele ſich den Magen vollpropfen; wenn ein Kuß mit ſo weiſer Sparſamkeit, und ſogar auf mütterlichen Befehl gegeben, von beſondrer Bedeutung ſein ſoll; — ich frage Sie: ob das ein Soupé ſei, wobei man ſich nach einem wohlverbrachten Tage von der Arbeit erholen könne?

Osnabrük. Möſer.

Digitized by Google



Digitized by Google


Junius .1789.
PLAN
von der Landun
der Ruſsen auf
Insel METELI
und der Verbrenn
des Schiffswerftes

2.

Nachricht von dem Ruſſiſchen Seekriege wider die Türken.

(Fortſetzung: man ſehe Septemb. 1788, S. 231.)

Diesmal bis zum Ende des Feldzugs 1771.

Südlich von Thaſſo (Thaſos), etwas entfernt von der Inſel ſelbſt, liegen einige kleine Inſeln oder vielmehr Klippen, bei welchen die Flotte ankerte. Des ehemaligen Hafens der Inſel, der von geringem Umfange geweſen ſein muß, und wovon die gemauerte Einfaſſung zum Theil noch ſteht, bedienten ſich bloß die kleinen Fahrzeuge und Schaluppen der Kriegsſchiffe zu mehrerer Bequemlichkeit, wenn ſie um Holz oder Waſſer zu holen, an Land geſchikt wurden. — Eins der griechiſchen Transportſchiffe, welches eine Kompanie Soldaten vom Schlüſſelburgiſchen Regimente an Bord hatte, und das man als verunglükt ſchon aufgegeben hatte, fand ſich zur allgemeinen Freude hier in dieſen Tagen (der letzten Hälfte des Septembers) wieder bei der Flotte ein. Da es ſchlecht ſegelte und überdem einen Lek bekam, ſo hatte es der Diviſion des Admiral Spiridow, zu welcher es gehörte, nicht folgen können. Es ging unter der Panagia, der gewöhnlichen Flagge aller Fahrzeu-

Digitized by Google

ge der griechiſchen Inſelbewohner *): weil der ruſſiſchen Flaggen bei der Flotte nicht genug waren, um alle Fahrzeuge damit zu verſehn. Zwei türkiſche Halbgaleeren, wahrſcheinlich durch die Flagge und weil ſie von einem griechiſchen Fahrzeuge keinen Widerſtand gewohnt waren, angelokt, ruderten an dies Transportſchiff zwiſchen Sciro und Negroponte ganz unbekümmert ſo nahe heran, daß ſie mit dem kleinen Gewehr vollkommen erreicht werden konnten. Denn der Kapitän der Landtruppen auf dieſem Schiff wünſchte, daß die Türken ſo nahe kommen mögten; er befahl deshalb, damit man auf den Halbgaleeren keinen Argwohn ſchöpfen, und ſich in der Ferne nicht der Kanonen bedienen mögte, ſeiner Kompanie ſich platt auf dem Verdek nieder zu legen. Wie er alſo die beiden Halbgaleeren in dieſer Weite nur noch von ſich ſah, ließ er ſeine Mannſchaft auf einmal aufſpringen, und mit ſo guter Wirkung auf die Türken feuren, daß dieſen kaum noch ſo viele geſunde Hände übrig blieben, um ſich wieder entfernen zu können. Worauf der Kapitän mit ſeinem gebrechlichen Fahrzeuge, ohne weiter

*) Παν—άγια, die Hochheilige, iſt die Mutter Maria. Das Bildniß derſelben führen alle unter türkiſcher Botmäßigkeit ſtehende Griechen in ihren Flaggen; und nicht den halben Mond ihres Oberherrn. Diejenigen Griechen und Illyrier hingegen, die unter dem Schuz von Venedig ſtehen, führen den heil. Markus, als den Patron der Republik.

weiter beunruhigt zu werden, die fernere Reiſe langſam fortſetzte und die Flotte erreichte.

Nachdem alle Schiffe ſich auf Thaſſo hinreichend mit Waſſer verſehen, und die kleinern Fahrzeuge die am Lande verfertigten Faſchinen an Bord genommen hatten, ging die Flotte den 1. Oktober von hier weiter nach Embros (Imbros) unter Segel. Der vorzüglichſte Ankerplatz bei dieſer Inſel befindet ſich auf der ſüdlichen Seite derſelben, und dieſen wählte auch die Flotte. Korn fand man nur wenig auf der Inſel, aber ziemlich viel Schlachtvieh, welches die Türken von der nahen feſten Küſte (von Gallipoli, oder dem thraziſchen Cherſones) jährlich hieher auf die Weide ſchikken. — Während die Flotte hier ſtill lag, mußte der Brigadier Basballe, dem noch ein paar Schiffe zugegeben wurden, vor dem Eingang der Dardanellen kreuzen, welcher itzt mit vielen ſtarken Batterieen verſehen war, die auch nicht unterließen die kreuzenden Schiffe zu ſalutiren, ſo bald dieſe ihnen nur ein wenig nahe kamen.

Den 25. langte die Flotte in den Kanal von Metelino an, und ankerte bei den Muskoniſſiſchen Inſeln *). Die Albanier verſahen ſich auf denſelben und auf der nahen feſten Küſte mit ſo viel Lebensmitteln, als ſie habhaft werden konnten. Inzwiſchen

Ll 5

*) Vor Alters Hekatonneſi, d. i. die Inſeln des Apollo Hekatos.

ſchen ging es bei dem Einärndten ſo wenig fried⸗lich her, daß vielmehr verſchiedene das Leben darü⸗ber einbüßten. Ein beherzter Türke unter andern vertheidigte den Eingang ſeines Hauſes (weil er nicht Zeit genug hatte, ſeine 2 Weiber früh genug in Sicherheit zu bringen) mit ſo vieler Kühnheit und unerſchrokkenem Muthe, daß er mit einem Paar Piſtolen und ſeinem Säbel ſieben Albanier zur Erde ſtrekte, ehe er ſelbſt von den empfangenen vielen Wunden niederſank.

Den 29. trennte die Diviſion des Grafen Orlow ſich von der Spiridowſchen, und ging mehr ſüdlich, die Beſtung vorbei, im Kanal von Me⸗telino (Lesbos) vor Anker. Auf den Schiffen bei⸗der Diviſionen ward alles zu einer Landung in Bereitſchaft geſezt, die am folgenden Morgen un⸗ternommen werden ſollte. Weil aber in der Nacht ein heftiger Sturm entſtand, der einige Schiffe in nicht geringe Gefahr brachte, und der bis zum 1. November anhielt, ſo mußte die projektirte Lan⸗dung bis zum 2. des genannten Monats ausgeſezt werden. — Etwa ein Paar Stunden vor Tages Anbruch d. 2. Nov., ward das mit dem Admiral Spiridow verabredete Signal zur Landung ver⸗mittelſt einiger Raketen gegeben, die Graf Orlow von ſeinem Schiffe ſteigen ließ. Sämtliche Bar⸗kaſſen und Schaluppen wurden hierauf mit mög⸗lichſter Geſchwindigkeit von den Schiffen herunter gebracht, und in See gelaſſen; alle nahmen ſo viel

Trup⸗

Digitized by Google

Truppen ein, als ſie faſſen konnten: und ſo ging alles, auf ein zweites Signal, eben da es Tag werden wollte, von beiden Diviſionen zugleich auf die Küſte von Metelino zu. Vier Fregatten von jeder Diviſion hatten bereits am Abend vorher ſich den Stellen nähern müſſen, die man als die bequemſten zur Landung auserſehen hatte. Unter dem Feuer derſelben, welches die Türken, die ſich der Landung widerſetzen wollten, bald vom Ufer zurüktrieb, ging alles in beſter Ordnung dem Ufer zu; welches da, wo die Truppen der Diviſion des Grafen Orlow an Land geſetzt wurden, ſteil, und dabei etwas über die gewöhnliche Länge eines Mannes hoch war. Nahe vor dieſem hohen Ufer befindet ſich erſt noch eine ſchmale, und wenig über die Fläche des Meeres erhobene, Sandbank (auf dem beigefügten Plane, A) auf welcher Sandbank (hier von dem hohen Ufer gedekt) die Truppen, ſo wie ſie aus den Böten ſprangen, ſich in Ordnung aufſtellten. Fürſt Dolgoruki, der hier in Perſon befehligte, hatte nicht ſobald ein Paar hundert Mann beiſammen, als er ſie an den bequemſten Stellen das ſteile Ufer erſteigen ließ, die hinter Hekken, Bäumen, und Felſen verſtekten Feinde weiter zurük trieb, und darauf eine Stellung (in B) wählte, in welcher er die zurükgebliebnen Truppen erwartete, und wo indeß zugleich einige Feldſtükke ankamen, welche das ſteile Ufer herauf zu bringen gewiß keine geringe Arbeit war.

Um

Digitized by Google

Um 10 Uhr etwa, wie alles bei einander war, trat der Fürſt den Marſch, wie die punktirte Linien zeigen, an. Ihm zur rechten Seite, längſt dem Seeufer, marſchirte Graf Woinowitſch mit einigen hundert Sklavoniern und Albaniern; er ſollte den Feind von der Stadt abzuſchneiden ſuchen, und ſich zugleich des Schiffwerftes bemächtigen, auf welchem ein Kriegsſchif, eine Fregatte, und eine große Galeere, die zum Ablaufen fertig waren, ſtanden. Der Widerſtand des Feindes hielt den Marſch des Fürſten Dolgoruki wenig auf; denn ſobald ihr Anführer der Bimbaſcha *) nicht mehr war (wahrſcheinlich war er ein ſogenannter Dahlkalitſch **) weil er, von den Seinigen verlaſſen, ganz allein, von allen Seiten umringt, und bereits mit vielen Wunden bedekt, ſich gleichwohl nicht gefangen geben wollte), ſo eilte ſein Haufen ſo geſchwind als möglich gerade der Stadt zu. Größere Hinderniſſe für den Marſch dieſer Kolonne verurſachte das Terrän, das hier gebirgig, von tiefen Thälern durchſchnitten, und mit Holz und dikkem Strauchwerk wild verwachſen iſt. Dazwiſchen liegen wieder kleine Gärten, die mit ſteinernen Mauern eingefaßt ſind, und zu welchen man bloß auf ſchmalen Fußſteigen gelangen kann.

Es

*) Obriſter.

**) Dahlkalitſch (ein Wort, deſſen Ableitung ich weiter nicht weiß) bedeutet einen Mann, der ein Gelübde gethan entweder zu ſiegen oder zu ſterben.

Es war für die Truppen faſt nicht möglich, einen Schritt vorwärts zu thun, ohne ihre Marſchordnung zu brechen. Noch beſchwerlicher war es, über den ungleichen wilden Boden die Artillerie mit fort zu ſchleppen; aber was machen die Menſchen nicht alles möglich, wenn ſie ihre Kräfte auf den Wink eines Einzigen vereinigen wollen? Eine Eigenſchaft unter mehrern guten, die man im höchſten Grade bei dem Ruſſiſchen Soldaten antrift, und die ihn vor andern auszeichnet! Selbſt ein paar ſechspfündige Kanonen ſchleppten ſie unverdroſſen, obgleich mit unſäglicher Beſchwerde, eine halbe Meile fort; denn ſo weit war es von dem Landungsplatz bis zu der Anhöhe, auf welcher die halb eingefallene Warte ſteht, wo der Prinz, nachdem auch von der andern Seite die von dem Obriſten von Toll geführte Kolonne (von E her) hier zu ihm geſtoßen war, von den Truppen die mit C bezeichneten Poſten einnehmen ließ.

Der Landung des Obriſten von Toll, welcher die Landtruppen der Spiridowſchen Diviſion anführte, (die, außer ſeinem Regiment, aus ein paar tauſend Albaniern beſtand) widerſetzte ſich der Feind in größerer Anzahl. Denn, weil bei der Diviſion des Admirals faſt ſämtliche kleine Fahrzeuge zurük blieben, und das gegenüber liegende Ufer der Inſel flach und zum Anlanden bequem iſt; ſo waren die Türken die Landung hier vermuthen, und daher dieſelbe zu verhindern mehr bedacht

dacht geweſen. Der Baſcha und Kommandant der Stadt *) hatte daher den ſtärkern Theil ſeiner Truppen, nebſt einigen vom Lande zu ihm Geflüchteten, nach dieſer Seite geſchikt, und denſelben ſogar ein paar kleine Kanonen mitgegeben, die (in Ermanglung andrer) auf Schifslaveten gelegt waren. Aber das Artilleriefeuer der 4 dem Landungsplaz

*) Die Hauptſtadt heißt izt Kaſtro, vor Alters Mytilene (welcher Namen zur neuern Benennung dieſer ehemals Lesbos genannten Inſel Anlaß gegeben hat). Büſchings Beſchreibung (Erdbeſchr. B. V, S. 140) kann über die folgende Erzählung Licht verbreiten, und wird bei der Vergleichung mit dem Plane angenehm ſein. „Die Stadt liegt auf der „nordlichen Seite der Inſel, und hat 2 Hafen, von „welchen der ſüdliche izt bloß von großen Schiffen „beſucht wird. Von der alten viel größern Stadt, „die ſich weit gegen Weſten erſtrekt hat, finden ſich „noch viele Ueberbleibſel von grauem Marmor. „Die izige Stadt liegt auf dem Strich Landes, „welcher nach der Halbinſel geht, auf deren beiden „Seiten ſie am Strande, und auch gegen Süden „den Hügel hinauf erbaut iſt. Ihr altes und „neues Kaſtell ſtehen auf dem Gipfel der hohen felſichten Halbinſel, und ſtoßen dicht an einander; „es hat aber doch jedes ſeinen eignen Kommandanten und ſeine eigne Beſatzung. In dieſelben „darf kein Franke gehn, ſondern ſie werden bloß „von Osmanen bewohnt. In der Stadt ſind viel „Griechen, die vier Kirchen und einen Metropoliten haben; aber nur wenig Armenier. Es werden hier große Schiffe ſowohl als Böte von Tannenholz gebauet, welches vom feſten Lande hieher „geführet wird; u. ſ. w. —“

Digitized by Google

plaꝫ auch hier ſich nahenden Fregatten jagte den ſich unten am Strande zeigenden Feind bald zurük; und Obriſt Toll ſchifte alles aus, ohne mehr als einige Albanier zu verlieren, und ein paar Bleſſirte von ſeinem Regiment zu bekommen. Wie er darauf mit ſeiner Mannſchaft ſich in Marſch ſetzte, hielt der Feind gar keinen Stand mehr, verließ ſeine Kanonen, und zog in größter Eile ſich gleich ſeitwärts nach der Feſtung zurük: wohin ihm ſämtliche Albanier beſtändig auf dem Fuße folgten.

Der auf einer gegen die See ſich immer mehr erhebenden Landſpitze belegene Theil der Stadt Mitilene (Kaſtro), iſt mit ſtarken Feſtungsmauren umgeben; der übrige größere Theil derſelben aber, der in der Niederung vor jenem liegt, iſt offen und ohne alle Befeſtigung. Dieſer zweite Theil oder die eigentliche Stadt Mitilene wird größtentheils von Griechen bewohnt; indeß haben die Handwerker- und Handlung-treibenden Türken hier, wo nicht Häuſer, doch ſämtlich Laden oder Buden. Die griechiſchen Einwohner von Mitilene, die den raubgierigen Charakter ihrer Glaubensgenoſſen, der Albanier, wohl kannten, mogten ſich einbilden: ein † werde, gleich einem Talisman, ſie gegen Plünderung etwa noch in Sicherheit ſetzen und vielleicht beſchützen können; jeder Grieche beſchmierte daher gleich bei Annäherung der Albanier ſein Haus und ſeine Bude überall mit Kreuzen. Dies hatte auch in der That ſeinen Nutzen: indem die Kreuze

den

den Albaniern zu Wegweiſern dienten, nicht gleich über die Häuſer und Buden der ärmern Griechen herzufallen; ſondern zuerſt der reichern türkiſchen Beſitzungen ſich zu bemeiſtern. Sobald dieſe aber ſämtlich ausgeleert waren, hatten die Kreuze auch auf einmal ihre Kraft verloren, und konnten kein einziges Haus vor der Plünderung ſchützen. Das Rauben und Morden dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch. Ein Paar ziemlich bejahrte Weiber waren die einzigen türkiſchen Gefangenen, welche dem Fürſten Dolgoruki gebracht wurden; alle übrige Türken, jung und alt, die ſich unten in der Stadt verſpätet hatten, oder auch um ihr Eigenthum zu beſchützen zurükgeblieben waren, wurden niedergemacht. Ja ſelbſt unter einander brachten die Albanier ſich um; wann z. B. zwei über die Theilung einer in Gemeinſchaft gemachten Beute mit einander in Streit geriethen. Noch größere Gefahr der Ermordung drohete denjenigen, auf welchen der Verdacht fiel, daß er große Schätze an baarem Gelde oder Kleinodien und Koſtbarkeiten erbeutet habe; denn jeder trachtete ſogleich darnach, und ſann auf Mittel, ſo bald als möglich, ſich zum Univerſalerben dieſes reichen Mannes zu machen. — Es würde gefährlich geweſen ſein, dem wilden und ungezähmten Haufen der Albanier in ſeinen unmenſchlichen Ausſchweifungen Einhalt zu thun. Auch ging kein Ruſſiſcher Offizier in dieſer Abſicht zur Stadt hinunter; ſondern

Digitized by Google

dern bloß einige wenige, die dem Kommando regulärer Truppen gefolgt waren, welches der Fürſt zur Dekkung des Schiffswerftes dem Grafen Woinowitſch zur Verſtärkung ſchikte, ſahen in der Entfernung den Greuel der Verwüſtung mit an, den die Albanier in der Stadt anrichteten.

Der Wunſch des Grafen Orlow war — und die unternommene Landung hatte eigentlich auch wohl nur dies zum Hauptziel —: das größte von den auf dem Stapel fertig ſtehenden türkiſchen Kriegsſchiffen ablaufen zu laſſen, und mit nach Paros fortzuſchleppen. Der Konteradmiral Greigh *) kam daher gleich an Land, ſobald man im Beſiz des Schiffswerftes war, um die Möglichkeit der Ausführung dieſes Plans zu unterſuchen. Es fehlte bloß an dem Schlitten, der zum Ablaſſen großer Schiffe vom Stapel nothwendig erforderlich iſt; und dieſen hofte der Konteradmiral innerhalb 4 Tagen verfertigen, und dann das Schiff in See laſſen zu können. Eine recht erwünſchte Nachricht für den Grafen Orlow! Gegen Abend kam der Konteradmiral wieder an Land zurük, und überbrachte dem Fürſten Dolgoruki den Befehl: ſeine gewählte Stellung gegen alle Angriffe in Sicherheit zu ſetzen, und dieſelbe hin-

läng-

*) Dieſer erfahrne und tapfere Admiral in Ruſſiſchen Dienſten (ein geborner Engländer) iſt bekanntlich am Ende des J. 1788 geſtorben.

den Albaniern zu Wegweiſern dienten, nicht gleich über die Häuſer und Buden der ärmern Griechen herzufallen; ſondern zuerſt der reichern türkiſchen Beſitzungen ſich zu bemeiſtern. Sobald dieſe aber ſämtlich ausgeleert waren, hatten die Kreuze auch auf einmal ihre Kraft verloren, und konnten kein einziges Haus vor der Plünderung ſchützen. Das Rauben und Morden dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch. Ein Paar ziemlich bejahrte Weiber waren die einzigen türkiſchen Gefangenen, welche dem Fürſten Dolgoruki gebracht wurden; alle übrige Türken, jung und alt, die ſich unten in der Stadt verſpätet hatten, oder auch um ihr Eigenthum zu beſchützen zurükgeblieben waren, wurden niedergemacht. Ja ſelbſt unter einander brachten die Albanier ſich um; wann z. B. zwei über die Theilung einer in Gemeinſchaft gemachten Beute mit einander in Streit geriethen. Noch größere Gefahr der Ermordung drohete denjenigen, auf welchen der Verdacht fiel, daß er große Schätze an baarem Gelde oder Kleinodien und Koſtbarkeiten erbeutet habe; denn jeder trachtete ſogleich darnach, und ſann auf Mittel, ſo bald als möglich, ſich zum Univerſalerben dieſes reichen Mannes zu machen. — Es würde gefährlich geweſen ſein, dem wilden und ungezähmten Haufen der Albanier in ſeinen unmenſchlichen Ausſchweifungen Einhalt zu thun. Auch ging kein Ruſſiſcher Offizier in dieſer Abſicht zur Stadt hinunter; ſondern

dern

Digitized by Google

dern bloß einige wenige, die dem Kommando regulärer Truppen gefolgt waren, welches der Fürſt zur Dekkung des Schiffswerftes dem Grafen Woinowitſch zur Verſtärkung ſchikte, ſahen in der Entfernung den Greuel der Verwüſtung mit an, den die Albanier in der Stadt anrichteten.

Der Wunſch des Grafen Orlow war — und die unternommene Landung hatte eigentlich auch wohl nur dies zum Hauptziel —: das gröſte von den auf dem Stapel fertig ſtehenden türkiſchen Kriegsſchiffen ablaufen zu laſſen, und mit nach Paros fortzuſchleppen. Der Konteradmiral Greigh *) kam daher gleich an Land, ſobald man im Beſiz des Schiffswerftes war, um die Möglichkeit der Ausführung dieſes Plans zu unterſuchen. Es fehlte bloß an dem Schlitten, der zum Ablaſſen großer Schiffe vom Stapel nothwendig erforderlich iſt; und dieſen hofte der Konteradmiral innerhalb 4 Tagen verfertigen, und dann das Schiff in See laſſen zu können. Eine recht erwünſchte Nachricht für den Grafen Orlow! Gegen Abend kam der Konteradmiral wieder an Land zurük, und überbrachte dem Fürſten Dolgoruki den Befehl: ſeine gewählte Stellung gegen alle Angriffe in Sicherheit zu ſezen, und dieſelbe hin-

*) Dieſer erfahrne und tapfere Admiral in Ruſſiſchen Dienſten (ein geborner Engländer) iſt bekanntlich am Ende des J. 1788 geſtorben.

länglich ſtark zu machen, um ſich wenigſtens 4 bis 5 Tage darin behaupten zu können; auch ſolle er zugleich während dieſer Zeit noch von ſeiner Mannſchaft die Anzahl an den Konteradmiral verabfolgen laſſen, welche derſelbe zur Bewerkſtelligung der Arbeit von ihm fordern würde.

Die Inſel Metelino iſt nicht nur eine der größten, ſondern zugleich eine der fruchtbarſten und am ſtärkſten bevölkerten Inſeln des griechiſchen Meeres. Es wohnen auf derſelben verhältnißmäßig mehr Türken, als auf einer der übrigen. Dieſe hatten ſich wahrſcheinlich auf das Gerücht von der Landung der Ruſſen zuſammen gezogen; konnten von dem nahen Tenedos und den Dardanellen ſelbſt, durch Truppen, die man bei gutem Winde ohne Gefahr in der Nacht abſchikken konnte, verſtärkt werden, und ſo den Fürſten Dolgoruki im Rükken angreifen, wenn der Baſcha mit ſeiner nicht ſchwachen Beſatzung einen Anfall auf die Fronte deſſelben that. — Zu dieſer Schilderung ſeiner Lage in Abſicht des Feindes, die der Fürſt dem Konteradmiral machte, fügte derſelbe noch hinzu: daß ſeine Truppen ſich ohne Zelte befänden, und daher von der rauhen Witterung der ſpäten Jahrszeit viel Ungemach auszuſtehen haben würden, wenn ſie derſelben ohne einige Bedekkung noch einige Tage ausgeſetzt bleiben ſollten; daß ſie nur auf einen Tag Brot mit vom Schiffe bekommen, und einige in

dieſem

dieſem Augenblik bereits Mangel daran litten; daß man ſogar die Albanier, ohne ihnen das mindeſte an Lebensmitteln mitzugeben, an Land geſchikt habe; daß, im Fall er vom Feinde angegriffen würde, auf den Beiſtand dieſer Albanier nicht viel gerechnet werden könne, indem ſie überall zerſtreut auf Plünderung herumſtreiften, und nicht einmal die wenigen Poſten gehörig beſezt hielten, die er ihnen angewieſen habe; daß endlich, wenn er unter ſo bewandten Umſtänden angegriffen würde, und er dennoch das Glük habe, das am Strande aufgeworfene unbedeutende Retranſchement (H) zu erreichen, es nun nicht unmöglich ſei, daß ein konträrer Wind die Schaluppen verhindere an Land zu kommen, ja daß gar ein Sturm entſtehen könne, der die Flotte nöthige unter Seegel zu gehen, und ihn ſeinem eigenen Schikſale zu überlaſſen. Dieſe von dem Fürſten gemachte Schilderung ſeiner Lage, ſo wohl in Abſicht der Unannehmlichkeiten als der Gefahr, welcher er bei einem längern Verweilen am Lande ausgeſezt ſein würde, bewog den Grafen um deſto leichter ſein erſtes Projekt aufzugeben; da auch der Konteradmiral, bei Ueberbringung dieſer Nachricht vom Fürſten, dem Grafen zugleich meldete: daß, nach angeſtellter abermaligen Unterſuchung, er nicht dafür einſtehen könne, ob nicht zur Verfertigung des Schifsſchlittens 5 bis 6 Tage erforderlich ſein dürften. — Statt alſo eins von den 3 feindlichen Schiffen ins Waſſer zu

laſſen und mitzunehmen, ward nunmehr beſchloſſen: ſie alle 3 auf dem Stapel zu verbrennen.

Um nun der feindlichen Beſatzung in der Feſtung den beſchloſſenen nahen Abzug zu verbergen, wurden 3 Kanonen vorwärts, hinter eine abgebrochene Gartenmauer (D) gebracht, die über der Vorſtadt hin den Weg, welcher aus der Feſtung nach der Vorſtadt führt, unſicher machten. Auch mußten 2 Bombardiergalioten zur See ſich der Feſtung nähern, und den 3 Novemb. einige Bomben dahin werfen. — Mit dieſen Anſtalten vereinigte ſich zufällig noch ein Vorfall, wodurch die Feſtung enger eingeſchloſſen ward, und der Kommandant auf die Vermuthung gebracht werden konnte, daß man die Abſicht habe ihn durch eine förmliche Belagerung zur Uebergabe zu zwingen. Die Albanier, (ſie ſtanden bei F) welche den 2ten und die darauf folgende Nacht mit der Ausplünderung der Stadt völlig zu Stande gekommen waren, hatten einige wenige Häuſer, zu ihrem großen Verdruß, unberührt laſſen müſſen, weil ſolche zu nah an einer Mauer (G) lagen, die eine Art von Enveloppe vor der eigentlichen Feſtungsmauer abgiebt, und welche die Türken beſetzt hielten. Dazu waren die Türken auch noch im Beſitz des viereckigten, mit Kanonen beſetzten, Thurms I; ſo daß die Albanier zwiſchen zwei Feuer gerathen ſein würden, wenn ſie geradezu in die vorgedachten Häuſer hätten eindringen wollen. Die Landſpitze,

auf

auf welcher der erwähnte Thurm ſteht, iſt in der Mitte etwas erhöht, und läuft nach dem Waſſer und allen Seiten flach ab. Um dem Feuer des Feindes ſo wenig als möglich ſich bloß zu ſtellen, krochen die Albanier auf allen Vieren, ganz einzeln, nahe am Waſſer herum, bemeiſterten ſich des vorliegenden Kirchhofs, und feuerten von der Mauer deſſelben gegen den Thurm. Die darin befindlichen Türken fürchteten nun ihrer Seits abgeſchnitten zu werden, und ſchlichen ſich neben den Kanonen aus den Schießſcharten auf der andern Seite unvermerkt heraus, und ſo am Strande hin nach der Feſtung zu. Mit ſo viel Behutſamkeit dieſe Retraͤte auch gemacht ward, ſo wurden die hellſehenden Albanier ſie doch ſogleich gewahr, liefen in groͤßter Hitze auf den Thurm zu, und hatten das Vergnuͤgen, in dem Blute von ein paar Tuͤrken, die ſie noch erwiſchten, ſich die Haͤnde abzukuͤhlen. Und nunmehr wurden die bisher von der Pluͤnderung noch verſchont gebliebenen wenigen Haͤuſer mit raubgieriger Wuth angefallen: welches itzt auch ohne Gefahr geſchehen konnte, da der Lieutenant Muͤller (deſſen ich in dieſen Nachrichten ſchon einmal *) erwaͤhnt habe), ſobald er ſah, daß die Albanier ſich des Thurms bemeiſtert hatten, von dem Schiffswerfte, wo er ſich eben befand, aufs eiligſte gerade dahin lief, ein paar Kanonen

*) Berl. Monatsſchrift, 1788 Maͤrz, S. 232.

aus dem Thurm hinter den daran liegenden kleinen Hügel aufſtellte, und durch dieſes Feuern die Türken von der nahen Mauer, wo nicht ganz vertrieb, doch mehr in Reſpekt hielt.

Während dieſer Vorgänge war man auf dem Werft beſchäftigt, das nöthige zu Verbrennung der Schiffe zu veranſtalten: man umgab ſolche nicht nur von auſſen mit Theertonnen und trokfnen Holzſtößen, ſondern übergoß auch den innern Raum der Schiffe mit Oel und Theer ein paar Zoll hoch. Nach dem Retrâte-Schuß (denn Fürſt Dolgoruki ließ ſowohl heute Abend, als den Abend vorher, den Retrâteſchuß mit einer 6 pfündigen Kanone geben) mußten die Befehlshaber der Truppen, wie auch die Kommandöre von den detaſchirten kleinen Poſten, ſich ſämtlich bei dem Fürſten einfinden. Er machte ihnen die beſchloſſene Rükkehr zu den Schiffen bekannt, befahl jedem insbeſondere was er zu beobachten habe; und beſtimmte den Glokkenſchlag Eins nach Mitternacht (welche Stunde von den Bombardiergalioten durch Werfung einiger Bomben genau angezeigt werden ſolle) da alles auf einmal exekutirt, und die Truppen nach den Plätzen wo ſie an Land geſtiegen waren, zurük marſchiren ſollten. — Gleich nachdem die beiden erſten Bomben geſtiegen waren, ſtand der Schifswerft in vollen Flammen; deren Schein, ſo wie er von den Gewehrläufen und Bajonetten zurük blizte, die Truppen überall in Bewegung zeigte.

Dieſer

(551)

Dieſer Anblik zuſammt dem in der Stadt und nahe um die Stadt herum zunehmenden Schießen (indem die Albanier zum Abſchiede ſämtliche ihre Gewehre noch ein paarmal abfeuerten), und nebſt dem rauhen Geſang, der begleitet von verſtimmten Schallmeien und von dem Klopfen an Keſſeln aus der Feſtung herunter tönte, hatte in der That etwas furchtbar feierliches. — Nach Verlauf einer halben Stunde gerieth die Stadt Kaſtro ſelbſt in Brand, wodurch alle Gegenſtände in dem Umkreis von einer Viertelſtunde faſt völlig wie am Tage ſichtbar wurden. Dieſer ſchrekliche Brand zeichnete ſich vor ſo vielen, die ich in meinem Leben zu ſehen Gelegenheit gehabt, beſonders dadurch aus, daß aus dieſem tobenden rothen Flammenmeere zwiſchendurch dikke Feuermaſſen von hellerer Farbe, gleichſam als Thürme oder feſtſtehende hohe Säulen, empor ſtanden und über demſelben hervorragten. Kaſtro treibt nehmlich einen beträchtlichen Handel mit Oel, wovon beſtändig große Vorräthe in der Stadt ſind; dieſe Vorrathsörter oder Magazine ſind weiter nichts, als 6 bis 7 Fuß ins Gevierte in den Felſen eingehauene Vertiefungen, in welchen das Oel, wie Waſſer in den Ziſternen, frei fließend aufbewahrt wird. Dieſe Oelmagazine waren mit in Brand gerathen, und bildeten wahrſcheinlich die vorgedachten lichten Feuerſäulen.

Die Truppen defilirten nach dem Strande, und zwar auf eben den Wegen zurük, auf welchen

 ſie

Digitized by Google

ſie gekommen waren. Nach der gegebenen Marſch-Diſpoſition ſollten zwar die Albanier den Nachtrab machen; ſie fanden es aber rathſamer — und wer konnte ihnen das verdenken? — voraus zu gehen, und die am Strande wartenden Böte in Beſitz zu nehmen. Fürſt Dolgoruki ließ die regulären Truppen ſeiner Kolonne das (auf dem Plan mit H bezeichnete) leicht aufgeworfene Retranſchement einnehmen, und ſie von da aus allmälig in die Schaluppen und Böte rükken. Das Wetter war die Nacht hindurch ziemlich ſtille. Die letzten Truppentransporte kamen mit Anbruch des Tages an Bord der Schiffe; und eher zeigte ſich auch nichts vom Feinde. Gegen Morgen erhob ſich der Wind ſtärker, und verurſachte, da er zugleich gerade auf das Land ſtand, daß eine der vier Fregatten, die ſich dem Ufer hatte nahe legen müſſen, indem ſie das Anker aufwinden wollte, an Land getrieben ward. Der Verluſt dieſer Fregatte bei der Landung auf Metelino war auch der einzige von Erheblichkeit während des ganzen diesjährigen Feldzugs, den die Ruſſiſche Flotte erlitt. — Die geſamte Flotte ging nach Vormittags nach Paros unter Segel; und, da der Wind ungemein günſtig war, ſo lief ſie ſchon den folgenden Tag (den 5ten Novemb.) in den Hafen von Auſſa ein *).

Das

*) Hier zum Beſchluß der Nachricht von dem diesjährigen Feldzug der Ruſſiſchen Flotte, wäre es viel

Das erſte Geſchäft des Grafen von Orlow nach der Ankunft der Flotte in den Hafen von Auſſa, war: den Albaniern ihren Sold für den verfloſſenen Feldzug reichen zu laſſen. Dieſer war, in Vergleichung des Soldes, den andre Hülfstruppen, die bei den ruſſiſchen Armeen dienen, zu bekommen pflegen, nicht geringe: jeder Albanier erhielt eine Zechine (holländiſchen Dukaten); und damit wurden ſie zugleich in die Winterquartiere geſchikt, das heißt: jeder konnte nun hingehen wohin er wollte. Major Konſtantino *) aber, mit einigen hundert von ihm ſelbſt ausgewählten Albaniern blieb in Dienſten, und auf Paros; und ward nach Partſchia in Quartier gelegt. — Für den Obriſten von Toll war, während der Abweſenheit der Flotte, das Patent als Generalmajor angekommen. Demungeachtet mußte derſelbe ſein Regiment, auf Befehl des Grafen, an den Obriſten Chutusow abtreten, der als Volontär mit auf

Mm 5 der

vielleicht in Abſicht der Ordnung der ſchiklichſte Ort um über eine gewiſſermaßen abgeſonderte Partie des Kriegesweſens, nehmlich über das Einſchiffen und Landen der Landtruppen, meine Beobachtungen hinzu zu fügen; allein in Abſicht mancher Leſer der Monatsſchrift mögten ſie hier doch am unrechten Orte ſtehen. Vermiſſen wird man dieſelben einſt gewiß nicht, wenn ich jemals meine zerſtreuten Blätter alle zuſammen zu tragen mich im Stande ſetzen ſollte.

*) S. Berl. Monatsſchrift 1788, Mai, S. 585.

Digitized by Google

der Flotte war. — Hiernächſt bereitete ſich der Graf zu ſeiner Abreiſe nach Italien vor; wohin ihm, mit ſeiner Erlaubniß, viele Offiziere, welche die Winterplätze von Piſa denen von Auſſa vorzogen, folgten. Es war in der Mitte des Novembers, als der Graf den Hafen von Auſſa und die Flotte verließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

3.

Hans und die Senſe. Der Staat und die Todesſtrafen.

Hans kam von der Aerndte zurük, und hängte ſeine Senſe in der Stube an die Wand. Er ſetzte ſich hinter den Tiſch, ſtützte ſeine beiden Ellenbogen darauf, und ließ den Kopf in den Händen ruhen. Mit dem Reſt einer Tabakspfeife im Munde, deren Kopf ihm die Naſe wärmte, ſah er tiefdenkend nach der Senſe, und blikte zuweilen auf die Kinder, welche darunter herumliefen. Ehe man es ſich verſah, ſtrömten ihm helle Thränen über die Bakken. Kaum hatte dies ſein Eheweib bemerkt, als ſie nach der Urſache ſeiner Betrübniß fragte. „Ach!“ antwortete er, „ſiehſt du nicht, wie die Kinder dort „unter der Senſe ſpielen! wie leicht könnte ſie her„unter fallen und großes Unglük anrichten!“ —

„Und

„Und darum weinſt du?“ erwiederte die Fragerin. „Narr, nimm die Senſe weg!“ — „Naſeweiſes „Weib!“ verſezte der gereizte Ehemann, „du redeſt „wieder wie du es verſtehſt. Eine Senſe muß ich „doch haben. Hängt ſie dort am Nagel nicht beſ„ſer, als ſie hier auf dem Tiſche liegen würde? „Das leichtſinnige Gerede hilft zu nichts. Ver„biete den Kindern, daß ſie nicht dort herumſprin„gen.“ — „Verbieten hin, verbieten her,“ ant„wortete die Bauersfrau, „ſei geſcheut und trage „die Senſe in die Scheune.“

Dieſe Erinnerung, ob ſie gleich mit einiger Härte vorgetragen ward, that doch ihre Wirkung. Zwar übereilte ſich der Bauer nicht. Langſam legte er mit der rechten Hand die Tabakspfeife auf den Tiſch, ſtüzte ſich auf die linke, hob ſich auf dieſe Art gemächlich in die Höhe, nachdem er vorher die ausgeſtrekten Füße bedächtlich unter die Bank zurükgezogen hatte. Er dehnte ſich, gähnte noch einmal, und nahete ſich langſam der Senſe, die er eben ſo langſam herabnahm und in die Scheune trug.

Die moraliſchen Körper ſind noch träger, als die Bauren, wenn ſie von der Aerndte kommen. Die Staaten klagen Jahrhunderte lang über Uebel, ehe ſie ernſtliche Anſtalten machen, dieſen Uebeln abzuhelfen. Lange werden die Vorſchläge der Patrioten als ein leichtſinniges Gerede müßiger, oder, welches oft gleich gilt, witziger Köpfe verachtet.

Aus

Aus reifer Beurtheilung legt man die Hände halbe Jahrhunderte hindurch in den Schooß. — So hat man lange Zeit über die Fehler der Juſtizeinrichtung und über die Mängel der Geſetzgebung geklagt, ohne ihnen mit der dazu erforderlichen Anſtrengung der Kräfte abzuhelfen. Nur die Preußiſchen Staaten haben das Glük gehabt, das wichtige Werk der Geſetzgebung mit einem Eifer betreiben zu ſehn, dem nichts gleich kommt als die reife Ueberlegung, welche man bei Ausführung dieſes Werkes anwendet.

Der Entwurf des Geſetzbuches enthält wichtige Reformen, von denen man ſich großen Nutzen verſprechen darf. Unter andern hat man auch darin, Th. I. Abth. 3. Tit. 8. §. 691. die Todesſtrafe auf den Fall abgeſchaft, wenn Jemand in der Abſicht, hingerichtet zu werden, einem andern das Leben nimmt. Inzwiſchen fehlt es doch nicht an Männern von Einſicht, die es bedenklich finden, ein dergleichen Geſetz zu geben; und es wird vermuthlich noch lange währen, ehe die andern Staaten dem Beiſpiele des Preußiſchen folgen werden. Deswegen halte ich es für nöthig und nützlich, dieſe Frage öffentlich zur Sprache zu bringen. Beſonders wünſchte ich, diejenigen aus ihrer Trägheit zu wekken, welche die Größe des Uebels nicht kennen, deſſen Abwendung mir ſo ſehr am Herzen liegt. Wenn man die Kindermorde ausnimmt, ſo machen die Todtſchläge, die aus Ueberdruß des Lebens

Digitized by Google

bens geſchehen, die Hälfte der Mordthaten aus, die zur richterlichen Unterſuchung gelangen. Alle dieſe Todtſchläge würden unterblieben ſein, wenn entweder gar keine Todesſtrafen vollzogen, oder dieſe doch in Fällen ſolcher Art ausgeſchloſſen würden. Die gänzliche Abſchaffung der Todesſtrafen halte ich zwar für bedenklich; aber ich ſehe nicht, was den Geſetzgeber abhalten könnte, zu beſtimmen, daß derjenige, welcher in der Abſicht, hingerichtet zu werden, einen andern ermordet, auf Zeitlebens entweder im Zucht- oder Tollhauſe eingeſperrt werden ſollte. Würde dies Geſetz allgemein bekannt gemacht, als welches in Rükſicht der Kinder ſchon bei Erklärung des Katechismus geſchehen könnte; ſo würde mit der Zeit ſogar der Vorwand, die Mordthat ſei aus Lebensüberdruß unternommen worden, gänzlich hinwegfallen. Dieſem Geſetze kann alſo auch die Beſorgniß nicht entgegenſtehen, daß boshafte Mörder ſich dieſes Vorwandes bedienen möchten, um der verdienten Todesſtrafe zu entgehen; denn wäre das Geſetz allgemein bekannt, ſo würde in Anſehung der nachher verübten Todtſchläge dieſer Vorwand gar nicht weiter Statt finden.

Auch beſorge ich nicht, daß eine lebenswierige Einſperrung für eine zu gelinde Strafe gehalten werden möchte. Ich weiß wohl, daß viele von denen, die aus Ueberdruß des Lebens gemordet haben, zuletzt doch das Leben wieder lieb gewinnen

und

Digitized by Google

und mit der Todesſtrafe verſchont zu werden wünſchen; aber es mangelt auch nicht an Beiſpielen, wo der Ueberdruß des Lebens bis auf den letzten Augenblik fortgedauret hat. Geſetzt aber auch, dieſer Ueberdruß verwandele ſich nach der That immer in Liebe des Lebens, ſo würde doch der Verbrecher bei der That ſelbſt den Tod für kein Uebel halten. Nun ſoll aber doch die Strafe, ihrem Weſen nach, ein Uebel ſein, welches zu der Zeit, da der Verbrecher zu Ausübung des Verbrechens gereizt wird, ihm ſo groß zu ſein ſcheint, daß durch die Furcht vor demſelben der Reiz zur That überwogen werden kann. Es kömmt alſo ungleich mehr auf die Vorſtellung an, welche der Verbrecher zur Zeit der That von dem Strafübel hat, als auf den Eindruk, den die Strafe auf ihn macht, wenn ſie eben vollzogen werden ſoll. Es iſt gewiß für den Unfähigen ſelbſt ein geringeres Uebel, wenn ihm das Amt, wornach er ſtrebt, verſagt wird, als wenn er ein Amt erhält, von welchem er nachher auf eine ſchimpfliche Weiſe abgeſetzt werden muß. Würde es aber wohl eine ſchikliche Strafe für diejenigen ſein, die ſich ihrer Unfähigkeit ungeachtet, in Aemter eindringen, wenn man ihnen ſagte, das gebetene Amt ſolle ihnen zur Strafe gegeben, ſie aber nachher bei deſſen ſchlechter Verwaltung wieder abgeſetzt werden? Gewiß würden die mehreſten dieſe Strafe als eine Belohnung anſehen, in der Hoffnung, daß ſie der Abſetzung wohl noch

ent-

entgehen würden. Eben ſo wird der, welcher aus Ueberdruß des Lebens mordet, ſich vor der zurük-kehrenden Liebe zum Leben nicht fürchten; dagegen wird allein der Gedanke, daß er ſeine Abſicht nicht erreichen könne, ihn von der Ausführung derſelben zurükhalten, noch mehr aber die Furcht vor einer lebenswierigen Einſperrung.

Hier beſorge ich den Einwurf: daß es grauſamer ſei, einen ſolchen Menſchen mit hartem Gefängniſſe zu belegen, als durch einen einzigen Schwertſtreich aus der Welt zu bringen. Ich wünſchte wohl, daß diejenigen, welche mit dergleichen Mördern Mitleiden haben, auch auf den Schmerz derjenigen Rükſicht nehmen möchten, deren Kinder, Verwandte oder Freunde durch eine ſolche That ihr Leben verloren haben. Meiſtentheils kann man ſein Leben vor Mördern ziemlich in Sicherheit ſetzen. Man kann ſeine eigenen Leidenſchaften bändigen, und ſich hüten, andre zu einem gefährlichen Zorn zu reizen. Man kann ſich durch Vorſicht gegen Räuber ſicher ſtellen. Aber wie will man ſich vor einem Unſinnigen in Acht nehmen, der ſich vorgenommen hat, den Erſten den Beſten aus Ueberdruß des Lebens zu morden? Die Gefahr, welche der Staat dabei läuft, iſt groß, und verdient die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit.

Inzwiſchen glaube ich nicht, daß es eben nöthig ſei, dergleichen Verbrecher mit einer harten oder wohl gar grauſamen Gefängnißſtrafe zu belegen.

Digitized by Google

Eine lebenswierige Einſperrung iſt an ſich ſchon ſchreklich genug für einen Menſchen, der die Feſſeln dieſes Lebens nicht länger tragen will. Die geringſte Strafe reicht hin, den Verbrecher von der That abzuſchrekken, wenn er weiß, daß ſie ihn gewiß trift. Dies iſt aber immer der Fall desjenigen, der ſich ſelbſt als Mörder angiebt, um mit dem Tode beſtraft zu werden. Harte Strafen ſind nur erforderlich, damit die Furcht vor der Größe des ungewiſſen Uebels die Hofnung des durch die That geſuchten Vortheils überwiegen möge; wo aber das Strafübel gewiß und der aus dem Verbrechen erwartete Vortheil gar nicht oder ſchwer zu erhalten iſt, da reicht eine geringe Strafe hin, die Ausübung des böſen Vorſatzes zu hintertreiben. Ich weiß daher nicht, ob es nöthig ſein dürfte, die lebenswierige Einſperrung durch eine grauſame Behandlung fürchterlicher zu machen.

Die Schwierigkeit liegt freilich darin: wie man dergleichen Mörder unter guter Aufſicht halten und von andern Menſchen, denen ſie aus Verzweiflung ſchaden könnten, abſondern ſolle? Unmöglich iſt inzwiſchen die Sache nicht; und der Vortheil, welchen der Staat aus der Verhütung ſolcher Mordthaten zieht, iſt zu groß, als daß er nicht die Koſten, welche die Strafe erfordert, willig darauf verwenden ſollte. Kürzer kommt man freilich weg, wenn man dem Thäter den Kopf herunterſchlägt; aber ſollte der Staat wohl berechtigt ſein, einem

Men-

Digitized by Google

Menſchen das Leben zu nehmen, weil er die Koſten, welche ſeine Aufbewahrung nöthig macht, nicht hergeben will? Könnte dies gebilliget werden, ſo müßte man es auch loben, wenn jeder Dieb nach dem erſten Diebſtal aufgehängt würde; denn ein gehängter Dieb ſtielt nicht wieder.

Ich hoffe zur Ehre der Menſchheit, daß man auch künftig noch einen gefährlichen Menſchen von einem wüthenden Hunde unterſcheiden werde. Manche mögen es wohl für zweifelhaft halten, ob der Unterſchied zwiſchen Thieren und Menſchen ohne Ahnen ſo groß ſei, als er uns vorkommt, und viele dürften dieſen ſo wenig als jenen einen Antheil an dem bürgerlichen Vertrage zugeſtehen; aber es wird doch immer bedenklich bleiben, eine Race, die wenigſtens Leinewand zu Hemden und Schnupftüchern konſumirt, mit Thieren, die höchſtens Halsbänder tragen, in eine Klaſſe zu ſetzen.

Was wird nun aber aus den Menſchen werden, welche ſonſt andere aus Lebensüberdruß ermordet haben würden? Sie werden, wenn ihnen das Leben unerträglich wird, ſich ſelbſt aus der Welt ſchaffen. Statt mehrerer Menſchen würde alſo nur einer ſterben: aber ſelten wird der Ueberdruß des Lebens bis zum Selbſtmorde ſteigen; denn die meiſten Mörder dieſer Art geſtanden bei der Unterſuchung, daß es ihnen an Muth fehlte, ſich ſelbſt umzubringen. Sie werden ſich alſo in das Leben zu finden ſuchen, ſo gut ſie können, und

 oft

oft wird Glük oder Zeit ihnen einen Troſt zuſchi-
ken, auf den ſie ſich vorher keine Rechnung machten.

Sollte das, was ich mitunter in einem ſcherzhaften Tone vorgetragen habe, im Ernſte beherzigt werden, ſo würde ich dadurch hinlänglich für den Zwang entſchädigt, den ich mir ſelbſt habe auflegen müſſen, um meinen Unwillen über ſchändliche Vorurtheile hinter einer lächelnden Miene zu verbergen.

Der König Mikita, eine ganz neue Geiſtergeſchichte.

Aus Polen eingeſchikt.

Der Berliniſchen Monatsſchrift zu gefallen, deren löblichen Endzwek ich nicht verkenne, habe ich mir die Zeit genommen, nachſtehenden Auszug aus Gerichtsakten zu ziehen. Er enthält eine Geſchichte, die ſich im vergangenen 1788ſten Jahre in Galizien vier Meilen von Lemberg zugetragen hat. Ich erzähle ſie treulich nach den Bekenntniſſen, die das Unterſuchungsprotokoll angiebt; ohne den hiſtoriſchen Verlauf durch eigne Urtheile oder Muthmaßungen zu unterbrechen. Nur eine Anmerkung ſchikke ich voraus.

Es iſt doch ſehr auffallend, daß Abbetheorheiten bei Großen und Kleinen in einerlei Geſtalt erſcheinen: dummer Glauben an überirdiſche Kräfte auf der einen, und grobe Betrügerei auf der andern Seite, wirken ſtéts durch die nehmlichen Hülfsmittel, und werden von dem Pöbel mit der nehmlichen Blindheit angenommen, wie von der feinern Welt. Die Hexe Jendrzowa von Skwarzawa weiß ſicher nicht, daß ein Cagliostro auf der Welt iſt; ſo wenig als dem Geiſte Mikita etwas von dem armen Gablidone (der durch den engelreinen Lavater ſo berühmt ward) bekannt ſein mag. Und doch merkt man hier und da gewiſſe Gleichförmigkeiten; woraus ſich abnehmen läßt: daß die große Kunſt Geiſter zu bannen, auf ſehr einfache Grundſäze zurükgebracht werden könne, und daß es eben nicht nöthig ſei, die Kunſtgriffe dazu aus den ägyptiſchen Piramiden zu holen. Indeſſen zeichnet ſich auch hier die geſittete Welt vor dem Pöbel aus. Der will nichts als plumpes Gold, Unſichtbarkeit, und andre zur Wolluſt und Bequemlichkeit des ſündlichen Körpers dienende Vorzüge; hingegen ſuchen gebildete Menſchen den Umgang mit Geiſtern, um ſich mit neuen Kenntniſſen zu bereichern, und ſchon in dieſer Welt Dinge zu erfahren, die ein andrer gemeiner Menſch nur erſt in jener erfahren darf. — Solange übrigens noch kein Aufſchluß dieſer Geſchichte erſcheint, mag ſie wohl nur den Gläubigen von der rechten Seite

merkwürdig ſcheinen, und der Prinz Mikita als ein neuentdekter Geiſt guter Aufnahme gewürdigt werden; den Ungläubigen wird hingegen alles wiederum Betrügerei ſcheinen.

Zuerſt muß der Leſer die Perſonen des Schauſpiels kennen lernen; und dazu iſt eine hiſtoriſche Ausſchweifung nöthig. Es iſt bekannt, daß ſeit einigen Jahren viele Unterthanen aus dem Reiche, und beſonders der Pfalz, nach Galizien gewandert ſind, um dort Kolonieen anzubauen. Der Kaiſer hat dieſen Leuten große Vortheile angedeihen laſſen; die aber nichts geholfen, und mehr dazu gedient haben, die Koloniſten in eine gewiſſe Sorgloſigkeit zu verſetzen, die ſich darauf gründete, daß ſie nicht da wären um zu akkern und zu pflügen, ſondern — nach Pfälziſchem Idiom — zur Zächte (zur Zucht), das iſt: ſie glaubten, wie ſpaniſche Hengſte aus der Pfalz verſchrieben zu ſein, um in Galizien dem Zeugungsgeſchäfte obzuliegen und in dieſer Abſicht gefüttert zu werden. Sie lebten in Saus und Schmaus, ſo lange ihr Vorſchuß dauerte, und ſie Geld vom Juden geborgt bekamen; und noch izt ſind ſie mehrentheils ſchwer hinter den Pflug zu bringen. Künſtler, Handwerker, Fabrikanten, oder Leute die ſonſt ein eignes Gewerbe verſtanden, wurden beſonders unterſtüzt, und bekamen, nebſt Wohnung Aekkern und Wieſen, anſehnliche Geldvorſchüſſe zu Anſchaffung

ihrer

ihrer Werkzeuge, oder des Stoffs den ſie bearbeiten wollten. Aber auch die meiſten von dieſen haben den Vorſchuß verfreſſen, um neuen angeſucht, ihn zum Theil erhalten, wieder verfreſſen, u. ſ. w.

Jakob Brinkmann, Sebaſtian Boſch, Balthaſar Magſamen, und Martin Reſch, insgeſamt aus der Pfalz, kamen als Koloniſten nach Galizien, und brachten Rhabarberpflanzen mit, auf deren Anbau ſie ſich verſtehen wollten. Dieſe Leute wurden in der Herrſchaft Mierzwic im Zolkiewer Kreiſe mit Häuſern, Feld und einem Plantagengarten verſehn, und zogen nach und nach eine Summe von 2000 Kaiſergulden, in der Hofnung einer künftigen Rhabarberplantage. Nachdem das Geld verthan war, verkauften ſie in der Stille Vieh und Getreide, mit dem Vorſatze, ſich über die Gränze zu flüchten; ſie wurden aber ertappt, zurükgebracht, eingeſperrt, und gerichtlich verhört. Außer den genannten Rhabarberpflanzern, kamen noch folgende Mitſchuldige, ebenfalls Koloniſten die auf der Flucht ertappt wurden, in Verhaft: Paul Bernhard, Herrmann Uhl, Philipp Kubin, Lorenz Gabel, und deſſen zwölfjähriger Sohn Peter, der eine Hauptrolle in dieſer Geſchichte ſpielt. Er war als kleines Kind in das Land gekommen, und hatte unter den polniſchen Kindern die Sprache gelernt: weshalb er bei der Geiſterhiſtorie zum Dollmetſcher dienen mußte. — Als bei dem Verhöre gefragt ward: wo das Geld hin-

gekommen ſei, welches ſie in den lezten Monaten für ihre Akkergeräthſchaften, Vieh und Getreide gelöſt hatten? ſagte Paul Bernhard: daß ſie es meiſtentheils nach und nach zu der Hexe Jendrzowa nach Skwarzawa getragen hätten; und dieſer erſten Spur zufolge, kam nachſtehende Geſchichte an Tag.

Alle mit Namen angezeigte Männer hatten ſich im Sommer 1788 zuſammen beredet, mit Weib und Kind heimlich fort und zurük in das Reich zu gehen. Nur die Ausführung hatte Schwierigkeiten, die ſie gern ohne viele Mühe auf die Seite ſchaffen wollten; und dazu ſchien ihnen nichts bequemer, als — Unſichtbarkeit. Dieſe wollten ſie von einem lahmen Ruſſiſchen Bauren erkaufen, der in der Mitte des Moſtyer Waldes wohnte. Wer ihnen dieſen Mann vorgeſchlagen hat, davon ſteht nichts in den Akten; weil aber ein Jude vorkommt, der ſie in den Wald begleitet hat, und der keine Abſicht zu entweichen hatte, ſo mag dieſer es geweſen ſein. Lorenz Gabels Sohn Peter war Dolmetſcher; und ſagt izt aus: daß der Ruſſiſche Bauer nach empfangenen Geſchenken verſprochen habe, ſie mit Weib und Kind, Wägen und Pferden, drei Tage unſichtbar zu machen, und in dieſer Zeit in das Römiſche Reich zu bringen. Er gab ihnen zu dem Ende ein Fäßchen voll röthlichen Waſſers, womit ſie ſich nakkend unter gewiſſen Zeremonien waſchen, und dann unſichtbar werden

ſollten.

Mitteln. Sie verlangten auch Geld, und bekamen es; Kräuter und Saamen, der ſich jenſeit der Gränze in Geld verwandeln würde. Die Probe mit dem Waſſer ſchlug indeß fehl. Der Zauberer glaubte, ſie müßten etwas verſehen haben, gab ihnen — für ihr baares Geld — aufs neue Waſſer; ſie machten es aber wieder nicht recht, blieben ſichtbar, und hatten weniger Geld als vorher.

Kurz darauf ſprachen Brinkmann, Meſch und Gabel auf dem Marktplatze zu Zolkiew von ihrem Vorhaben; und Brinkmann rief aus: „Alles „könnte angehen, wenn nur das verfluchte Geld „nicht mangelte!“ Da trat ein Jude zu ihnen, der ſie belauſcht hatte, und bot ſeine Dienſte an. Er brachte ein altes Weib die Jendrzowa, welche die Männer zu ſich nach Skwarzawa beſtellte, um ihnen dort durch übernatürliche Mittel Geld zu verſchaffen. Zu dem Akte war eine gewiſſe Quantität Zucker, ungeſalzene Butter, Branntewein, Tabak, und Leinewand nöthig, die ſie mitbringen mußten; in der Folge, da die Erwartung der Leute recht angeſpannt war, mußten ſie auch Geld bringen. Und ſo ging Vieh und Getreide und Akkergeräthe darauf. Der kleine Peter Gabel war in Skwarzawa Dollmetſcher; in Zolkiew war es der Jude geweſen, der nun nicht mehr zum Vorſchein kommt. Das Weib ſchritt nach Empfang des Verlangten bald zum Werk, und führte die Männer in den Wald, wo ſie ohne weitere Um-

Digitized by Google

ſtände den Geiſt Mikita erſcheinen ließ, der als Menſch König geweſen, und — weil er ſeinen Vater ermordet hatte *) — in dieſen Wald gebannt war. Lorenz Gabel beſchreibt ſeine Geſtalt in den Akten folgendermaßen: „Er iſt von Statur wie „ein Baum groß, und dik wie ein Faß; hat eine „große Goſche, und lange Zähne, die ihm zum „Maule herausſtehn; ſeine Augen ſind groß und „rund wie Topfſtürzen; er geht in deutſcher Klei„dung, über der er einen violetblauen Mantel „trägt, und hat einen runden Hut auf dem Ko„pfe." — König Mikita fragte mit Ungeſtüm: was ſie haben wollten? Antwort: „Geld." — Wie viel? — „Jeder eine Million Dukaten." — Die ſollt ihr haben; wollt ihr ſonſt noch was? — „Wir mögten auch gern unſichtbar, und mit dem „Gelde in 24 Stunden in der Pfalz ſein." — Auch das ſoll geſchehen; aber was gebt ihr mir dafür? — Nun mußte Peter, der ſo weit gedollmetſcht hatte, fragen: was er verlange? Kaum hatte aber der Geiſt darauf geantwortet; ſo fing Peter, zu nicht geringem Schrekken ſeiner Prinzipalen, ein Zetergeſchrei an, fiel ſeinem Vater zu Fuße, und bat um Gotteswillen: „Er möchte ihn nicht dem Sa„tan geben." Hieraus ergab ſich denn, daß der Geiſt

*) Auch hierin war dieſer Geiſt dem durch Lavaters Protokoll bekannt gewordenen Geiſt Gablidone ähnlich. Berl. Monatſchr. 1788 Febr. S. 17[illegible]

Geiſt kein geringeres Opfer als den kleinen Dolmetſcher verlangt hatte. Sabel tröſtete ſeinen Sohn, daß er ihn nicht um die halbe Welt dem Teufel geben würde; und ſo zerſchlug ſich für diesmal die Unterhandlung. — Das Weib machte indeß Hofnung, daß ſich der Geiſt vielleicht mit einem andern Kinde begnügen würde, wenn ſie ihn zum zweitenmale rufen ließen; ſie mögten nur Tabak, Brantewein u. d. gl. mitbringen.

Zu einem zweiten Beſuch bei dem Geiſte wollte ſich Peter erſt nicht verſtehen, und mußte mit Hunger dazu gezwungen werden. Die Männer hatten, nach reifer Ueberlegung, beſchloſſen: dem Könige Mikita zwei Waiſen zu geben, die Magſamen in der Koſt bei ſich hatte. Allein der Geiſt wollte bei der zweiten Erſcheinung ſchlechterdings nichts Fremdes, ſondern ein Kind von dem eigenen Geblüte dieſer Männer; und daher ward wieder nichts ausgemacht. Nun entſchloß ſich Magſamen: das Kind herzugeben, womit ſeine Frau eben damals ſchwanger war; aber auch das nahm Mikita, als eine ungeborne Frucht, nicht an. Alſo wollte endlich Reſch ſeinen zwölfjährigen Sohn Adam mit der Bedingung liefern: daß ihm die andern deswegen nie einen Vorwurf machen ſollten. Dieſe Verabredung ward geſchloſſen; aber nun hatte ſich der Geiſt anders beſonnen, und er erklärte nach einigen fruchtloſen Erſcheinungen, da er ihnen wegen andrer Geſchäfte nicht länger Audienz geben konnte:

„Er könne nun kein Kind mehr brauchen, und „müſſe einen Mann aus ihrem Mittel haben.“ Darüber zerſchlug ſich dann, aus triftigen Urſachen, das ganze Geſchäft; und die Koloniſten erwählten einen ganz natürlichen Weg durchzugehen, auf dem ſie auch ganz natürlich erwiſcht und zurück gebracht wurden.

Da dieſe Geiſtergeſchichte dem Hauptgegenſtande der Unterſuchung nur als zufällige Entdekkung eines unternommenen Mittels der Verbrecher zu ihrem Zwekke, eingeflochten iſt; ſo findet ſich in den Akten noch kein Verhör; weder des Zauberers im Moſtyer Walde, noch der Hexe Jendrzowa, noch des Juden, noch des Königs Mikita. Es iſt aber nicht zu zweifeln, daß das Gericht ſo viel Macht haben wird: jene erſtern drei aus ihren Winkeln, und dieſe Majeſtät aus der Hölle zu zitiren, wovon Referent zu ſeiner Zeit das Weitere melden wird.

Schon nach dem Schluß dieſes Aufſatzes erfahre ich: daß die Hexe — welche nach ihrem Manne Jendrzawa, d. i. Frau Andreaßin, eigentlich aber Anna Kowalska heißt, — wirklich ſchon verhört, und mit dem Peter konfrontirt iſt; aber noch nichts geſtanden hat.

Von Weibern, die erſt dann, wenn ſie geſchlagen werden, ihre Männer lieben.

Ce ſont petites choſes, qui ſont de tems en tems néceſſaires dans l' amitié; & cinq ou ſix coups de baton, entre gens qui s' aiment, ne ſont que ragaillardir l' affection. *Moliere.*

Im Meiners und Spittleriſchen Göttingiſchen Magazin, Band II. St. 2, ſteht am Ende Nr. XII eine kleine Abhandlung: Von Völkern, die Schläge für Merkmale der Liebe und Freundſchaft halten. — Ich habe das noch in der Schule von Rußiſchen Weibern gehört und geleſen, ſeitdem darüber nachgedacht, und einzelne Erfahrungen geſammelt, die ſich auf Beiſpiele gründen, welche vielleicht bei manchen Völkern ſo häufig vorkommen, daß man ſie für einen Zug ihres Nationalcharakters hält. Ich war weder in Peru noch in Rußland; aber doch in andern Europäiſchen Ländern, in denen ich hie und da etwas gefunden habe, das mich abhält, die obige Meinung ſchlechterdings als lächerlich zu verwerfen.

Ich läugne zwar in Abſtrakto: daß Leute, die Schläge bekommen, ſie als Merkmale der Liebe und Freundſchaft aufnehmen. Aber ich glaube, daß

Digitized by Google

daß ein Menſch, wenn er von einem andern den er liebt, geſchlagen wird, ihn nach den Schlägen noch ferner, ja ſtärker lieben kann. Ja ich behaupte noch mehr, nehmlich: daß es oft nur Schläge dahin bringen, daß der Aktivus von dem Paſſivo *) mehr geliebt wird, als er ohne Schläge je geliebt ward. — Nur iſt es keine allgemeine Regel; ſondern ein Fall, der aus „dem ſtumpfen Gefühle „einer Klaſſe unedler Menſchen" entſpringt, deren es in allen Ländern giebt.

In Moliere's Medecin malgré lui wird Frau Martine von ihrem Eheherrn geprügelt; ein Dritter will ihr zu Hülfe kommen; ſie fährt ihn aber trotzig an: „Ich will nun geprügelt ſein. Et „je veux qu'il me batte, moi! Voyez un peu cet „impertinent, qui veut empecher les maris de „battre leurs Femmes." — Cervantes erzählt in der Novella de Rinconete y Cortadillo einen Auftritt von einem brutalen Beutelſchneider, der ſeine Liebſte jämmerlich geißelt; und dreht die Erzählung ſo, daß das Mädchen mit ihrem friſch gepeitſchten Felle nicht nur alle Neigung zur Verſöhnung, ſondern auch größere Liebe zu ihrem Tyrannen blicken läßt. Ich darf nicht erſt ſagen, was alle Verliebte wiſſen: daß nehmlich auch feinere Liebe nach aufgehobnem Zwiſte heftiger und zärtlicher wird. Aber ich darf mir, glaube ich, etwas darauf zu

gute

*) Der Schlagende von dem Geſchlagenen.

gute thun, daß zwei Menſchenkenner, wie Moliere und Cervantes, mit mir gleicher Meinung zu ſein ſcheinen, indem ſie dieſe beiden Charaktere aus dem niedrigen Pöbel nahmen, da wo ſie eben nicht Karikaturen zeichnen wollten.

Ich habe oft Nachbarn gehabt, wovon der eine ſeine Frau prügelte und von ihr geliebt war, der andre ſeiner Frau ſchön that und gehaßt ward: vielleicht nur aus eignen Urſachen, die nicht allgemein angenommen werden können; aber die Liebe ſolcher Weiber — oder wie man das nennen mag, wovon ich hier rede — iſt doch etwas, das eigentlich aus Furcht entſteht, und aus Dankbarkeit zu einer höhern Empfindung als Gleichgültigkeit ſteigt. Es iſt die Liebe eines Sklaven gegen ſeinen Herrn, die er darum hegt, weil er weiß, daß es in des Herrn Macht ſteht, ihn zu ſchlagen wenn er will. Bedient ſich nun der Herr dieſer Macht ſelten, ſo hält ihn der Sklav für einen guten Herrn und liebt ihn; unterläßt er aber ganz Gebrauch davon zu machen, ſo vergißt der Sklav, was ſein Herr vermag: er verachtet ihn, als einen ohnmächtigen armſeligen Herrn, der nicht zu herrſchen verſteht; er ſpottet ſeiner, und hält ſich für beſſer als den, der in ſeinen Augen weniger Herr zu ſein verdient, als er ein Sklav. — Ich vergleiche den Eheſtand nicht mit der Knechtſchaft; ich halte nicht die Verhältniſſe einer Frau gegen ihren Mann mit denen eines Sklaven gegen ſeinen Herrn für einerlei: als

nur

nur in ſo fern, wenn ſich eine Frau durch knechtiſche Geſinnungen ſelbſt in dieſes Verhältniß ſetzt. Aber weil doch von ganzen Nationen vorgegeben wird, daß ſie die Liebe der Weiber durch Schläge gewinnen müſſen, ſo will ich meine Beobachtungen auch bloß auf die Weiber einſchränken.

In dem oben angezeigten Magazine ſteht: „Die „urſprünglichen Peruanerinnen ſind ganz untröſtlich, wenn ſie eine Zeitlang von ihren Männern „nicht geprügelt werden u. ſ. w., Es iſt bekannt, „daß man etwas ähnliches von den Ruſſiſchen ge„meinen Weibern erzählt. Und Haquet ſagt gar „in ſeiner phyſikaliſch politiſchen Reiſe in die No„riſchen Alpen S. 155 von den Belluneſern: „Freier, welche Mädchen zur Gefälligkeit bringen wol„len, müſſen hier Mittel gebrauchen, die ſelten in „der Welt üblich ſind; Schmeicheleien, Geſchenke „u. d. gl. ſollen hier nichts fruchten; aber eine „grobe Behandlung, die meiſtens in einige Schläge „ausartet, iſt das Mittel ſeine Phyllis zu überwin„den.“ — Schläge vor der Ehe, als ein Mittel die Gunſt einer Schönen zu gewinnen, iſt etwas das ich nicht begreiſe *); ob ich gleich in der Ehe eine

*) Um die erſte Liebeserklärung wirbt man wohl nie, bei rohen oder halbrohen Nationen, durch Schläge; wohl aber um die erſte Gunſt von der erklärten Geliebten. Auch iſt es ſeltſam, welche andere Ideen und Vorurtheile ſich oft darein miſchen; und deſto bemerkenswehrter iſt es, wenn derglei-chen

eine Art Liebe zugebe, die aus Furcht vor Schlä-
gen entſteht, und ſich auf Dankbarkeit gründet,
die

chen ſelbſt in unſern weniger bekannten Gegenden geſchieht. Ich ſchreibe daher eine Stelle aus der, viel gute Nachrichten enthaltenden, Oberſchleſiſchen Monatsſchrift von Löwe und Peuker (Heft I, 1788 Julius, S. 83) ab. B.

„Auf einer Reiſe, welche ich im Februar 1786 „durch Oberſchleſien nach Polen machte, mußte „ich zu Nikolai †) übernachten, wo, da es eben „in der ſogenannten tollen Faſchingswoche war, „das junge Volk tanzte. Ich fand, daß die pol- „niſchen Bauermädchen und Burſche ihre Polo- „näſen mit ſo viel natürlicher Geſchicklichkeit tan- „zen, daß dieſer Tanz in meinen Augen viel mehr „Annehmlichkeit gewann, als wenn ich ihn von „deutſchen Damen und Herrn nachäffen ſah, weil „er ein unmittelbares Produkt vom Charakter der „polniſchen Nation iſt. Zugleich bemerkte ich, „daß jeder der tanzenden Burſche eine kleine Peit- „ſche unter dem Pelze trug. Ich erkundigte mich „bei dem Wirth, und nachgehends auch bei einem „Kompaniefeldſcheer von der daſigen Garniſon: „was dieſe Peitſchen für eine Abſicht hätten? „Worauf ich dann von allen die Antwort erhielt: „daß es daſiger Gegend allgemeine Sitte der pol- „niſchen Bauermädchen ſei, nicht eher auf ihrem „Altar der Venus ein Opfer bringen zu laſſen, „bevor ſie nicht jedesmal von dem opfern wollen-
den

†) Dieſen Ort in Oberſchleſien iſt auch wegen des ein Jahr vorher geſchehenen Uebertritts eines dortigen katholiſchen Rathmanns zum Judenthum bekannt geworden. S. Berl. Monatsſchr. 1786, Auguſt, S. 152.

die der Schwächere gegen den Stärkern hegt, in deſſen Gewalt er iſt, wenn er ſieht, daß ſich dieſer ſeiner Macht nicht ſo oft zu ſeinem Nachtheile bedient, als er könnte. Er muß aber das Gefühl der Unterwürfigkeit ſtets haben und behalten, und deshalb mit phyſiſcher Gewißheit zuweilen überzeugt werden, daß ihm der Stärkere wirklich weh thun kann; ſonſt glaubt ers nicht, und mißbraucht die Güte mit der er behandelt wird. — Es iſt eine faſt allgemeine Folge: daß derjenige welcher Macht und Gewalt über andre hat, verachtet und verſpottet wird, wenn er ſich dieſer Vorzüge niemals bedient; und es iſt auch wirklich gemeiniglich das Zeichen eines ſchwachen Geiſtes. Ein Regent kommt in Verachtung bei ſeinen Unterthanen, ein Herr bei ſeinem Knechte, der Mann bei ſeiner Frau, der Vater bei den Kindern, wenn er ſein Anſehn nie mit Ernſt zu unterſtützen weiß; alles Liebenswürdige, was er hat, kommt nicht in Anſchlag, wenn

„den Burſchen tüchtig geprügelt worden; da ſie „dann, ſobald dieſes geſchehen, ſich ihren Liebhabern nach Belieben ruhig überließen: weil ſie ſich „ſowohl in ihrem eignen Gewiſſen, als „auch bei den Geiſtlichen, welchen ſie ihre Sünden beichten, damit hinlänglich entſchuldigen „könnten, daß ſie gewaltſamerweiſe gezwungen „worden, dieſe Todſünde zu begehn. — Dieſe „zarte Gewiſſenhaftigkeit der dortigen Bauerſchönen habe es nun zur Mode gemacht, daß die „Eleganz unter den Bauerburſchen kleine Peitſchen bei ſich führen." — —

Digitized by Google

wenn er Anlaß zur Verachtung giebt. Liebe und Verachtung können nicht zuſammen beſtehn; aber wohl Furcht und Liebe, wie es auch ſelbſt die Theologen lehren.

Daß das weibliche Geſchlecht Tapferkeit und Entſchloſſenheit an den Männern liebt, und den Mann ſchätzt, der Muth und Thatkraft zeigt: das iſt eine bekannte Wahrheit, die ſich auch bei gebildeten und edeldenkenden Weibern beſtätigt. Auch muß eine ſolche Frau den Mann verachten, der kein anderes Verdienſt hat, als daß er ſie liebt, ohne daß er ihre Achtung zu gewinnen weiß. Er fügt ſich in allen Dingen dem Willen der Frau. Geſetzt, daß ſie Erkenntlichkeit fühlt; ſo fühlt ſie doch auch, daß der Mann am unrechten Orte ſteht: ſie maßt ſich der Herrſchaft an, ohne ſich einmal darüber zu freuen, weil der Gegenſtand zu unwürdig iſt. Man ſagt von dieſen Ehen: die Frau trägt die Hoſen. Bisweilen fallen ſolche Ehen auch gut aus, wenn die Frau klug genug iſt, dem Manne einen Schein von Herrſchaft zu laſſen; aber öfter läßt ſie ihre Verachtung zu deutlich blikken, und würzt den häuslichen Umgang mit ſo übler Laune, daß Eheſcheidung und andere üble Folgen daraus entſtehn.

Eine knechtiſche Seele, ſie mag nun in einem Weibe oder einem Sklaven wohnen, muß fühlbar daran erinnert werden, daß das Individuum, welches der Mann oder Herr iſt, die Macht hat, ihr

Digitized by Google

Uebles zu thun; und dann iſt wenigſtens für die Verachtung geſorgt. Daß aber dieſe Erinnerung bei einem für edleres Gefühl ſtumpfen Gemüthe durch ſo unangenehme Mittel als Schläge, angebracht werden muß, erklärt der Teufel im Hiob, wenn er ſagt: „Haut für Haut, und alles was „ein Mann hat, läßt er für ſein Leben. Aber recke „deine Hand aus, und taſte ſein Gebein und „Fleiſch an; was gilts, er wird dich ins Angeſicht ſegnen?“ — Damit wollte der Teufel, nach ſeiner Philoſophie und meiner Exegeſe, ſagen: „Was fragt Hiob darnach, daß ihm alles genommen werde; er wird nicht gleich Hungers ſterben; ſeine Kinder ſind nicht er ſelbſt; Kummer und Empfindelei wird durch ſeine Geſundheit und Thatkraft überwunden. Aber taſte nur ſeine Haut an, daß er phyſiſche Schmerzen kennen lerne; die allein können den natürlichen Menſchen aus der Faſſung bringen!“

Eine Dirne der Art heirathet einen Mann, den ſie liebt, in ſofern ſo eine Kreatur der Liebe fähig iſt; den Mann aber, der ihr alles zu gefallen thut, ihren Grillen nachgiebt, und mit ihr nur zärtlich umgeht, wird ſie bald verachten, und ſich ſelbſt höher zu ſchätzen anfangen. Verſteht er das Ding recht, und kommt nach fehlgeſchlagnen gütlichen Verſuchen zur rechten Zeit mit einer wohl gemeſſenen Züchtigung, und läßt das Weib austrotzen: ſo verſchaft er ſich nicht nur Ehrfurcht, ſondern ſie

weiß

weiß nun auch, daß ſie einen Mann hat, dem es nicht an Muth und Kräften fehlt, ihr unangenehme Empfindungen zu machen. Sie hat nicht Verſtand genug, zu überlegen, daß dieſe nur eine Folge ihrer eignen Aufführung ſind; denn ein ſchwacher Geiſt ſucht immer die Urſachen widriger Dinge außer ſich, und glaubt ſelten, daß ſie von ihm ſelbſt herkommen. Sie bewundert alſo oder liebt endlich gar den Mann, der ſie prügeln kann wann er will, und doch von einem ſo anſehnlichen Privilegium nur ſparſamen Gebrauch macht; ſie hält das für ein außerordentliches Zeichen ſeiner Liebe, und liebt ihn wieder. Freilich iſt das nicht die Liebe, die ein vernünftiger und geſitteter Mann verlangt; aber iſt nicht auch der größte Theil ganzer Völker ungeſitteter Pöbel?

Ausgebildete, wohldenkende Menſchen haben feinere Mittel, ſich Liebe zu erwerben; ſie müſſen ſie aber auch nach dem Gegenſtande wählen, den ſie zu behandeln haben. Ich erinnere mich eines reichen Wittwers, der in Leipzig eine Jungemagd heirathete, und in dem Ehekontrakt ausdrücklich beſtimmte: daß ſeine künftige Frau niemals anders gekleidet ſein ſollte, als in der Tracht, die ſie als Jungfer getragen hatte, in der gewöhnlichen Tracht der Leipziger Jungemägde. Dieſe Klauſel verſchafte dem Manne eine angenehme Ehe. Die junge Frau wünſchte, ſich wie andre ihres Standes kleiden zu dürfen; und mußte, gebunden an

 ihr

ihr Verſprechen, alle Liebkoſungen anwenden, den Mann zu bewegen, daß er bisweilen von ſeinem kontrahirten Rechte abging, und ihr nach und nach ein und das andre Kleidungsſtük nach der Mode erlaubte. Er that es auch; aber nur Stükweiſe, ſo daß es immer in ſeiner Gewalt blieb, eine neue Forderung zu verſagen, wenn er es für die häusliche Ruhe zuträglich fand: und die Frau mußte immer wieder aufs neue bitten, oder auch aus Dankbarkeit gute Laune zeigen, wenn er ſich ihren Bitten fügte.

Eine vollkommen glükliche Ehe iſt eine von den vorzüglichſten Glükſeligkeiten dieſer Welt; und eben ſo ſelten, als andre vollkommne Glükſeligkeiten mehr. Viel tauſend Menſchen müſſen ſich begnügen, wenn ſie nur eine friedliche Ehe haben; und der Ruſſiſche Bauer, der ſie ſich mit Schlägen verſchaft, iſt darum nicht unglüklicher, als der Gentleman, der ſich auf den Fuß ſezt: zu thun was er will, und ſeine Frau thun zu laſſen was ſie will. Und wer weiß, welche Frau von beiden die glüklichſte iſt?

6.

6.

Zwei öffentliche Nachrichten über den Magnetismus.

I.

Es wäre jedem Orte, wo dieſe neue Lehre ſich ausbreitet, ein ſo einſichtsvoller Beobachter und entſchloſſener Mann, als der Herr Oberjägermeiſter v. Sierstorph (ſ. Mai S. 421) in Braunſchweig iſt, zu wünſchen, um die franzöſiſchen Scharlatanerieen aufzudekken, mit welchen noch ſo oft die gutmüthigen Deutſchen getäuſcht werden. Da dies aber mehr zu wünſchen, als zu hoffen ſteht; ſo iſt, ſtatt jedesmaliger Aufdekkung des natürlichen Zuſammenhanges der angeblichen Wunder, ein allgemeiner Unterricht, wie überhaupt dieſe und ähnliche Erſcheinungen bewirkt werden können, gewiß ſehr lehrreich und eben daher höchſt verdienſtlich.

Dies Verdienſt erwirbt ſich itzt ein geſchikter Mechaniker und Naturkenner, Herr Wezel, der ſeit mehrern Jahren phyſikaliſche und vorzüglich elektriſche Inſtrumente verfertigt, und zur deutlichen Darſtellung mancher wichtigen Phänomene ſelbſt eigene Apparatus erfunden hat. Herr Nikolai traf auf ſeiner Reiſe dieſen geſchikten Mann im J. 1781 in Koburg, und gedenkt deſſelben mit dem verdienten Lobe in ſeiner Reiſebeſchreibung B. I, S. 97 (dritte Aufl.), wo er zugleich einige

Nachricht von deſſen Leben ertheilt. — Ich laſſe hier itzt ſeine Ankündigung folgen, ſo wie ſie in der Nürnbergiſchen gelehrten Zeitung (St. 17 von d. J.) ſteht: woraus man ſelbſt erſehen wird, wie angenehm und zugleich nützlich, vorzüglich in den itzigen Zeiten, ſeine merkwürdigen Erfindungen ſind; und wie ſehr ſich ſeine Ankündigung, da er am Ende alles getreu zu zeigen verſpricht, von den gewöhnlichen Proſpektus der Magnetiſten unterſcheidet.

Schon an und für ſich merkwürdig iſt folgende beſonders gedrukte Bekanntmachung; ſie verdient aber um ſo viel mehr weiter bekannt gemacht zu werden, da das darin gemachte Verſprechen zum Theil erfüllt worden iſt, indem ein Freund, der prüfen und urtheilen kann, als Augenzeuge verſichert: daß alles dasjenige, was in dem folgenden Aufſatz mit Schwabacher Schrift gedrukt iſt, von der Maſchine bei der erſten Probe geleiſtet worden.

„In den lezteren Zeiten des gegenwärtigen Jahrhunderts haben die ohnehin ſo ſehr unter ſich verbundenen Wiſſenſchaften, Mathematik, Naturlehre und Chemie, ganz beſondere Vortheile für die menſchliche Bedürfniſſe verſchaft, und viele anwendbare Erfindungen erzeugt. Wie es aber mit allen neuen Erfindungen ergeht; ſo war es auch hier. Durch Mißbrauch und Verſtellungen mit dem Spiel der natürlichen Magie, ſuchten mehrere der Sache kundige Männer ſich Anſehn und Geld zu verſchaffen; aber auch dieſer Mißbrauch bewirkte es, daß nicht allein dieſe Kunſt, ſondern

dern auch die zum Grunde liegenden Wiſſenſchaften verdächtig wurden. Man erinnere ſich nur der Schröpferiſchen Geiſterzitation, der Schreib- und Rechenmaſchine eines Pelletier, des Schachſpiels des Herrn von Kempelen, und der keinen andern Grund habenden Mesmeriaden (Magnetismus). Mit Ueberzeugung und Gewißheit rechne ich auch das vermeintlichen Automat des D. Müllers dahin, deſſen ich nur in gewiſſer Rükſicht erwähnen will, welches mir aber Anlaß gegeben, der Sache überhaupt auf den Grund zu ſehen, und durch einige Nachahmung jene Schattenſpielerei offen vorzulegen. (Ich habe zu ſolchem Ende die Mülleriſche Sprach- und Singemaſchine, nach ihrer äuſſern Figur, Gröſſe, und innern Struktur nachgebauet, ſolche noch überdies mit einem Schachſpiel, einer Schreibmaſchine und Rechenuhr, und mehrern Künſten vermehret. Dieſe werde ich öffentlich zeigen, durch ſie ſprechen, Arien ſingen, Echo geben, Fragen und Räthſel auflöſen, die Dame, die Mühle, das Schachbrett, auch den Röſſelſprung und andre Solitärſpiele ſpielen, ferner ſchreiben, arithmetiſche und algebraiſche Probleme auflöſen, im angeblichen Opferrauch Schatten (Schröpfers Geiſt) ſchweben, einen unſichtbaren Strom aus einem Magnetſtäblein oder auch nur aus einem Zeigefinger an dem Geſichte eines andern fühlbar, und denen, welche um das ſogenannte Baket (Bouſſole) ſitzen, ſichtbar machen, in ihren Leibern und Gliedern Zukkungen (Mesmers Konvulſionen) erregen, in- und auſſerhalb der Zirkel aufgehangene Thermometer verſchieden ſteigen laſſen. Am Ende aber werde ich die verſtekte Perſon, mit-

 telſt

telſt welcher alles geſchiehet, die aber auch bei der genaueſten Unterſuchung nicht zu finden iſt, öffentlich hervorziehen, und folglich als ein ehrlicher Mann, das getreu anzeigen, was bisher als Geheimniß mit Täuſchung Reichthümer hat erwerben und — blenden müſſen.

„Bei der Vorzeigung dieſer zuſammengeſetzten Maſchine, erkläre ich nicht nur deren Wirkung, ſondern erläutere auch das Erforderliche aus der Optik, Akuſtik, Mechanik, Magnetlehre, Chemie, u. ſ. w.

Wenn, wo, und unter welchen Bedingungen: werde ich noch beſonders anzeigen.

„Baireuth, d. 9. Januar 1789.

Adam Gottfried Wagel.“

II.

Es iſt wohl der Mühe werth, folgende kurze Nachricht (aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Nr. 14) weiter bekannt zu machen, um zu zeigen, bis wohin ſich ein enthuſiaſtiſcher Anhänger des Magnetismus, ein Geiſtlicher in ſeinem thörichten Schwärmerſinn verleiten ließ. Hier iſt mehr als Lavater!

Aus einem Briefe. Zu welchen auffallenden und ſkandalöſen Erſcheinungen das unſelige, Leib und Seele zerrüttende Magnetiſirweſen in unſerm deutſchen Vaterlande Anlaß gebe, davon kann auch ich Ihnen eine kleine Probe liefern. — Ein proteſtantiſcher Prediger einer angeſehenen Reichsſtadt lehrte unlängſt: Wer nicht an Magnetismus glaube, ſei eben ſo verdammungswürdig, als der, welcher die

Gott-

Gottheit Chriſti läugne!!! Denken Sie Sich hinzu, daß dies in öffentlicher Katechiſation, und alſo vor Zuhörern geſagt ward, die das Gehörte nicht zu prüfen vermögen; ſo wird Ihnen der Unfug in ſeiner ganzen Größe auffallen. Nicht zufrieden alſo, daß dieſe Seuche ſo viele alte Köpfe befällt, befleißen ſich Mesmers Jünger auch noch, die jungen Seelen anzuſtekken, und für die Zukunft ihren verderblichen Saamen auszuſtreuen.

7.

Schreiben eines Reiſenden in der Schweiz.

Im Sommer 1788.

Ich bin itzt in Zürch; und ich will Ihnen melden, was ich von Künſtſachen und Künſtlern geſehen habe.

Ein Freund brachte mich zu dem Herrn Amtmann Heidegger. Ich fand bei ihm ein mit Gemälden überhangenes Zimmer: keine koſtbare Schildereien, aber vieles, das dem Kenner intereſſant iſt. Dann wies mir dieſer gefällige Mann eine Sammlung von Handzeichnungen, unter welchen ſehr ſchätzbare von A. Waterloos ſind. Und zween Bände Proſpekte, meiſtens Schweizer-Gegenden: von dem alten Niederländer J. Hackert,

und dem Schweizer Felix Meyer. Nebendem hatte ich noch das ausnehmende Vergnügen, eine Sammlung von Studien des ſel. Geßners zu ſehen, des Mannes, der mir lieber als halb Zürch geweſen wäre, wenn ich ihn von Angeſicht zu Angeſicht noch hätte ſehen und ſprechen können. (Hr. Heidegger iſt der Schwager des ſel. Mannes.) Dieſe Sammlung beſteht aus vier Foliobänden, und iſt ganz planmäßig und nach den Gegenſtänden geordnet. Die Wittwe Geßners übergab nach ſeinem Tode alle Kunſtwerke dieſem ihren Bruder, der ſie dann ordnete, und mit einer gedrukten und beigebundenen Nachricht an die Geßner'ſche Nachkommenſchaft begleitete. Wenn für alle Kleinodien ſo viele Vorſicht gebraucht würde, wie für dieſe ſchätzbare Sammlung, ſo würde vieles nicht verloren gehen: vieles würde nicht Spielzeug der Kinder; auch würde mancher ehrliche Mann, der aber Nichtkenner iſt, weniger von Unterhändlern überſchnellt werden, wenn er die Sachen verkaufen will oder muß. Ein paar Stunden habe ich mich müde geſehen; und bin in meinem Urtheil ungewiß: ob Geßner mehr Verdienſte als Dichter oder als Künſtler habe. — Herr Heidegger hat eine Tochter, ein kleines liebenswürdiges Mädchen, die ein ungemein großes Talent zum Zeichnen hat. Ich fand ſie, wie ſie Blumen nach der Natur zeichnete.

Am folgenden Morgen war Herr Amtmann Heidegger ſo freundſchaftlich, mich in das Geßneriſche Haus zu führen, um da noch einige Gemälde des verewigten Mannes zu ſehen. Ich ward entzükt über die herrlichen Sachen: Mannigfaltigkeit in Gedanken; konzentrirte Natur; vortrefliches Kolorit; Harmonie in Schatten und Licht; kurz, aufs Blatt hingezauberte Dichtergegenden, wo es Seelenwonne iſt, ſich nur hineinzu denken. Ich ſah die achtungswürdige Wittwe Geßners, die mich einige Zeit von dem Seligen unterhielt. Auch war der jüngere Sohn zugegen, ein Jüngling von 19 Jahren, der ſich auf Wiſſenſchaften legt, und Buchhändler werden ſoll. Von dem ältern Sohne, der izt in Rom als Maler iſt, wies man mir Studien, die er vor ein paar Jahren in Dresden gemacht, die mich überzeugen, daß er in der Kunſt groß werden muß. Unter andern ſah ich eine Schlacht von 5 Fuß Länge, reich an Figuren, kühn und ferm gezeichnet, von ſo viel Wirkung, daß es mir unbegreiflich war, wie ein Jüngling von etwa 21 Jahren, der nie Feinde und Schlachten geſehen, mit ſo viel Wahrheit malen konnte. In Rom, wo er nun ein Jahr zugebracht, mag er viel in Kolorit und Zeichnung zugenommen haben.

Ich ging über den Lindenhof, eine kleine Promenade auf einem Hügel unweit dem Gaſthof. Die Oberfläche iſt mit großen ehrwürdigen Eich-

bäu-

Digitized by Google

bäumen beſetzt. Von da überſieht man die Hälfte der alten unregelmäßigen Stadt, die kriſtallklare Limmat am Fuſſe, und gleich an der Stadt den herrlichen See, der ganz ſpiegelglatt war. Im fernen Hintergrund erſcheint die Kette der Schneegebirge, die das ſchöne Gemälde ſchließt. Nur Schade, daß für dieſen herrlichen Platz nicht beſſere Sorge getragen wird! Einige ſterbende Linden könnten noch mit Ausfüllen von fetter Erde für einige Jahre gerettet werden; und dann ärgerte mich das Aufhängen von Wäſche, wodurch die Hälfte der Promenade bedekt wird.

Von öffentlichen Gebäuden und Verzierungen, die ich hier geſehen, muß ich urtheilen: War es wohl möglich, an dem Orte, wo Geßner als Rath lebte, der Mann des beſten Geſchmaks, dergleichen verfertigen zu laſſen? Wie lächerlich ſteht nicht der Pelzmann und Silen auf dem großen Brunnen, mit den übrigen Fratzengeſichtern? und die Brunnen am ſchönen Waiſenhauſe? und dergleichen Statuen ſind, wie ich höre, noch eine Menge.

Ich beſuchte die große Promenade an der angenehmen und ſchnellfließenden Limmat. Eine lange Allee von Linden und andern Bäumen geht dem Geſtade des Fluſſes nach; am Ende dieſer Allee fällt ein zweiter Fluß, die Sihl, in die Limmat, und macht da eine Spitze, von welcher dann wieder eine Allee am Bord der Sihl hinauf führt. Dieſe zwei ziemlich große Flüſſe und ihr fruchtbares herr-

liches

Digitized by Google

liches Gelände machen da eine der anmuthigſten Promenaden, die ich je geſehen habe. Zwiſchen den Alleen iſt der Schieß- und Waffenplatz. Am Ende, wo dieſer in die Spitze läuft, iſt ein Abſchnitt von Schattenpartieen. Schade, daß da allzuviel kleiner Detail von Bosketten den ſchon nicht großen Raum noch enger macht! Wird die Promenade ſtark beſucht, dann müſſen die Leute aller Orten ins Gedränge kommen. In Kaffee- und Küchengärten, wo man gerne tête a tête konverſirt, gehören dergleichen Kabinettchen; aber an öffentlichen Spatziergängen nicht. Was dieſen, da wirklich unſchiklichen, Bosketten einen Werth giebt, ſind die verſchiednen ſeltnen in- und ausländiſchen Holzarten, die alle ſehr gut gepfleget werden und gedeihen. Wenn ſie da vervielfältigt ſind, ſo können ſie mit der Zeit dem ganzen Lande nutzbar und gemein werden.

Ich hörte: es ſei noch eine andre Promenade, auf eine Viertelſtunde weit, im Sihlholz. Ich ging hin, und mußte der Sihlallee nach, und dann auf einem offenen Wege am Fluſſe. Endlich kam ich hin, und fand da einen menſchenleeren kleinen Hain, von wenigen Morgen Land, der von dem Sihlfluß und Kanälen zur Inſel gemacht iſt. Dieſe kleine Inſel iſt mit einer Sternallee durchſchnitten; an den Alleen ſind Gruppen von verſchiednen Holzarten angelegt. In der Mitte, wo ſich die Gänge kreuzen, iſt ein großer Zirkel

und

Digitized by Google

und Parterre, wo Ruhebänke angebracht ſind. Obgleich dieſe Partie klein iſt, ſo haben die Alleen weit mehr Breite und Anſehen, als auf der großen Promenade. Wer nicht gern ins Gedränge will, kann leicht ausweichen. Wer eingeſchränkte Gegend und Einſamkeit liebt, hat da wirklich einen recht angenehmen Aufenthalt; und die am Ende eines Kanals liegende Walkmühle macht die Allee pittoresk.

Am andern Morgen beſuchte ich ein paar geſchikte Maler: Wüſt und Heſſe, beide Landſchafter. Bei dem erſten ſah ich einige mit vielem Fleiß ausgeführte Kompoſitionen, auch ein paar Proſpekte nach der Natur in den Schweizer-Gebirgen. Schade, daß das Kolorit zu viel Wintergrau oder Kälte hat. Auch iſt der Baumſchlag nicht Natur, ſondern manierirt. Die Gipfel der Bäume auf den Vorgründen ſind zu platt abgeſchnitten, und laufen alle in zu ſtarken Aeſten aus, welches nur der Fall von abgeſtorbnen faulen Eichbäumen iſt, die um ihrer Steife willen nur ſelten maleriſche Schönheit haben. Herr Wüſt ſollte die Natur im Detail mehr zu Rathe ziehen, dann würden ſeine Landſchaften gewiß noch mehr Werth bekommen. Ungeachtet meines Tadels iſt Herr Wüſt ein ſehr geſchikter Mann. Beim Amtmann Heidegger ſah ich von ihm eine Landſchaft, in welcher das Kolorit warm und ganz im rechten Tone iſt.

Herr

Herr Heſſe, — ein Schlächter, der ſein Metier täglich treibt! — iſt ein reſpektabler Künſtler, ein artiger, liebenswürdiger Mann, der Lebensart hat, und Beleſenheit zu haben ſcheint: Eigenſchaften, die ſonſt bei Schlächtern gewöhnlich nicht angetroffen werden. Die Malerei iſt ſeine Nebenbeſchäftigung. Sobald ich in das Zimmer trat, fiel mir ein Meiſterſtük: ein Ochſenhaupt in natürlicher Größe, auf, von ihm nach der Natur in Oel gemalet. Eine Arbeit, deren ſich der größte Thiermaler freuen würde. Sein Lieblingsfach aber iſt: Landſchaft nach der Natur, Schweizer-Berggegenden, die er in Oel malt, mehr aber kolorirt zeichnet. Ich gebe den leztern den Vorzug; und es iſt für den Mann ſchiklicher, da er nicht Zeit genug zum Präparat der Oelfarben hat. Wenn Heſſe das Gebirge durchreiſt, Vieh zu kaufen, dann entwirft er die merkwürdigſten Gegenſtände auf der Stelle, und führt ſie zu Hauſe fleißig aus. Er iſt ein junger Mann von etwa 30 Jahren. Wird er den Entſchluß nehmen, nur ein Jahr lang fleißig Detail nach der Natur zu zeichnen, dann muß er noch weiter kommen. Nur auf den erſten Blik den Hauptgedanken nehmen, ohne auch den kleinen Detail wohl nieder zu ſchreiben: führt immer zu Manier. Das iſt der Fehler vieler Landſchaftmaler, und durch Vermeidung deſſen ward Geßner groß. Der Staubbach, von dieſem Heſſe eine große kolorirte Zeichnung, iſt in allen Theilen vortreflich.

Herr

Digitized by Google

Herr Heſſe ſagte mir von zween andern geſchikten Zürichern: Freudweiler und Meyer, und von einem Major Keller, der den guten Einfall hätte, Zeichnungen und Gemälde nur von alten und neuen Züricher Malern zu ſammeln. Ich beſuchte alle drei, die ſehr gefällige artige Leute ſind.

Herr Freudweiler hatte nicht viel von ſeiner Arbeit bei der Hand, aber was er hatte, war gut; nur bemerkte ich, daß er ſich in zu viele Fächer eingelaſſen, und alſo in keinem groß werden kann. Talent und Maleranlage ſind gewiß da; aber Schade, daß der Mann ſich nicht auf ein einziges einſchränkt. Er ſcheint übrigens ein ſehr feiner artiger Mann zu ſein.

Herr Meyer, ein Strumpfſtrikker, zeichnet als Liebhaber, und äzt Landſchaftchen mit Geſchiklichkeit. Würde er fleißig nach der Natur zeichnen, ſo müßte er in wenig Zeit ein guter Zeichner werden. In denjenigen Zeichnungen, die ich von ihm geſehen, fehlt zuweilen natürliche Ordnung und Perſpektiv. Es ſtehen Pflanzen und Gebüſche da, in Vor- und Mittelgründen, die Verwirrung machen. Es ſcheinen ſo einzelne zuſammengeſezte Gedanken zu ſein. Dann iſt der Schwung der Aeſte ſeiner großen Eichbäume nicht natürlich.

Dieſe vier Künſtler ſind durch Geßners Aufmunterung dahin gekommen. Er liebte und ehrte ſie; verachtete ihre Verſuche nicht; lobte was gut war, und munterte ſie immer auf. — Und dieſe

liebten

Digitized by Google

liebten Geßnern als ihren Vater in der Kunſt; das ſagten mir alle.

Nun beſuchte ich den Herrn Major Keller, einen ſehr gefälligen, artigen Mann, für deſſen patriotiſchen Einfall das Züricherſche Publikum ihm Dank wiſſen ſollte. — Da fand ich ein paar ſehr ſchöne Gemälde von Geßnern, und zwei große Gemälde von deſſen Sohn, die mit Feuer weggemalt ſind. Mich frappirte da ein mit und auf dem Pferd ſchwebender Dragoner, der über einen gefällten Eichſtamm zur Attake ſezt. — Dann ſind wirklich gute Landſchaften von Wüſt und Heſſe; ein paar ſchnurrige Dinger von Freudweiler, reiche Kompoſition in Figuren à la Hogarth; nebſt vielen andern von ältern Zürichern. Was mir auch noch gefiel, war die Arbeit von einem Landvogt Landolt, den ich gern noch perſönlich kennen gelernt hätte, wenn er in der Stadt wohnte. Was der Major mir von ihm geſagt, machte mir den Mann ſehr lieb. Er ſoll in ſeinem ganzen Betragen viel auffallende Originalität haben. Landolts Gemälde iſt ganz kriegeriſch und Nachtſtük. Der Vorgrund iſt ein abſchüſſiger Fichtenwald, aus welchem Zietenſche Huſaren zum Angriff aufreiten. Bäume und alles fleißig und beſtimmt ausgemalt. Im tiefen Mittelgrund ſtehen einige in Brand geſtekte Häuſer, vor welchen ſcharf ſcharmuzirt wird. Dieſes entfernte Feuer beleuchtet den Hintergrund und durch Streiflichter den nächtlich dunkeln Wald,

 und

und verbreitet außerordentlichen Effekt. Ich habe nicht viel Frappanters geſehen; wahre Natur, bei wenig Malertheorie und Praktik. Wenn ſich dieſer Liebhaber ganz der Kunſt widmete, da er immer auf dem Lande wohnt, ſo müßte er gewiß groß werden.

Da haben Sie nun eine ganze Kunſtgeſchichte Zürichs. Es iſt doch merkwürdig, an einem eben nicht großen Ort ſo viele geſchikte Leute beiſammen zu finden.

Herr Profeſſor Uſteri, Stifter der bekannten Mädchenſchule, wies mir mit ausnehmender Gefälligkeit die öffentliche Bibliothek. Das Haus iſt wohl gebaut, und liegt ſehr angenehm am Waſſer. In der Zahl der Bücher mag ſie die ſtärkſte in der Schweiz ſein. Beſonders zeichnet ſich eine ziemlich vollſtändige Sammlung von Jeſuiter Schriften aus, die ein Engländer Hollis der Bibliothek geſchenkt hat. Es ſteht auf dieſer Bibliothek auch ein Denkmal, einem Bürgermeiſter Heidegger gewidmet: ein Bruſtbild in Erz, in antikem Geſchmak, auf einem ſchönen marmornen Poſtament, von Sonnenſchein in Bern ſehr gut gearbeitet.

Z.

8.

Erklärung über die neue chemiſche Unterſuchung des Luftgoldes.

(S. Mai, S. 484. f.)

I.

Schreiben an Herrn Profeſſor Klaproth.

Ew. Wohlgeboren übermache ich eiligſt dieſe Zeilen, um noch mit erſter Poſt meine Anzeige auf die wohlthätige erhabne patriotiſche Kommiſſion einzuſchikken, welche mit edler Mäßigung mich endlich aus einem ſchwarzen ſchändlichen Betruge aufgewekt hat. Ich werde zu andrer Zeit mein Diarium, in ganz andrer Abſicht drukken laſſen. Der Menſch iſt noch in Magdeburg beim Exerzieren ſeit 3 Wochen; er muß alſo die armen Weibsleute gut inſtruirt haben, daß dieſe es ſo fortſetzen konnten. Ich war aber ſchon ſelbſt voll Gedanken und Verdacht. — Die gelbe Kugel habe ich Hrn. Prof. Richter gegeben, zur weitern Entdekkung, was dieſes ſeie. — Ich werde aber weiter nichts thun, als die armſeligen Narren bedauern, die mich ſelbſt von ſich entfernen. Mit vielem Reſpekt empfehle ich mich an Se. Excellenz; und bin indeſſen

Ew. Wohlgeborn

Halle, den 9. Mai 1789.

verbundenſter
J. S. Semler.

II.

Schreiben an die Herrn Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift.

Ich müßte der ehrliche Mann nicht mehr ſein, der ich immer war, wenn ich nicht eilte, Ihnen Dank zu ſagen, für die beſondre Wohlthat, welche Sie mir im Maimonatsſtük (S. 484 f.) erwieſen haben; da ſogar Se. Excellenz von Zedlitz jener chymiſchen Unterſuchung beizuwohnen und ſie zu unterſchreiben geruhet haben. Ehe ich dies Stük ſah, hatte mir ein auswärtiger Freund ſchon ſeine Verſuche gemeldet; ich wollte mir dadurch helfen, daß ich dachte, die Urſache der Auflöſung dieſes Goldes in aqua forti *) wäre darin zu ſuchen, daß es noch nicht im Feuer geſchmelzet worden. Ich erſuchte daher Hrn. Prof. Richter, um dieſe Gefälligkeit; und konnte gewiß der Erſcheinung des Kupfers gar nichts entgegen ſetzen. Jenes chymiſche Verhör in Berlin vollendete meine Ueberzeugung, ob ich gleich die beſondre Veranlaſſung eines ſo groben Betrugs deſto weniger finden kann, da ich gegen eine blutarme Familie, unter welcher ich nun dieſen Betrug vertheilen mußte, ſehr freigebig täglich geweſen bin, und mir weiter nichts ausbedungen hatte, als meine Maſſen unverfälſcht in

*) Die Auflöſung des Semlerſchen Goldes in Scheidewaſſer ſ. Mai S. 493, Nr. IV.

in der Wärme zu erhalten. Dieſer Betrug trift nun eben dieſe meine Maſſen nicht; indem man ſolchen Goldſchaum oben eingelegt hat; aber ich werde doch nun lieber dieſe Gläſer ganz verlaſſen.

„ Die wahre Urſache des ſo lang fortgehenden Irrthums, iſt zufällig dieſe. In meiner Maſſe entſteht Gold aus mineraliſchem Salze; aber nicht in großen Flächen; dieſes Gold hatten die Herrn Profeſſoren Klaproth und Gren ehedem ſelbſt geſchmolzen und ächt gefunden *). Nun ſchloß ich auf dieſes Zeugniß fort; weil dieſe generatio *aerei* auri wirklich unbekannt iſt, es möge eine ſolche Erſcheinung auch bisher unbemerkt geblieben ſein. Wenn nun jemand von den ſo vielen Gelehrten und Freunden, die ich faſt täglich mit mir nahm, gefordert hätte, ich ſollte durch Schmelzen etwas ver-

 ſuchen

*) Aber wie, wenn dies ächte Blättchengold, eben ſo wie hernach das unächte Schaumgold, von dem Arbeiter nur in die Phiolen und Kolben hineinpraktizirt worden? — Aber auch dieſen Irrthum, wenn er Statt hat, wird der vortrefliche Mann gewiß ſelbſt finden, und dann eben ſo ehrlich entdekken, als er überhaupt bei dieſer Sache mit der offenſten und edelſten Wahrheitsliebe verfahren iſt, ſich den freieſten Widerſpruch gefallen ließ, und nun auf eine muſterhafte und für unſre Zeiten faſt beiſpielloſe Art ſeinen Irrthum ſelbſt freimüthig eingeſteht und bekennt. So iſt es wahrer Gelehrten und Männer von großen Verdienſten würdig! Und ſo bleibt ein Semler, ſelbſt wo er fehlet, noch lehrreich. D.

ſuchen; ſo wäre ich ſchon vor 8 bis 9 Monaten von dieſem Betruge überführt worden. Viele redeten heimlich, oder zweifelten auch öffentlich; aber ſo lange niemand auf eine Probe verfiel, konnte ich nicht dieſes Urtheil vorziehen, wodurch ich 3 bis 4 Menſchen zu Theilnehmern des Betrugs erklären mußte, denen ohnehin die gröſte Armuth gleichſam ein Privilegium gab, ja noch für ehrlich gehalten zu werden. Meine gute wohlthätige Geſinnung hat mich lange geblendet; dies iſt mir keine Schande: obgleich ich gern geſtehe, es gehöre zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft, daß nicht viele Menſchen ſo ſehr gutmeinend werden.

Ich habe indeſſen die unſtreitige Beruhigung, daß durch den mir widerfahrnen Betrug gar niemanden ein Nachtheil zugewachſen; daß vielmehr durch dieſe ſchändliche Aufführung gegen mich unſern Zeitgenoſſen ein viel gröſſerer Eindruk mitgetheilt werden muß, von der gleich großen Gefahr des Betrugs, wegen der unerforſchlichen, faſt unumgänglichen Eigennützigkeit faſt aller ſolchen Menſchen, die man hiezu gebrauchen will. Wer nicht ſelbſt und allein dieſen, an ſich wahrlich ehrlichen, Unterſuchungen gewachſen iſt: muß viel lieber ſie liegen laſſen. Ich würde für mich ſelbſt ſchon viel weiter gekommen ſein, wenn ich nicht aus übereilter Gutthätigkeit mit ſehr armen Menſchen zu nahe bekannt worden wäre, und ihnen eine ganz vorzügliche Treue und Ehrlichkeit darum bei-

beigelegt hätte, weil ich dafür hielt, ſie könnten nicht undankbar ſein. Ich hatte richtige Kenntniſſe; ich hatte ehrliches Gold, voll auf möchte ich ſagen; daran dachte ich nicht, daß man ſo gar thöricht ſein könnte, in Meinung mir eine groſſe Freude zu machen, meine langſame Ordnung ſogar heimlich zu unterbrechen; um es einem beſondern Fleiße zuzuſchreiben, daß es ſo geſchwind ginge. Ich kann mir nicht Schuld geben, daß ich die Neuigkeit verheimlicht hätte; ich trat überall ans helle Licht; ich führte faſt wöchentlich Zuſchauer und Beobachter dazu; ich erzählte es gar im Druk: und dennoch habe ich es mir allein zuzuſchreiben, daß ich eine gröſſere Menge dieſes ſogar häufigen Goldes an Herrn Profeſſor Klaproth und andere ſchikte, um allerlei Verſuche vornehmen zu können; die dann endlich auch die wahre Beſchaffenheit dieſes Kupfers ganz ſicher entdekten. Wie glüklich würden Staaten ſein, wenn vielmehr dergleichen öffentliches Gericht gleichſam Statt fände, ſtatt jener Verheimlichungen auf einer Seite, und ſtatt jener ſelbſtzufriedenen Privaturtheile!

Schon vor geraumer Zeit habe ich den erſten Anfang, den Stof, das unmodifizirte Chaos, an 2 angeſehene Perſonen mitgetheilet; in den Händen des Einen treffen alle ehrlichen Veränderungen ſchon ein, bis auf ſichtbares Gold; dies iſt noch nicht da; es wird aber unausbleiblich erfolgen. Ich ſehe mich noch um nach einer dritten oder

vierten Perſon, der ich es mit dem Zutrauen be-
kannt machen kann, daß das ſehr größe Vorur-
theil von allgemeiner Falſchheit dieſer Aufgabe
ſie nicht hindern wird, die langſame Geduld anzu-
wenden. Es iſt immer nur die Rede von phyſi-
ſcher wahren Ordnung; noch nicht von Profit,
noch nicht von Millionen. Um dieſer alten und
ehrlichen Wahrheit willen, um ſie von den ſo herr-
ſchenden Betrügereien zu unterſcheiden, die leider
glüklich fortdauren, weil ſie geheim gehalten wer-
den: hatte ich mir ſelbſt Kenntniſſe einer alten
Sprache und einer verſtekten wahren Sache, zu
ſchaffen angefangen; deſto ſicherer, wie ich meinte,
nicht ſelbſt eine Zeitlang betrogen zu werden. Im
Ganzen wird alſo meine Erzählung nützlich ſein,
wenn ich gleich es nun auch beſtätige, was die be-
ſten Könige und Fürſten erfahren: daß Herzens-
güte und würdige Abſicht noch immer nicht gegen
unartige Menſchen ſchützen!

Halle, d. 9. Mai 1789.

Dr. J. S. Semler.

9.

Ueber den Lorbeer auf Virgils Grabe bei Neapel.

Im Februar der Berl. Monatsſchrift d. J. wird, bei Gelegenheit einer Beſchreibung der Quelle von Vaukluſe, von dem Verfaſſer dieſes intereſſanten Aufſatzes S. 170 f. die Geſchichte folgender unlängſt zu Paris erhobenen Streitfrage, ihrer weitläuftigen Verhandlung, und endlichen Entſcheidung erzählt: „ob ſich nehmlich auf Virgils Grabe „bei Neapel wirklich ein Lorbeerbaum befinde, „wie ſo oft Dichter und Reiſebeſchreiber geſagt haben; oder nicht?“

Hätte es irgend einer franzöſiſchen Akademie, z. B. der des Inſcriptions, oder einer andern gefallen, dieſer Frage den Stempel ihrer Auktorität aufzudrükken — wie dies denn mitunter wohl bei noch unwichtigern Aufgaben zu geſchehen pflegt —; ſo wäre es noch leichter zu erklären, woher dieſe Unterſuchung in Frankreich einen Anſtrich von Wichtigkeit gewonnen haben könnte, der ihr itzt mangelt, ſo daß auch das Verdienſt um die Aufklärung dieſer Sache an ſich nie groß ſein kann. Indeß wiſſen gewiſſe Leute gewiſſen Dingen, durch die Mine mit welcher ſie ſolche dem Publikum vortragen, einen Schein der Wichtigkeit zu geben, und ſie, in Ermanglung wichtigerer und nützliche-

Digitized by Google

rer, zum Gegenſtand der allgemeinen Neugierde und weitläuftiger Unterſuchungen zu machen. So ging es, nach der Erzählung des Verfaſſers jenes Aufſatzes, auch mit dieſer von den Pariſer Journaliſten aufgeworfenen Frage. Der Hauptſtadt der Modewelt gefiel es, beſondern Theil daran zu nehmen; und ſo traten denn Streiter die Menge in die Schranken, um über das Für und Wider dieſer Frage zu kämpfen. Und die guten Journaliſten kamen in die Enge, — bis ſich ein paar Männer erhoben, um „auf eine kurze und bündige Art dem ganzen Handel ein Ende zu machen.“ Dieſe Männer hoften ohne Zweifel, durch ihre Entſcheidung den Lorbeer beim Pariſer Publikum zu gewinnen, den ſie jenem gekrönten unſterblichen Dichter zu entreißen, oder doch abzuläugnen, ſuchten. Sie zerhieben eigentlich den Knoten, wie es denn auch in Frankreich, ganz ſo wie bei uns, nicht ſelten bei Entſcheidung viel wichtigerer verwikkelter Fragen geht; ſie läugneten die ganze Sache, und zwar ſo, daß der eine ſagte: „er habe keinen Lorbeerbaum geſehen, und biete Jedem der das Gegentheil beweiſen könne, eine Wette von 50 Luisdor gegen Einen an“; der andre: „es ſei ein „bloßer Betrug der Neapolitaniſchen Ciceroni“ u. ſ. w. — Ich muß geſtehen, mir ſcheint dieſe Entſcheidung ſo ſeicht als unerwieſen; und es thut mir leid um die Societät der Pariſer Journaliſten, daß ſie, nach ſo vielen Koſten, mühſamen Nachfor-

ſchun-

Digitized by Google

ſchungen dieſer Sache, Unterſuchungen und Prüfungen der Gründe auf beiden Seiten, Uebertragung der ſämtlichen ſich widerſprechenden Briefe über dieſen Gegenſtand an einen Gelehrten, um durch das daraus gefundene unerfindliche Reſultat, das wißbegierige Pariſer Publikum zu belehren, daß ſie (ſage ich) am Ende mit einer ſolchen Entſcheidung dieſer beiden Ehrenmänner nicht allein ſich ſelbſt haben begnügen laſſen, ſondern auch ihr Publikum haben begnügen wollen, das ſich hoffentlich ſchon damit ſehr begnügt fand, den Streit endlich nur geendigt zu ſehen.

Indeß behält dieſer ſo hitzig geführte Streit, in Rükſicht der Sache die er betraf, wenn auch nicht für ein ganzes Publikum, doch wenigſtens für einzelne Reiſende in jenen Gegenden, und für den Verehrer des unſterblichen Dichters, immer Intereſſe genug, um — auch ohne Nebenabſichten auf die niedergelegten 50 Luisdor — ein Wort eigener Erfahrung darüber mitzutheilen.

Im Sommer 1783 war ich in Neapel; und traf, auf meinen Wallfahrten in die dortige, durch Natur, Kunſt und Alterthum ſo höchſt merkwürdige Gegend, auch auf das angegebne Grab des Dichters, der einen Theil dieſer Gegend ſo treflich beſungen hat. Mich verlangte nach dem Anblik des Grabes Virgils, und des ſo berühmten Lorbeerbaums, der gleichſam aus der Aſche des mit unſterblichem Lorbeer gekrönten Dichters entſproſſen

war.

war. Mich verlangte ſogar (wie ich gern geſtehen will), einen heiligen Raub zu begehen: theils um einem meiner deutſchen Freunde, dem ich einen Zweig von dieſem Baum verſprochen hatte, Wort zu halten; theils weil ich gern durch dergleichen ſinnliche Gegenſtände mir die Rükerinnerung genoſſener Freuden erhöhe. — Ehe ich jedoch dieſe Wallfahrt antrat, ſagten mir ſchon einige meiner Bekannten in Neapel, und unter dieſen, der nun verewigte, mir ach! unvergeßliche Filangieri *):

„ich

*) In meines Freundes Herrn Bartels Briefen über Kalabrien (Th. I, am Ende des 5ten Briefes) ſtehen einige Nachrichten von dieſem treflichen jungen Mann, dem Ritter Don Gaetano Filangieri, deſſen Namen durch ſein vortrefliches Werk: *Scienza della Legislazione*, mit dem Namen eines Montesquieu, verewigt iſt. — Als ich des freundſchaftlichen Umgangs dieſes Unvergeßlichen in Neapel genoß, lebte er noch am Hofe, wovon er ſich nachher zurükzog, und war Königlicher Kammerherr, erſter Geſellſchafter des verſtorbenen Kronprinzen, Finanzrath und Großkreuz des Königl. Konſtantinordens. Er war mit dem Könige erzogen, und ward brüderlich von ihm geliebt. Seine ſchöne und edle Geſtalt war der Spiegel ſeiner helldenkenden offnen Seele. Bei allen ſeinen Verbindungen am Hofe, und mitten im Geräuſch der ihn umgebenden großen Welt, kannte er, neben einem geſchäftsvollen Leben, kein gröſſer Glük, als den liebevollen Umgang ſeiner damals erſt gewählten vortreflichen Gattinn, (ſie war eine Hofdame der Königinn, von deutſcher Geburt) und ſeiner Freunde, die ihn alle mit Enthuſiasmus liebten. In den verſchiedenſten Situationen habe ich ihn

kennen

„Ich werde dort keinen Lorbeerbaum mehr finden;
„wirklich habe vor mehrern Jahren ein ſolcher
„Baum auf Virgils Grabe geſtanden, er ſei
„aber durch das viele Betaſten, Abbrechen der
„Zweige und Blätter, Einſchneiden von Namen,
„und dergl. ſchon ſeit mehrern Jahren ausgeſtor-
„ben." — Halb entrüſtet hörte ich dieſe Nach-
richt, fand Kirchenraub darin, ärgerte mich über
die Berupfungen der Lorbeeren des Unſterblichen,
wodurch, wenn gleich dieſer davon nicht arm ward,
ſich doch vielleicht mancher reich zu ſtehlen glaubte.
Aber wahrlich! es haben ſich die Manes des Sän-
gers der Fluren, Felder und Helden *), für dieſen
Frevel,

kennen und lieben gelernt: am Lager ſeiner todt-
kranken Schweſter, an der Seite ſeiner ſo gelieb-
ten Braut und nachherigen Gattin, in großen und
kleinen Zirkeln ſeiner Freunde, in ſeinem geſchäfts-
vollen Arbeitszimmer, als Erzieher eines Kroner-
ben, als Freund eines Königs. Immer war er
Er Selbſt; immer gleich groß und liebenswür-
dig!... Er ſtarb, ſchnell hinweggeraft durch
eine Krankheit, die nur drei Tage dauerte, aber
um deſto ſchreklicher war, an einem von den fürch-
terlichſten Zufällen begleiteten Entzündungsfieber,
den 21 Jul. 1788, im 36ſten Jahr. — Nur we-
nige ſtarben beweint, wie er!...

Ich konnte mich beim Nennen des Namens
dieſes edlen Mannes nicht enthalten, ſeinem An-
denken dieſes gerührte Opfer meiner innigſten Ver-
ehrung zu bringen.

*) Ein Italiäniſcher Schriftſteller, Pietro di Ste-
fano, iſt der nicht ganz erwieſenen Meinung, daß
die

Frevel, an unſerer neuern Dichter vielen, zur Quaal der Leſewelt, gerächet! Möchten ſie bald verſöhnt ſein!

Ich beſtieg den 8. Juni des vorbenannten Jahres den Hügel bei Poſilippo, auf welchem das Grab ſteht, und fand — meine Freude darüber war nicht geringe! — zwar keinen Lorbeerbaum, jedoch viele in voller Blüthe ſtehende Lorbeerſtauden, mit deren Gebüſch die ganze obere Fläche des Grabmals, wie eine Laube, bewachſen war. So fand ich alſo doch das Bild meiner Phantaſie: die Aſche des Dichters ruhe unter Lorbeerſchatten, wirklich in der Natur! Ich labte mich an dieſem reizenden maleriſchen Anblik; und freute mich zugleich, meinem deutſchen Freunde Wort halten zu können, der mich gewiß nur ungern mit leeren Händen aus Italien würde haben zurükkommen ſehen.

Auch konnte ich, dem Ganzen unbeſchadet, aus dieſen Gebüſchen Zweige für mich mitnehmen, ohne mich des Ausſterbens derſelben mitſchuldig zu machen; denn die ganze nahe Gegend um das Grabmal her, iſt mit dieſen Lorbeerſtauden bewachſen, die

die Urne mit der Aſche des Dichters im J. 1560 noch vorhanden geweſen ſei, und daß folgende zwei lateiniſche Verſe daran geſtanden hätten:

Mantua me genuit; Calabri rapuere; tenet nunc Parthenope; cecini *paſcua, rura, duces.*

die bis auf das Grab ſelbſt fortgewuchert ſind, und wohl nicht leicht verwüſtet werden können. Freilich fällt dadurch das Weſentliche der Idee hinweg: aus Virgils Aſche ſei ein Lorbeer entſproſſen. — Einer von dieſen dort abgebrochenen Zweigen *) hängt, in einen Kranz gebogen, in Rahm und unter Glas vor mir, über meinen Schreibtiſch, zu deſto lebhafterer Rückerinnerung an zwei der ſchönſten und froheſten meiner Lebenstage, die ich in einer der reizendſten, durch tauſend Naturſchönheiten und Merkwürdigkeiten mannigfaltigen, und durch die vielen Reſte des Alterthums ſo ehrwür-

digen

*) Zum höchſt möglichen Beweiſe von dem was ich ſage, und zur eignen Beurtheilung, habe ich Hrn. Bibl. Bieſter, einen von dieſem meinen größern Zweige abgelöſten jungen Schoß des Lorbeers, mit dem obenſtehenden Aufſatz, überſchikt. — Eben dieſen jungen Schoß zeigte ich vorher unſerm bekannten hieſigen Botaniker, Herrn D. und Profeſſor Giſeke, der mir darauf folgende ſchriftliche Antwort, mit der Erlaubniß, hier Gebrauch davon zu machen, gab: „Das mir mitgetheilte Specimen „vom Lorbeer vom Grabe Virgils erkläre ich auf „alle Weiſe für ächten Lorbeer; es iſt nehmlich „Linnaei Laurus (nobilis) foliis venoſis perennantibus, floribus quadrifidis dioicis. Da es ein junger „Schoß iſt, ſo ſind die Blätter bläſſer grün, als „ſie von einem ältern Zweige ſein würden; und „daher iſt auch der Blattſtiel und die Mittelrippe, „durch die Linſe betrachtet, zart wollig (pubeſcens). „Das Specimen iſt übrigens ſo ſchön und deutlich, „daß jeder Kenner es gleich dafür anſehen wird „u. ſ. w.“

Digitized by Google

digen Gegend hinbrachte: eine Rückerinnerung, die das Feſt meiner Phantaſie in den heiterſten Stunden meines bisherigen und künftigen Lebens iſt und bleiben wird!

Faſt im Mittelpunkt der oberſten Fläche des Grabmals, ſah ich einen, etwa einen halben Fuß hohen, und eines Arms dikken, Stamm eines ausgegangenen und abgebrochnen Baums hervorragen; und mein Begleiter — nicht etwa ein trügeriſcher Cicerone, von denen ich überhaupt in Italien mich entfernt gehalten habe; ſondern ein braver junger Künſtler aus Neapel — verſicherte mich: dies ſei der Reſt jenes ſo berühmt gewordnen Lorbeerbaums, der ſeinen Tod unter den plagiariſchen Händen von Dichtern und andern Reiſenden aller Nationen fand. Iſt dieſes nun wahr — und ich finde um ſo weniger Grund daran zu zweifeln, da dieſe Verſicherung meines Begleiters mit der Behauptung vieler Reiſenden, die doch nicht alle werden gelogen haben, und mit dem Ausſpruch meiner Freunde in Neapel, beſonders eines Filangieri, zuſammenſtimmt —; ſo wäre dies, wie mich dünkt, die beſtmögliche Entſcheidung des Streits der Pariſer Parteien, und rettete zugleich die Wahrheit mancher glaubwürdigen Erzählungen von dieſer Sache. — Ich rede nur von dem, was ich vor 6 Jahren ſah. Ob der Baumſtamm noch itzt vorhanden iſt, oder ob nicht

ſeit-

Digitized by Google

ſeitdem unheilige Hände auch dieſen Reſt des Lorbeerbaums dem Grabe entwendet haben, kann und will ich eben ſo wenig behaupten *), als ich in jedem Fall jene dargebotene Wette von 50 Luisdor zu gewinnen trachte.

Uebrigens hat der Streit in Paris über dieſe Sache das Schikſal vieler größeren und wichtigeren Händel der Gelehrten aller Länder: man lärmt und zankt nehmlich oft über unwichtige Nebenpunkte, ohne daran zu denken, ob auch die Haupt-ſache

*) Unſer hieſiger Architekt, Herr Arens, ein talentvoller Mann, der erſt im vorigen Sommer Rom verlies, im Herbſt 1787 in Neapel war, und in Geſellſchaft mehrerer Künſtler, unter andern des Herrn Lütke aus Berlin, Virgils Grab beſuchte, verſichert mich: daß die von mir angegebenen Lorbeergebüſche noch damals in vollem Wachsthum auf dem Grabmal Virgils ſtanden, und dem Ganzen ein ſo maleriſch ſchönes Anſehn gaben, daß er deshalb dieſes Gemäuer, mit der darunter liegenden Grotte von Poſilippo, an Ort und Stelle abzeichnete. Auf dieſer Skizze ſind auch jene Lorbeergebüſche nicht vergeſſen; den abgebrochenen Baumſtamm aber hat unſer Künſtler nicht bemerkt, weil er nicht darauf achtete. Ich ſah ihn, weil ich, bekannt mit der Erzählung der ehemaligen Exiſtenz des Baums, nach einer Spur von ihm ſuchte. – Es liegt ein von Bracci gezeichnetes und von Cardon ſehr artig radirtes, dem verſtorbnen Grafen Caylus dedizirtes, Blatt vor mir, welches das Grabmal mit den überher wachſenden Gebüſchen ſehr wahr darſtellt.

Digitized by Google

ſache beſtimmt gewiß iſt. So ſtreitet man hier über den Lorbeerbaum auf dem Grabe Virgils: und vergißt vorher auszumachen, ob jenes alte zinzierliche Gemäuer (worauf dieſer Baum ſtehen ſoll), das in der äußern Form einem halb eingefallenen hohen Bakofen vollkommen ähnlich ſieht, wirklich das Grab Virgils ſei. Iſt es das nicht, wer wird ſich denn um die Bäume und Stauden bekümmern die darauf wachſen? — Daß es aber die ächte vormalige Grabſtätte ſei, worin die Urne mit des Dichters Aſche ſtand, iſt nicht viel mehr, als eine auf unſichern Gründen gebauete antiquariſche Hypotheſe, die wohl nie zu einem bedeutenden Grad von Gewißheit gebracht werden wird. Es iſt eine Sage, die ſich durch die vielen Reiſenden fortgepflanzt hat, welche zu dieſem ſo berühmten Grabe wallfahrten, und die ſich noch durch die Antiquare und Ciceroni erhält, welche das Grab mit groſſem Aufwande von Worten zu zeigen pflegen, und denen daran liegt, daß ſich die Tradition nicht verliere. — Ich läugne nicht, daß mir dieſe Sage, bei all der geringen Evidenz die ſie für ſich haben mag, ehrwürdig war, und daß ich mich von ihr in jenen feierlichen Augenblikken meines Beſuchs dieſer Stelle gern täuſchen ließ. Mir war, als Deutſcher, auch deswegen beſonders dies Grab mit ſeiner Krone von Lorbeergebüſchen höchſt intereſſant, weil es mich an jenen ſchönen Gedanken der verſtorbenen vortreflichen Markgräfinn von

Bai-

Digitized by Google

Baireuth erinnerte, welche hier *) einen Lorbeerzweig abbrach, und ihn ihrem erhabnen Bruder Friedrich dem Großen, mit folgenden Verſen begleitet, überſchikte:

Sur l'urne de Virgile un immortel Laurier
De l'outrage du tems ſeul a ſu ſe défendre,
Toujours verd & toujours entier.
Ie voulois le cueillir, & n'oſois l'entreprendre;
Prévenant mon effort, je l'ai vu ſe plier,
Et cette voix ſ'eſt fait entendre:
„Approche, Auguſte ſoeur du moderne Alexandre,
„Frédéric de ma lyre eſt le digne héritier.
„Y joins un nouveau don, que lui ſeul peut pré-
„tendre.
„Dejà ſon front par Mars fut cinq fois couronné;
„Qu'aujourdhui par ta main il ſoit encore orné
„Du laurier qu'Apollon fit naître de ma cendre!"

Hamburg,
März 1789.

Meyer.

*) Sie machte eine mehrjährige Reiſe nach Italien mit ihrem Gemahle, von welcher ſie im Anfang des J. 1756 zurükkam. Die „fünfmalige Bekränzung Friedrichs durch Mars" geht alſo auf die bekannten fünf großen Siege in den beiden erſten Schleſiſchen Kriegen: bei Mollwitz, Tſchaslau, Hohenfriedberg, Soor, Keſſelsdorf. B.

10.

Nachtrag zur Nachricht vom Sparſtein.

An Herrn Bibliothekar Bieſter.

Im November des vorigen Jahres der Berl. Monatsſchrift finde ich S. 465 eine Anfrage an Sie, wegen eines orientaliſchen Wunderſteins, der Sparſtein heißen, und einigen Perſonen, ja wie Ihr Korreſpondent gehört hatte, ſogar Ihnen Selbſt bekannt ſein ſolle. Mit Recht beklagen Sie Sich in Ihrer Antwort, daß Sie nicht ſo glüklich geweſen ſind, weder den Stein noch ſeine großen Wirkungen zu ſehen. Tröſten Sie Sich indeß mit Andern, denen es nicht beſſer geht; und hören Sie, wie ich in meiner ſüßen Hofnung in dieſem Stükke getäuſcht ward.

Im Anfang des vorigen Jahres las ich die erſte Nachricht von dieſem ſo merkwürdigen Steine im Deutſchen Zuſchauer (Band VII, Heft 19). Mir fiel die Sache ſehr auf, da ich ſeit mehrern Jahren die Mineralogie zu meinem Hauptſtudium gemacht habe, die meiſten Mineralſyſteme kenne, und doch unter dieſem Namen noch nie von einem Foſſile weder etwas geleſen noch gehört hatte. Nur als Hüttenprodukt war mir dieſer ſogenannte Stein vorgekommen, und zwar bei dem Schwarzkupfermachen, wo dieſer Namen einen metalliſchen Körper bedeutet, der ſich nach dem

Ab-

Digitized by Google

Abſtehen des Schwarzkupfers zwiſchen dieſem und den Schlacken befindet. Dieſes Produkt der Kunſt konnte nun aber allem Anſcheine nach nicht gemeint ſein; zumal da ich ſehr oft dergleichen in der Hand gehabt, es zerſtoßen, anderweitig unterſucht, und nie die geringſte ähnliche Wirkung davon geſehen hatte. Auch ſagt der Einſender im Deutſchen Zuſchauer ausdrücklich: „Das Mineral „komme aus dem Orient“; und mein profaner Spurſtein wird bloß im Occident gemacht. — Ich ward alſo in der That ſehr darüber bekümmert, daß ich noch nie Gelegenheit gehabt hatte, mich in Anſehung dieſes Foſſils durch den Augenſchein zu belehren, da ich doch das Vergnügen gehabt hatte, die vortreflichſten Kabinette zu ſehen.

Ein einziger Strahl der Hofnung ging mir dadurch auf, daß die im Deutſchen Zuſchauer angeführte Scene in Jena vorgefallen ſein ſollte; und Jena nicht gar weit von hier liegt. Dieſer Strahl erhielt ein merklich helleres Licht, als ich gegen das Frühjahr hin, eine Reiſe nach Heſſen vorhatte, und dabei den Entſchluß faßte, über Jena, Weimar, Erfurt, Gotha u. ſ. w. zu gehen. Schon träumte ich — ach! und wie ſüß war dieſer Traum! — nicht nur die Beſtätigung alles deſſen in Jena zu hören, was ich an andern Orten darüber geleſen hatte, ſondern auch gewiß noch die heilige Stätte ſelbſt zu ſehen, an welcher der merkwürdige Verſuch mit der robuſten Magd des Wun-

verſtudenten gemacht wär; ja, ich nahm mir vor, ein koſtbares Schächtelchen mitzunehmen, um die heiligen Reliquien darin zu verwahren, welche ich ohne Zweifel noch dort finden würde. Dieſe ſollten dann den erſten Platz in meiner Mineralien-ſammlung erhalten, und ich wollte ſie ſorgfältiger verſchließen, als Diamanten und Platina. — Aber, ach! beklagen Sie mich. Drei Tage im April des vorigen Jahres blieb ich in Jena; und forſchte und fragte nach dem berühmten Stein, nach den Zeugen welche dem Verſuche beigewohnt hätten, nach dem Gegenſtande dieſes Verſuchs, und nach der merkwürdigen Stelle, wo er vorgenommen ſein ſollte. Denken Sie Sich meine Betrübniß, als ich von allem dieſen nicht das geringſte erfahren konnte, als ich noch dazu an mehrern Orten ein profanes Gelächter der Spötter erſchallen hörte. Ich überzeugte mich nun, daß nur wenig Auserwählte ſein mußten, die des Anſchauens theilhaftig werden durften, und daß man mich wahrſcheinlich nicht für würdig hielte, in deren Klaſſe mit aufgenommen zu werden.

Außer der Eigenſchaft: die Figuren lebendiger Perſonen dadurch hervorzubringen, daß man von dem Spurſteinſtaub etwas dahin ſtreuet, wo ſich eine ſtark ausdünſtende Perſon befunden hat, wird auch noch vorzüglich das davon gerühmt: daß „die Jeſuiten ſich deſſelben bedient hätten, Familien unfruchtbar dadurch zu machen.“ So

große

große Sehnſucht ich nun auch habe, den Wunderſtein zu ſehen und kennen zu lernen; ſo ſehr mißbillige ich doch dieſen Gebrauch. Und, um zu zeigen, wie abgeneigt ich ſei, ihn auf dieſe Art je anzuwenden; will ich vielmehr — wofür mir vielleicht manche Familie, die ſich einen Erben wünſcht danken wird — hier ein probates Gegenmittel öffentlich bekannt machen oder nur wieder ins Gedächtniß bringen. Dioskorides nehmlich entdekt uns die bewundernswürdige Eigenſchaft eines Steines, daß er Anfangs vor dem Abortiren ſichere, und hernach das Gebähren erleichtere; und ſehr wahrſcheinlich ſchränkt ſich doch die Eigenſchaft dieſes Spukſteines nur darauf ein, daß er Unfälle vor der Geburt erregt, oder das Gebähren erſchwert. Dieſer dreimal gebenedeiete Wunderſtein iſt der Aetites oder Adlerſtein. So redet Dioskorides von ihm (Περι ὑλης ιατρικης, Buch V, Kap. 161): Αετιτης λιθος, ὁ εν τῳ κινεισθαι ηχον αποτελων, ὡς ετερου εγκυμων λιθου ὑπαρχων, κατοχιον εμβρυων εστιν, ὁταν ολισθηραι ωσιν αἱ μητραι, περιαπτομενος αριστερῳ βραχιονι· εν δε τῳ καιρῳ της αποτεξεως, αρας εκ του βραχιονος, περιαπτε τῳ μηρῳ, και εκτος ωδινων τεξεται. Auch beſtätigt dies Plinius Naturgeſch. B. XXX, Kap. 44, und B. XXXVI, Kap. 39.

Ueberhaupt ſcheint izt wieder die glükliche Zeit heranzunahen, wo man anfangen wird, die groſſen Kräfte ſo mancher Steine, welche die Alten lehrten,

wieder anzuerkennen. Ich kann daher nicht unterlaſſen, das Publikum auf einen aufmerkſam zu machen, der gewiß ſehr wohlthätig iſt; ich meine den amerikaniſchen Praſem. Von dieſem ſagt Kräutermann (S. 216 ſeines Hiſtoriſch-medic. Metallen- und Mineralienreichs, Frankf. 1726, 8): „er befördert an dem Arm getragen den Urin, und hindert daß bei einem Menſchen der Stein nicht mehr wachſe; als Amulet an dem Hals getragen, ſtillt er Nierenſchmerzen und Podagra; benimmt den Kindern das Schrekken und Furcht, und behütet ſie (nebſt Gott) vor vielem Unglük und ſchweren Träumen." — Der Türkis muß aber gewiß jedem Ehegatten noch willkommener ſein; denn: „er ſoll zwiſchen Eheleuten die Feindſchaft wegnehmen" (Kräutermann a. a. O. S. 159). — O! ihr vortreflichen Wunderſteine! welchen Panegyrikus verdient ihr nicht, da ihr auch noch heut zu Tage ſo gut zu gebrauchen ſeid!

Halle, D. L. G. Karſten.

II.

Beiſpiel von verſchiednen Arten aufzuklären.

Ein Prediger eines Dorfes in den Preußiſchen Staaten faßte den Entſchluß, das — gewiß in

vielem

ſeinem Betracht vortreſliche — Neue Geſangbuch einzuführen, obgleich deſſen Gemeinde dagegen war, und von dreien Kirchenpatronen nur einer dieſen Schritt billigte. An einem Sonntage ward alſo der Gottesdienſt auf Befehl des Geiſtlichen mit einem neuen Geſange angefangen. Was war die Folge hiervon? Die ganze Gemeinde, den Prediger und Küſter ausgenommen, verließ die Kirche, und erwartete vor der Thüre derſelben den Anfang der Predigt, bei welcher ſie ſich wieder einſtellte. In der Predigt eiferte der Geiſtliche nun weidlich wider das Betragen der Gemeinde, die aber deſſen ungeachtet, da nach geendigter Predigt von dem Küſter wieder ein neues Lied angeſtimmt wurde, nicht dieſes, ſondern ein altes, bereits vorher abgeredetes, zu ſingen anfing, und ſich in ihren Vorurtheilen gegen das neue Geſangbuch ſo beſtärkte, daß es ſchwerlich bei der jetzigen Generation einzuführen ſein wird.

Nun ein Gegenſtück zu dieſer Geſchichte von Pſeudo-Aufklärungsmethode. In der Neumark lebt ein würdiger Prediger, Namens Abraham, welcher bald 50 Jahre im Amte, auch Senior der Inſpektion iſt, und das Zutrauen ſeiner Gemeinde im höchſten Grade beſitzt. Dieſer wünſchte gleichfalls das neue Geſangbuch einzuführen; anſtatt aber es durch ein tel eſt notre bon plaiſir zu bewirken, hat er hierzu folgendes Mittel erwählt. In der Schule des Dorfes, die er fleißig beſucht,

und worin er für zweckmäßigen Unterricht der Jugend die größte Sorgfalt trägt, läßt er bereits seit verſchiednen Jahren die Kinder die vorzüglichſten und beſten Geſänge des neuen Geſangbuches auswendig und ſingen lernen, welche dann Abends ſolche ihren Eltern vorſagen und ſingen. Hierdurch iſt es bereits dahin gekommen, daß die mehrſten Wirthe ſich das neue Geſangbuch aus freien Stücken angeſchaft haben, und die ganze Gemeinde auf dem Punkt ſteht, um die Einführung deſſelben ihren geliebten Geiſtlichen zu bitten.

Wer von dieſen beiden Geiſtlichen den beſten und rechten Weg eingeſchlagen hat, das überlaſſe ich jedem zu beurtheilen; ſo wie auch: ob der Erſte ſich nicht eines Gewiſſenszwanges gegen ſeine Gemeinde ſchuldig gemacht hat. Denn wer, bevor er Andere von dem Ungrunde ihrer irrigen Meinungen überführt hat, ſie mit Gewalt zwingen will, ſolche abzulegen, handelt eben ſo intolerant, als derjenige, welcher einen Andern mit Schärfe zur Veränderung ſeines Glaubens anhält; und gewiß fehlt es vielen unſrer Pſeudoaufklärer nur an der Macht, ihre Meinungen vermittelſt der Gewalt Anderen aufzuzwingen. *) v. Be.

*) Wenn das der Fall iſt, ſo verdienen dieſe intolerranten anmaßenden Menſchen allerdings den Namen der Pſeudoaufklärer. Denn wahre Aufklärung verfährt gewiß nicht ſo; ſondern ſucht vielmehr, wie der Herr Verfaſſer ſehr richtig ſagt, „die

12.

Malachowſki.

STANISLAO MALACHOWSKIO

SUPREMO CONFOEDERATIONIS POLONIÆ REGNI

MODERATORI

OVATIO.

Quis Bruti faſces memoret, vel Coclitis auſus,
Quis Fabii egregias Marte favente mores ?
Vel, quibus everſâ Carthagine bellica virtus,
Scipiadas, ſectô nomen ab orbe dedit ?
Magna quidem, & ſeri referant quæ facta Nepotes;
Aſt ea civili ſparſa cruore madent.
Sed *MALACHOWSKE*, ſuis quem pax complectitur ulnis,
Te Patria en ſacrâ fronde coronat ovans:
Quod novus auſpice te rerum jam naſcitur ordo,
Et metus, & graves terga dedêre minæ.
Cuncta favent Tibi: Miles deſueta induit arma
Confeſtim, antiquos exerit atque animos.

Con-

„die Andern von dem Ungrunde ihrer irrigen Mei-
„nungen zu überführen.“ Und daher iſt die Schil-
derung des Verfahrens jenes würdigen Geiſtlichen,
dem Herrn Abraham, in der That ein lehrreiches
Muſter.

Confertur magnum auri in publica commoda pondus;
Intonuit lævum terque quaterque Polus.
Eja age! civili Te ornatum tempora quercu
Dum Nymphæ crebris plausibus excipiunt;
Sis bonus oh, nomenque Tuum *MALACHOWSKE* Polonis,
Quis Sors arridet, Ominis inſtar erit.

M. L.

13.

Luxus in der Kurmark zur Zeit des dreiſſigjährigen Krieges.

Schreiben des Raths der Stadt Fürſtenwalde an den Kurfürſtl. Brandenburgiſchen Kanzler Friedrich Pruckmann zu Berlin.

Churfürſtlicher Brandenburgiſcher
Wohlverordneter Herr Canzler!

Ehrenfeſter, Hochachtbar und
Hochgelahrter inſonders groß-
günſtiger Herr und hochgeehrter Beförderer!

Ew. Herrligkeit können wir nebſt Anerpietung unſrer allſtets bereitwilligſten Dienſte unerinnert nicht laſſen, welchergeſtalt wir kurz vor den Oſter-

lichen

lichen Feyertagen eine abgefaßte Ordnung, wie es hinführo in Verlöbnissen, Hochzeiten, Kindelbie- tern und Begräbnissen allhier gehalten werden möch- ten, E. Hochachtb. Herrligkeit insinuiren lassen, darauf wir den durch das hinwieder erlangtes Recepisse verständiget, daß alsbald bey Ausgang der Feyertage deshalb genugsame Resolution er- folgen solle.

Nun verhalten E. Hochachtb. Herrligkeit wir nochmalen Dienstlich nicht, daß in obgedachten Gelagen und Zusammenkünften ein solcher großer Mißbrauch und Ueberfluß, auch sothanes unhöf- liches Schlammen vorgehen thut, daß die Burger- schaft und Einwohner dadurch allbereit theils gänz- lichen verarmet, theils auch an ihrer Nahrung so viel Abbruch erlitten, daß sie sich kaum nunmehro nottdürftigt erhalten, hergegen aber die bürgerli- chen Onera nicht tragen, noch so wenig Chfl. Durchl. als dem Rathe das ihrige abtragen können.

Denn anfänglichen in Verlöbnissen zu 4 und 6 Tischen, in Hochzeiten aber etliche zwanzig Tische Volks von dem Sonntage Abends an bis auf den Mittwoch inclusive gespeiset und bewirthet werden müssen, zugeschweigen das allbereits von dem Don- nerstage zuvor an die Umbitter und Köche gespeiset und also das panquetiren ganzer acht Tage über getrieben wird, wenn nun solches vorbey und die Hochzeiter Anlage, was aufgangen, machen, wissen sie zu öfters nicht, wornauß noch ein- können

können ſich auch ihrer Erſchöpfung ſchwerlich ſo wiederum erholen.

Beym Kindtaufen werden 2, 3 auch 4 und me Tiſche Weiber geſpeiſet und zwart mit Kuchen Obſt und Confect, welches dennoch dergeſtalt gro gebakken und zubereitet seyn muß, daß es ſehr ſchw und nicht ohn merklichen Unkoſten zu erzeugen.

Wenn nun nach geendigten Sechswochen di Sechswöchnerinn zur Kirche gehet, werden zu Mit tag ſo viel Tiſche Frauen zuſampt ihren Kinder mit einer vollkommlichen ſtarken Mahlzeit auc Wein und Bier, zu Abends auch, imgleichen di ſämtlichen Männer, wie auch noch des andern Ta ges ein paar Tiſche voll dergeſtalt geſpeiſet und ab gewirtet, daß auch darauf an Victualien und andern ſo viell gehet, als mancher vornehmer Mann in Berlin, der dieſergleichen Leute an Ver mögen ſehr hoch übertrift, zu einer Hochzeit we gen der daſelbſt angeſtellten löblichen Ordnung, m weitem ſo viel nicht bedarf, es gehet auch bey der gleichen Kindelbieren, und auch Hochzeiten dieſe große Unart im Schwange, daß alles dasjenige an Eſſen, was aufgetragen wird, und von den Wei bern und Kindern nicht gänzlich verſchlukket wer den kann, nach Hauſe geſchaffet wird, daß manche zu öfters etliche Tage ſich davon behelfen, und muß ſich der Wirth des anſehnlichen Eſſens, ſo er auftragen läſſet, gänzlichen verzeihen, welches er zuvor mit vor ſein eigen Maull ſparen, und mit

ſaurem

Digitized by Google

tem Schweiß erwerben müſſen. Sonſt werden Begräbniſſen imgleichen etliche Tiſche zu vier auch wohl mehr mit Männern und Weibern ſeiſet, welches denn nachmaln die Erbſchaft ſehr kleinert.

Dannenhero wir, aus obangezogenen, dieſem n vorzukommen und den Verderb der gemeinen rgerſchaft zu verhüten, genöttiget worden, ge gt derowegen an E. Hochachtb. Herrligk. unſer z dienſtlichſt Bitten, ſie wollen hierin unſer günſtiger Beförderer ſeyn, damit ſolche Ord ng eheſt (weil anitzo viel Weiber danieder liegen, nach den 6 Wochen ihren Kirchgang mit großem pränge und Unkoſten zu halten gemeint) erfol und wo möglich Beyzeigern überſchikt und ter andern darin inſerirt werden möge, daß wir der Strafe in allen Punkten unfehlbar nach en, und uns von dem Ämte kein Eintragk hierin chehen möge. Wir ſtellen auch E. Hochachtb. rrligk. dienſtlich anheimb, wo und wie ſie ſolche ſere Ordnung ändern, und ob ſie das Speiſen m Kirchgange gänzlich abſchaffen; und daß hin en die Sechswöchnerin nur allein mit der Wei mutter zur Kirche gehen ſolle, anordnen wollen.

Und ſeindt ſolches nebſt Darlieferung dankbar er Gebür, mit möglichen Dienſten jederzeit zu rſchulden bereitwillig.

Geben zu Für ſtenwalde, am 21 April An. 1626.

E. Hochachtb. Herrligk.
dienſtbereitwillige
Bürgermeiſtere u. Rath männe daſelbſt.

14.

Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs.

(Man ſ. Mai, S. 453.)

Der Reichstag iſt nunmehr den 5 Mai in Frankreich eröfnet. Der König hat dies vermittelſt einer Rede gethan, die er an die verſammelten Stände hielt. Auf dieſe Rede des Königs folgte eine Rede des Großſiegelbewahrers; und den Beſchluß der erſten Sitzung machte eine Rede des Generalfinanzdirektors Necker. Von dieſen drei Reden iſt uns bis heut nur die erſte bekannt geworden. Von der Rede des Großſiegelbewahrers wiſſen wir itzt noch nichts; und von Neckers Rede, die uns nach unſrer Abſicht eigentlich intereſſiren würde, wiſſen wir zu wenig, als daß wir darüber ſchon ein Urtheil fällen ſollten. Die Leſer der Monatsſchrift werden ſich daher noch einen oder vielleicht auch zwei Monate gedulden müſſen, ehe ich meine Bemerkungen über die Neckerſche Rede, und die darin vorgelegten Finanzgrundſätze, werde mittheilen können.

Berlin, d. 20 Mai 1789.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google